39
649(1

<36604838660019

<36604838660019

Bayer. Staatsbibliothek

Pantheon

der

Geschichte

des

Teutschen Volkes

durch

Dr. Ernst Münch

Professor an der hohen Schule zu Freiburg mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede

und

eine Gesellschaft von Künstlern

Einfältiger Sitte bist du und weise
Bist ernstes tieferes Geistes Kraft ist dein Wort
Entscheidung dein Schwerdt. Doch wandelst du gern es in die Sichel und triefst
Wohl dir! von dem Blute nicht der andern Welten

Klopstock an das Vaterland

[1825]

Erster Band

S.-n. 14534

Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht

Karl Egon

Fürsten zu Fürstenberg,

Landgrafen in der Baar und zu Stühlingen, Grafen zu Heiligenberg und Werdenberg ꝛc. ꝛc. ꝛc.

dem

thätigen Freunde und Beschützer

teutscher Wissenschaft und Kunst

in tiefer Verehrung

die Herausgeber.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Allen Teutschen.

Die Kunde von den Thaten der Väter, von der Kraft der Tage, die vorüber sind.

Ihr, in der glänzenden Ohnmacht dieser Zeit, die ihr durch Selbstsucht, Feilheit und Stumpfsinn verblendet und erschlafft, kaum euch selber mehr erkennt, und die großen Verhältnisse der Geschichte und das mächtige Walten des Weltgeistes nicht begreift, der vergeblich warnend zum befangenen Dünkel dieser Tage spricht; erhebt das Auge nach den Räumen der Vergangenheit, das abgeschwächte durch den Rückblick auf sie zu stärken und zu erhellen. Dort wandelt eine lange Reihe ehrfurchtgebietender Gestalten auf und nieder. Diesen verneiget euch mit dankbarer Bewunderung und lernt von ihnen das Unsterbliche erkennen, auf dem aller Adel unsers Geschlechtes ruht. Denn sie haben die Erde beherrscht in allem Glanze irdischer Herrlichkeit, und den Stolz der Gewaltigsten mit ihrem Arm geschlagen. Einem Volke voll frommen Sinnes und demüthigen Glaubens, aber scharf in seinem Verstande und furchtbar im Grimm, zu jedem Ruhme Weg sich bahnend, jeder Männertugend das Daseyn verleihend, leuchteten sie in guten und bösen Tagen voran und erfüllten die Welt mit der Glorie seines Namens. — Dies Volk der Thaten und der Helden ist das teutsche Volk. Germanien heißt das Mutterland der Tugenden und Größen.

In schauerlich-heiliger Einsamkeit, zwischen Götterhainen und Riesengräbern, rauscht die Eiche der Urzeit, großentheils vom Auge der Geschichte unerforscht. Nur der Sang der Barden und der Skalden und geweihte

Sagen der Erinnerung erschallen, majestätisch wie Bergströme, durch die üppige Fülle ihrer Zweige zum fernen Ohr der Nachwelt herüber. Die Sonne der Kultur verdrängt allmählig das furchtbar-prächtige Nordlicht einer wilden, unbeugbaren Freiheit, die nur das Schwert und den Zorn der Götter kennt; der Brauch weicht dem Gesetze; vor dem gekreuzigten Heiland flieht das streitbare Geschlecht der Asen. Immer dichter und stolzer mehren sich die Zweige und breiten sich über mehr als einen Welttheil aus. Alle Nationen ruhen unter ihrem Schatten. Aber auch der Feind hat tückisch bereits die Wurzel untergraben und das Mark der innern Lebenskraft angebort. Mit jedem Jahrhundert fällt der Schmuck der Zweige mehr; zuletzt steht blos der Rumpf noch da, aber auch dieser Ehrfurcht gebietend. Mit Seufzen erträgt er die Gewalt der Zeit, und sehnt in niemals aufgegebener Hoffnung, vermöge der noch ingebliebenen Kraft, der Wiedergeburt sich entgegen, die durch treu-innige Verschlingung der Geister mehr, als der Marken, bei jedem Volke wird, welches politisch auch untergegangen.

So erscheint dem bessern Sohn des Vaterlandes die Geschichte desselben.

In ihrer ältern und mittlern Periode stellt sie sich ihm und so auch dem Geschichtschreiber der Menschheit nothwendig als der Uebergang zu einer neuen Gestaltung des europäischen Welttheils dar. Während Rom, vom Raub der überwältigten Nationen vollgenährt, im Siegestaumel seines Glückes sorglos schwelgt, keinen irdischen Feind in der Gegenwart mehr erkennend, keinen in der Zukunft fürchtend: regt und übet bereits, geschützt von undurchdringlichen Forsten und Sümpfen und von gebieterischen Strömen, die selbst den Lauf eines Cäsars hemmen, zum bevorstehenden Kampfe sich der Riese, welchen das Verhängniß zum Rächer der unterjochten Welt und zum Gründer der neuen Ordnung der Dinge geweiht hat. Bald ertönt der Schreck seines Namens in die ewige Stadt und in die Sitze der Ueppigkeit und des Hochmuths. Die Harsthörner

Bojorichs und Teutobochs rufen, fast vor ihren Thoren, das Andenken an Brennus und Hannibal zurück. Legionen fallen, über Kunst und List siegt der ungestüme Andrang germanischer Tapferkeit. Roms größter Held macht sich auf, mit den starken Söhnen der Natur zu streiten; mit Mühe nur und nicht ohne Beschwörung der ganzen alten Römerkraft gelingt es ihm, und nur dem einen Marius, zur Zeit noch das Verderben von der Heimath abzuwenden.

Aber auch dieser Sieg schützt in die Dauer nicht; Roms Ueberwindlichkeit ist dargethan; das Geheimniß seiner Schwäche und Entartung wird von dem treulos gewordenen Glück täglich mehr an den Feind verrathen. Ueber die Trümmer jener Mauern und Thore, durch welche der gefesselte Teutobech hoch über Sieger und Landsgenossen ragend, jetzt geführt wird, soll dereinst nach wenigen Jahrhunderten in noch stolzerer Herrlichkeit, als Triumphator über Rom, ein anderer germanischer König einziehen. Die Feinde scheinen selbst im verderblichen Bruderkrieg, der sie zerfleischt und theilt, nur ihre Kräfte zum Streit wider die Tyrannen der Welt zu prüfen und zu stählen. Bald tilgen sie die leichten Spuren aufgedrungener Herrschaft; die Blüthe des Römerheers erliegt in den unheilvollen Schluchten, wo die Rachegötter ein nie gesehenes Opfer feiern. Auch Germanikus hohe Tugend überwältigt Hermanns Muth und Wachsamkeit nicht. Den größten Helden des alten Roms an Kraft der Seele und des Armes gleich, besteht Civilis die Heerschaaren des Vitellius und Vespasians; als Bothin der Götter ruft Velleda Teutschlands Völker zum Rachekrieg; die Weisheit Mark Aurels erliegt dem Schwert der Markomannen.

Mit jedem Jahrzehnt wächst die Kühnheit der Germanen wie ihrer Feinde Ohnmacht und Verderbniß. Völkerbünde gestalten sich drohender fortan zu einem und demselben Ziele. Die tausend Bäche einer und derselben stammverwandten Nation von Osten und von Norden sammeln sich zu einem verheerenden Strom, der alle Dämme der List und

Staatskunst siegreich durchbricht, bis der Sturz der größten Weltherrschaft, die je bestanden, endlich gelingt. Die befleckte Majestät der Cäsaren wird hinter dem letzten Bollwerke, wo sie sich zu sichern wähnt, erschlagen, und Alarichs, Odoakers, Dieterichs, Chlodowigs, Genserichs und Alboins Königsthrone erheben sich auf den Ruinen. Teutschland, Gallien, Hispanien, Italien und Afrika erhalten neue Gesetze, und die milde Lehre des Sohnes der Maria zähmt das sturmbewegte Herz der Ueberwinder. Zwar erscheint fern von Osten her ein anderes Volk des Glückes und des Schwertes, als Nebenbuhler seiner Größe, und bereit, den Anspruch auf die Welt auch im Abendlande durchzusetzen. Die Araber der Wüste, nach Besiegung des Orients zu einem einzigen ungeheuern Feldlager angewachsen, dringen siegreich bis ins Herz von Frankreich vor. Da stellt, als Wehr der Christenheit und aller Germanenreiche, Karl der Hammer sich entgegen, und das Blut der Saracenen überströmt die Gefilde von Tours. Europa ist gerettet, und christlich-teutsche Bildung soll von nun an allein seinem Schoos entkeimen.

Endlich setzt sich die Fluth der Völkerwanderung. Karls des Großen Thron wird die heilige Achse des Gleichgewichts in dem erschütterten Erdtheil, der Anker der Hoffnung für alle Christen der Welt. Normann und Saracene, Römer und Grieche weichen der Ehrfurcht seines Namens. Der Wechselhaß von Franken, Sachsen und Longobarden wird mit dem Schwert versöhnt; dem mächtigern Geiste des Frankenkönigs erliegt Wittekinds Heldenmuth und Odins Götterdienst. Die Krone des heiligen römischen Reiches teutscher Nation wird von dem Vater der Gläubigen auf Karls Haupt gesetzt. Aber auch der große Held der Zeit erliegt dem Gesetze der Natur. Unwürdige Feiglinge zertrümmern das Werk seines Geistes und seiner Hände. Anarchie, Ungarn und Normannen drohen Teutschland gänzlichen Untergang. Aus diesem rettet es der Städtegründer Heinrich und des Löwen Otto furcht-

bares Schwert. Bei Merseburg und auf dem Lechfelde wird neuerdings des Reiches Selbstständigkeit und Ruhm begründet, bis in noch gefährlicherm Streite ein ganz anderer Feind sie neuerdings bedroht. Für die entrissene Kirchenfreiheit, die Majestät des Kaiserthums und die Ehre teutscher Nation wird gegen geistliche Gewalt nun gefochten; zuvörderst in erfreulichen Anfängen, während der ersten Salier kraftvollem Regiment; sodann mit tiefster Schmach und beweinenswerthem Mißgeschick in dem Fortgang des ungleichen Krieges, wo physische Waffen den moralischen unterliegen, und Hildebrands Riesengeist den Eigennutz der Fürsten und des Kaisers moralische Ohnmacht leicht bemeistert; endlich würdevoll im heldenmüthigen Widerstand der glorreichen Hohenstaufen. Der Mittagspunkt der Herrlichkeit teutscher Nation ist nunmehr angebrochen. Die Partheiung im Innern wird durch Gewalt wie durch Verstand und persönliche Würde gedämpft; alle Anstrengungen trotziger Vasallen scheitern, und selbst der Welfen hoch-verrätherischer Uebermuth erliegt mit ihrem größten Verfechter, Heinrich dem Löwen, der edlern Größe Friedrichs I. Härtern Kampf bietet der Lombarden verzweiflungsvoller Freiheitssinn entgegen, aber auch dieser empfängt blutige, ja oft Todeswunden, vom Schwert des Teutschen, das ihre Städte zerstört und seine Gesetze ihnen aufzwingt. Im Norden und im Morgenland wehen siegreich teutsche Banniere. Dänemark, Schweden, Polen und Böhmen huldigen der Oberhoheit des Reichs; Frankreich, England und Rußland zittern und ihre Gesandten nahen dem Oberhaupte desselben mit Demuth. Selbst der Statthalter Christi auf Erden, welcher widerspenstige Throne bisher mit Blitzen aus jener Welt zerschmettert oder beben gemacht, empfängt, obwohl in einem Augenblick der feindlichen Schwäche (weil Verrath die Nationalkraft gemindert) Sieger, mit unverhaltenem Frohlocken den dargebotenen Frieden, der seine Gefahren und Besorgnisse endigt. Bald aber geht die blühende, hoffnungsvolle Saat wieder unter, nachdem der zweite Friedrich, noch größer als jener erste, über sein

Jahrhundert weit erhaben, in zwei Welten sieghaft, mit der Krone Jerusalems gekrönt und vom Sultan der Ungläubigen selbst verehrt, lange furchtbar dem Widersacher, (der alle Waffen irdischer und geistiger Natur, ja selbst Hochverrath und Sohnes-Aufruhr, wider ihn ausgebraucht) — endlich seinem Schicksal und dem Geiste der Zeit erlegen ist, und der Jüngling Konradin im verrätherischen Wälschland ausgeblutet hat.

Aus der Tiefe namenlosen Elends und schmachvollster Erniedrigung rettet ein Ritter aus dem Lande der Alpen, stark wie sie, und rein wie der Himmel, der in ihren Seen sich spiegelt, aus unansehnlichen Anfängen zum höchsten Gipfel irdischer Macht gestiegen, und er richtet den umgestürzten Thron Karls des Großen auf den Leichen der Feinde des Reiches wieder auf. Teutsche Art, Treue und Tapferkeit kehren in alle Gaue zurück. Ein neues Heldengeschlecht breitet sich in vielfacher Verzweigung über Teutschland aus und einigt das Feindlich-Getrennte, Losgerissene wieder. Nur ein Bruderstamm, von dem höhern Gedanken der Freiheit bewegt, in seinem Innern durch ungewöhnliche Mäßigung, Eintracht und Frommsinn doppelt furchtbare Selbstkraft entwickelnd, reißt sich, in der Erbitterung über unwürdigen Druck selbstsüchtiger Statthalter und eines tyrannischen Adels, von dem Gehorsam gegen Habsburg los, und erschlägt in mörderischen Feldschlachten die Blüthe seiner Edlen. Zum erstenmal in der Geschichte gehorcht nun neben Fürsten, Edlen und Leibeigenen eine Eidgenossenschaft freier Bürger einem und demselben Oberhaupte. Die Dittmarsen, die Hansee wetteifern mit ihrem Ruhm. Schon ist ein neues Denkmal teutscher Volkskraft im Bund der Städte und in den Anstrengungen des Handels emporgestiegen. Die riesenhaften Erinnerungen der alten Heldenwelt und die gewaltigen Gefühle der Gegenwart ragen, verkörpert in majestätischen Domen, zum Himmel auf. Von den Wartburgen und Maneken herab hallen Gesänge von Rittern und Meistern die reinste, edelste Liebe wieder. In glanzvollen Turnieren und fröhlichen Volksfesten spricht, wenn die Drommeten des Kampfes

schweigen, ritterlicher Sinn und zarter Frauendienst in dem süßesten Zauber eines poetischen Lebens sich aus, und die wilden Herzen erschließen demüthig sich den Gefühlen, die älter als Himmel und Erde sind.

Schwere Zeiten gehen mit den Tagen Ludwigs des Baiern, und Friedrichs von Oesterreich vorüber; aber die herrlich bewährte teutsche Treue überstrahlt siegreich die blutige Flamme des Bürgerkriegs. Scenen des Edelmuths, wie keines Volkes Geschichte sie bietet, begeben sich unter teutschem Himmel, und lassen die Tugend im Fürstenkleide, allen Nationen zum erhebendsten Beispiel, glänzen. Allmählig beginnt, mit der Luxemburger würdelosem Walten, ein Zeitraum der Schmach für Teutschland, das der Vergrößerung des einzelnen Hauses willen, nach und nach der edelsten Kräfte und Glieder beraubt wird. Durch Kaiser Sigmunds und der Väter zu Konstanz Meineid zieht der Wettersturm des Hussitenkriegs mit furchtbarer Wiedervergeltung über einen großen Theil des Reichs; der von den Vätern zu Basel hingegen der Tyrannei der Päpste angedrohte Sturm zieht sich, durch Friedrichs III. Mattherzigkeit und Aeneas Sylvius verschlagene Staatskunst abgeleitet, vorüber. Aufs neue erhebt sich die Macht von Habsburg, um als kräftiger Schwerpunkt das bedrohte Reich aufrecht zu erhalten. Der böse Genius Teutschlands und der Christenheit hat aber in Friedrichs Person einen allzu friedlichen Herrscher als Schirmer der Nation hingestellt, da wo nicht nur ultramontanische List, sondern auch der Osmanen ungeheuere Streitmacht täglich furchtbarer sie bedrohen. Zu spät erscheint der ritterliche Max, mit allem Großsinn und Heldenmuth und allen Tugenden besserer Zeiten. Die Nationalehre nach Aussen geht wider Türken, Römer, Franzosen, Venetianer und Schweizer verloren; die Fürsten des Reichs und die Diener des Kaisers üben Verrath an ihm. Doch festigt Maximilian I. nach Innen das Reich durch Anstalten, die einen Solon geehrt haben würden, durch Herstellung der Ruhe und Gleichheit des Gesetzes. Von Aussen aber drängt und überlistet mit allen Künsten einer vom Prinzip

des Bösen bereits angefressenen Zeit, eine grundschlechte, machiavellistische Politik, die nach drei Jahrhunderten durch französische Meister ihre Ausbildung und Vollendung auch in Teutschland erhalten hat. Das Faustrecht ist zu Ende, aber ein geistiges droht nun nach allen Richtungen zu rasen. Der Geist der Zeit, die verschmähten Lehren der Geschichte, die Aufklärung der Geister, durch die Kreuzzüge und durch die in unserm Vaterland erfundene Buchdruckerei mächtig vorbereitet und gefördert, dringen auf Herstellung alter, natürlicher sowohl als urkundlicher Rechte; die Gewissen begehren, irdischer Fesseln frei, wieder zu dem Schöpfer des Lichts und des Verstandes zu schlagen. Der Muth eines einzigen unerschrockenen Mannes entzündet wie ein Feuerbrand die langgehäufte Glutmasse kühner Ideen und Begriffe. Begeisterung und Eigennutz verkünden mit getheilten Zwecken einen neuen Glauben dem in seinen Grundfesten erschütterten Europa. Von nun an söndert sich Teutschlands Interesse vom dem Interesse des Hauses Oestreich, das, furchtbar durch Spaniens Besitz und das Gold der neu entdeckten Ländermassen jenseits ferner Meere, den todtbringenden Sturm dem Stuhle Petri zum Theil wieder beschwichtigt, da den Gegner die Heiligkeit seiner Sache, im Gewühl profaner Leidenschaften und irdischer Zwecke verlassen. Düstere Wolken sammeln sich am politischen Horizont: fürchterlich drückt die Gewitterschwüle: in zwei Nationen steht das eine Teutschland, für Jahrhunderte geschieden, schlachtgerüstet sich gegenüber. Da entladet sich der lange zögernde Blitz in seinen fluchbeladenen, verderbenschwangern Regionen. Die durch des Feindes geistige Schwäche stark gewordene physische Macht wird durch den Sieg zum Uebermuth verführt, aber sie soll nach des Himmels Rathschluß wieder niedrig werden vor den Völkern der Erde, weil sie zur Allmacht sich erheben will. Ein Heldensohn des Nordens naht, durch Heermacht und Hülfsquellen weniger, denn durch die Freiheit, die er verficht, durch die öffentliche Meinung und das Vertrauen auf Gott und sich selbst unüberwindlich, von den Gestaden des baltischen Meeres her,

und wie einst der kühne Otto die Skandinavier von Odins Dienste weg und zur Verehrung des wahren Gottes gezwungen, so will nun Gustav Adolf, der Beherrscher einer verachteten und lange dienstbaren Nordlandsinsel, die treulos gewordenen Brüder im Süden zu reinerm Dienste für eben diese Gottheit wieder zwingen, und den Fels der Hierarchie in Europa zersplittern.

Dreißig Jahre des Brudermordes kämpfen sich langsam blutig und in warnenden Glückswechseln vorüber. Teutschland ist zur Mörderhöhle, das Land des Sieges zum Spott der Fremdlinge geworden. Auf den Gräbern seiner edelsten Männer und kraftvollsten Jünglinge, auf den Ruinen verwüsteter Städte und Dörfer schließt den schmählichen Krieg ein noch schmachvollerer Friede. Mit jedem Geschlechte dringt die Anmaßung der Fremden räuberischer in das Heiligthum teutscher Ehren ein; die Götzenbilder von Paris besudeln die Stellen, wo Hermanns, Karls und Heinrichs, der Ottone, der Hohenstaufen, der Habsburger Heldenbilder einst verehrt und heilig waren; der Mehlthau französischer Sitten zerfrißt die Blüthe teutscher Kraft; der teutsche Genius ist in dem wüsten Lärm der Theologen und der neuen Scholastiker und in der Buhlschrift mit fremden Musen entflohen; der Keim des Edelsten erstickt, in der Hoffarth der Höhern, der Niederträchtigkeit des Volks, der Selbstentehrung der Gebildeten. Mittlerweile pflanzt auch der Ungläubige die Banniere der Knechtschaft über Ungarns Burgen und den Thoren der Hauptstadt des Reiches auf. Die Kraft der Feldherren geht durch die Räubertaktik französischer Diplomaten, die Unteutschheit der Fürsten und die Feilheit bestochener Minister verloren. Civilisirte Barbaren aus dem Lande, das sich den Mittelpunkt europäischer Gesittung pries, hausen, wie einst die Tamerlane und Dschingischans in teutschen Provinzen mit Mord, Brand und Aufruhr; und der allerchristlichste König, getreuer Bundesgenosse der Ungläubigen, verhöhnt mitten im Frieden Christenthum, Völkerrecht und feierliche Verträge.

Endlich erscheint nach langen Jahren nur in der Form wechselnder Schmach, durch wenige Denkmale alter Volkskraft unterbrochen, eine fürstliche Frau, den entweihten Scepter des Reichs mit kräftiger Hand wieder zu führen. Aber ihr Schicksal und ihr Ehrgeiz durchwühlen aufs neue den innern Frieden der Nation, und machen die große Armuth des Nationalcharakters und die Ohnmacht der Heere des Reichs vor aller Welt offenbar. Ein teutscher Fürst, bestimmt, in Kurzem die Zierde Europa's und der Bildner eines philosophischen Jahrhunderts zu werden, ringt in hartem Streit, seinem Streben nach selbstständiger Größe, Vasallenpflicht, Nationalität und Teutschlands Einheit opfernd, mit der mächtigen Beherrscherin des Reichs aus der Habsburger glanz-erfülltem Stamme, die den jungen Herkules in der Wiege erdrücken will. Das Genie und die Taktik Friedrichs des Großen machen die Anstrengungen von halb Europa zu Schanden, und den Sieg des Geistes über physische Streitmacht neuerdings glänzend offenbar. Reicher, kühner, mächtiger, furchtbarer als vor dem siebenjährigen Kampfe, der ihn demüthigen sollte, steht er in der Reihe europäischer Fürsten da, und er liefert auch durch sein ferneres Regierungssystem im Frieden den Beweis, daß der Fürst alles kann, der alles nur durch und für das Gesetz will, und der seinen Thron auch über die Geister sichert, durch derselben Freiheit und Erhebung. Verzweifelnd, durch Gewalt der Waffen seinen Ruhm und seine Größe zu erreichen, macht es sich der Sohn seiner Feindin, der über die Teutschen ebenfalls zu herrschen kommt, zur Aufgabe seines Lebens, nach Mark Aurels und Friedrichs Bild durch Gesetzlichkeit, Kultur und Geistesfreiheit die zahlreiche Masse der seiner Sorge anvertrauten Völker zu regieren. Aller Edlen in Europa Liebling, der Bewunderung späterer Geschlechter, die nach Gesinnungen, nicht nach Folgen Fürstenwerth zu bestimmen pflegen, versichert, aber unverstanden von seinen, aus dem Schlafe erst aufgerüttelten Unterthanen, gehaßt von Kasten, die er im Gesetze den übrigen gleichstellte, groß und kühn im

Entwurfe und aufrichtig im Willen, aber rasch in der That und deßhalb im Irrthum, weil er Freiheit durch Willkühr in ihre Rechte setzen wollte, glänzt und erliegt der zweite Joseph, bei weitem der edelste Fürst des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Fehler Friedrichs und Josephs zeigen sich, als die durch Gräuel und Wahnsinn geschändete Freiheit der Neufranken ihr sieghaftes Banner nach allen Ländern zu tragen sich anschickt. Die Verwaltungsmaximen im Innern des Staats, welche sich ausgelebt, und die Grundsätze einer Kriegskunst, die für solche Fälle keinen Halt wußte, vermögen nimmermehr den wilden Strom zu dämmen, der mit verführerischen Liedern von Freiheit und Gleichheit und mit ungewöhnlichen, geistigen und physischen, Waffen an dem mühsamen Gebäude einer, Menschen nur als Zahlen werthenden, ausgeklügelten Politik rüttelt. Teutschland, in sich zerfallen, verrathen, um Einheit und Willen gebracht, erliegt den Streichen der wilden Republikaner. Ihr verwegenster und glücklichster Führer, vom Sieg und dem Schicksal wunderbar begünstigt, errichtet über den Trümmern des alten Königthums und der verrathenen Republik, auf eigene Rechnung, sich einen Thron, von dem herab er bald die Schicksale Teutschlands wie beinahe aller Nationen Europa's wägt und entscheidet. Aber auch er fällt den finstern Mächten wieder heim, weil er das Recht sich nicht zur Seite gesetzt. Die durch Friedrich und Joseph und durch glückliche Umstände des achtzehnten Jahrhunderts geförderte Aufklärung der teutschen Völker wendet sich allmählig auch einer politischen Seite zu, und schafft nach und nach wieder einen Nationalwillen, eine Nationalbegeisterung, eine Nationalkraft, durch diese aber die Sehnsucht nach Freiheit von Aussen. Mit dem Volkshaß und den Anstrengungen der Waffen verbinden sich die Elemente und der Zorn des Himmels; gemeinsam durch Volk und Fürst, die zum erstenmal sich wieder einander vertraulich nähern, fällt der unbesiegbare Feind; im Herzen von Teutschland wird die erste, in Civilis Vaterland die

zweite große Völkerschlacht geschlagen; teutsche Banner wehen auf den Thürmen des neuen Babylons, und an der Stelle despotischer Willkühr und anarchischer Freiheit wird das urkundliche Recht und die gesetzliche Freiheit verkündet, die Fürst und Volk durch wechselseitige Bürgschaften enger umschlingen, und von den Gefahren unumschränkter Gewalt wie verderblicher Selbsthülfe für immer retten soll.

Erste Abtheilung.

Alte Zeit.

Des alten Teutschlands Lage, Grenzen, Stämme, Völker, und seiner Bewohner Name, Abstammung und physische Beschaffenheit.

Sehr mangelhaft sind die Nachrichten, welche Geschichtschreiber und Länderkundige der Alten, worunter wir vorzüglich Griechen und Römer meinen, von dem Zustand und Wesen der alten Teutschen geliefert haben. Daran trägt bei den Erstern die wenige Berührung mit denselben, bei Letztern aber zum Theil die Wunderlichkeit ihrer abgeschlossenen Welteintheilung und die selbstgenügsame Gelehrsamkeit, welche genaueres Forschen ausschloß, zum Theil auch, in spätern Jahrhunderten zumal, wo sie mit germanischen Völkern unrühmlichen Kampf bestanden, National-Hochmuth und Verachtung der Barbaren, wohl die meiste Schuld. Wie in neuerer Zeit noch die affektirte oder wirkliche Unwissenheit der Franzosen alles, was außer dem Süden, oder auch nur jenseits des Rheines lag, mit „Barbaren“ bevölkerte, so kannte auch die Einbildungskraft der Römer im damaligen Norden nur Hyperboräer, Makrobier, Kimren u. s. w. und erschöpfte sich in Schilderungen von dieser Länder Schauerlichkeit, und ihrer Bewohner Wildheit und Barbarei. In solcher Färbung mußte Teutschland besonders lange Zeit den Dichtern Roms als Schattenseite dienen, die des blühenden Landes Italien Reize und Glückseligkeit um so blendender hervorheben sollte.

Nachdem wenigstens die krassesten Vorurtheile im Verlaufe mehrerer Geschlechter sich verloren hatten, kam als die herrschende Hauptansicht jene geographische Hypothese auf, welcher zufolge im Nordost von Europa nichts als Scythen, mit einer zahlreichen Reihe von Nebenvölkern, im Nordwesten dagegen blos Kelten hauseten. Selbst der verheerende Kimren- und Teutonenkrieg, der neben keltischen Völkern mehrere, von diesen auffallend abstechende Nationen germanischen Stammes ihnen entgegenführte, bekehrte sie noch von ihrem Irrthum nicht. Diese Aufgabe war erst der Zeit vorbehalten, wo Heervest und seine Sueven, und später darauf noch mehr als ein teutscher Volksstamm, und endlich gallische Volkssagen selbst von der Germanen Schrecklichkeit, so wie der Vergleich zwischen Sprache, Charakter und Sitten beider Völker, dem genauer forschenden Cäsar die Ueberzeugung von dem großen Unterschied zwischen den mannhaften und heldenmüthigen Teutschen und den feigen, knechtisch-gesinnten Galen, so wie von dem ganzen übrigen Stamm der Kelten beibrachten. Immer mehr einzelne und nach verschiedenen Stämmen benannte Völker, unter denen jedoch bald die gemeinsame Verwandtschaft und theilweis schon Verbrüderung sichtbar ward, lernte nun der römische Feldherr kennen: da kam der Name Germanen, den bisher nur das Volk der Tungrer sich selbst gegeben hatte, als Gesammtname für alle teutsche Völker in dem Munde der Römer auf; bei diesen Letztern, um jene faktische Verbrüderung damit auszudrücken; bei den Teutschen selbst, nach richtigerer Wortforschung, um jene Idee, die sie alle beseelte, die Streitbarkeit und Kriegslust der Nation mit den Worten Ger und Wehr, die ein und dasselbe in all ihren mannigfachen Zusammensetzungen bedeuten, zweckmäßig dadurch zu bezeichnen. Auf solche Weise lassen sich am leichtesten die zwei verschiedenen Ableitungen des Namens der Germanen vereinigen. Nach dieser Periode läuterten sich der römischen Erdbeschreiber Begriffe zusehends um ein Bedeutendes, und nach Plinius, Tacitus und Ptolomäus Zeiten verdrängte nachstehendes geographische

Gemälde, das wir nach der Zeichnung eines bewährten Meisters in dieser Wissenschaft* ohne Aenderung hier geben, die Täuschungen und Vorurtheile früherer Jahrhunderte.

„Germania reichte von Gallien aus gegen Osten zusammenhängend bis an und über die Weichsel hinaus; im fernen Osten durch Polen bis zum Pontus Euxinus wohnten auch noch Germanen zwischen sarmatischen Völkerschaften, doch ohne Vermischung; mehrere Reinlichkeit und feste Sitze machen den Germanen von den meisten nomadisch lebenden Sarmaten kennbar. Die Länge des Landes hatte also eine größere Ausdehnung als in neuern Zeiten; nicht so die Breite von Norden nach Süden. Zwar besetzte der Teutsche alle Striche der Seeküste und reichte noch weiter nördlich nach Schweden; aber auf der Südseite begränzte ihn ursprünglich der große orkinische, oder wie er später hieß, der hercynische Bergwald. Er stieg, nach Cäsars und seiner Teutschen Angabe, vom Schwarzwald bis zum Spessart gegen Norden, zog dann gegen Osten fort bis ins ungekannte Land nordöstlich von Siebenbürgen. Spätere Untersuchungen jedoch beschränken ihn in seiner eigenthümlichen Benennung auf den östlichen Theil der großen, zweihundert Meilen lang fortlaufenden Gebirgsreihen, oder auf den Böhmerwald und den westlichen Theil der Karpathen. Uebrigens galt er in jener allgemeinern Bedeutung als die Scheidewand zwischen dem nördlichen und südlichen Teutschland, und in den Urzeiten als die Südgränze des teutschen Stammes und als die Trennung von den beltischen Völkerschaften. Der Teutsche überschritt die von der Natur ihm hingestellten Schranken, durch innere Unruhen, überfließende Menschenzahl und Kriegslust getrieben. Die gewaltigen Kimbern und Teutonen erschütterten die Grundvesten der beltischen Südbewohner, und erleichterten den spätern Haufen von Auswandrern, oder den Sueven, die Vertreibung der Kelten aus den Donaugegenden, und die Donau blieb den Deutschen nach langem Herumziehen die Südgränze.“ —

---

* Mannert, in seinem Werke: Geographie der alten Völker.

Das Volk der Teutschen ist ein unvermischtes Urvolk, das aus unbekannten Wohnsitzen Asiens, durch Umwälzungen der Natur oder kriegerische Ereignisse, in Zeiten, die der Kenntniß des Geschichtschreibers ewig verschleiert bleiben, jedoch aus mehr als einem großen Denkmal und Vergleich der Weltrevolutionen geahnet werden, nach den Gegenden gekommen ist, in welchem es heut zu Tage noch verweilt. Die nächste Verwandtschaft in Sprache, Sitten und Art des Götterdienstes findet man mit den alten Persern; nach kühnen Hypothesen neuerer Alterthumsforscher *, die mancher annehmbaren Gründe nicht ermangeln, sollen sie aus dem uns noch immer dunklen Indien, in Folge eines hundertjährigen Kampfes zwischen zwei großen Hauptkasten, von denen die eine ** das harte Joch der andern, wiewohl endlich mit unglücklichem Ergebniß, abzuschütteln strebte, in das Herz von Europa gekommen seyn, durch alle Völker Weg sich mit dem Schwerte bahnend, die Kelten aus ihrem bisherigen Wohnsitz vertreibend; daher bei diesen der lange noch dauernde Germanenschreck. Die meisten Geschichtschreiber haben zwar bisher der Vermuthung des Tacitus beigestimmt, welcher es unwahrscheinlich fand, daß ein so großes Volk bessere Wohnsitze sollte verlassen und ein neues Vaterland unter einem so rauhen Himmel und auf so wildem Boden eingenommen haben. Allein abgesehen davon, daß Noth und nicht Lust sie dazu vermocht haben konnte, so stützt Tacitus diese seine Meinung auf den Umstand, daß alle Kolonisationen dieser Art zu Schiffe vorgegangen, was hier doch nicht wohl möglich gewesen sey. Daß aber von Letzterm das Gegentheil gleichwohl geschehen, und die große Einwanderung nach der oben angedeuteten Hypothese durch große Züge zu Lande bewirkt werden konnte, beweist sich aus den nachmaligen Völkerwanderungen am besten. Nach den ältesten Sagen der Teutschen war ein Gott selbst, Theut, oder Thuisto (auch Thuiskon

---

* Z. B. des scharfsinnigen Radlof zu Bonn.

** Die Ditis oder Buddhisten.

genannt) geboren aus der Erde, oder Odins und Hertha's Sohn, des Volkes Urheber. Denn er erzeugte den Man und von ihm stammen sämmtliche Germanen oder die von seinem Vater also benannten Teutschen. Die Ingävonen, Hermionen und Istävonen, nach den Söhnen Mans also benannt, bildeten die drei ältesten Hauptstämme. In spätern Zeiten ward nachstehende Eintheilung der Stämme und Völkerschaften vorherrschend. Man unterschied in geographischer sowohl als geschichtlicher Hinsicht vorzüglich drei teutsche Hauptstämme, den sächsischen, suevischen und gothischen. Der sächsische begriff den Nordwesten von Teutschland, zwischen Elbe und Rhein, um die Aller, Leine, Weser, Lippe, Ruhr und Ems, oder Cherusker, Fosen, Dulgiberier, Usipeter, Teuchterer, Sigambrer, Bruckterer, (später verdrängt von Chamavern und Angrivariern), Marsen, Ansibarier, Friesen, Kauchen und an der Ostsee die Kimren. Der suevische umfaßte in einer Art von Halbkreis die Völker des sächsischen Stamms bis an die Ostsee, an dem rechten Elbufer, an der Havel, Spree und Oder, in Thüringen, Franken; an der Saale, am Main hinauf bis an den Neckar und die Donau, die Katten, (in ihrer Geschichte aber dem sächsischen Bunde mehr verbrüdert, die Longobarden, Reudinger, Semnonen, Avionen, Angeln, Variner, Hermunduren, Markomannen, Narisker und Quaden. Zu dem gothischen endlich gehörten die ursprünglich und vor der großen Revolution der Wanderung im Nordosten der Sueven, an der Oder und Weichsel, an der Bernsteinküste, in Schlesien und einem Theil von Polen, so wie an den Ufern des schwarzen Meeres wohnenden Gothen im eigentlichen Sinne, die Lemovier, Rugier, Heruler, Vandalen, Aesyer u. a.

Im Westen war der Rhein zwar Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Gränze. Vangionen, Triboken, Nemeter, Ubier, Trevirer, Nervier, vor allem die freigesinnten Bataver, waren größtentheils teutschen Stammes und lange Zeit noch auch teutscher Gesinnung. Dieß

unterschied sie scharf von den Kelten, unter und neben denen sie wohnten. Unter den drei Hauptstämmen der Germanen aber zeichnete sich der sächsische durch eine mehr friedliche, auf häusliches Leben, Anbau des Landes und bleibende Einrichtungen gehende, der suevische durch eine beinahe ausschließlich kriegerische Richtung, der gothische durch mehr Empfänglichkeit für Bildung und Gesittung aus; in ihm schlug das Christenthum die frühste Wurzel; die Kriegswuth zähmte sich hier am frühsten und wendete sich der Duldung fremder Nationalität und der Annahme fremder Kultur zu. Noch andere Völker aus germanischen, beltischen, slavischen u. a. gemischt, hausten im Süden von der Donau, seit alter Zeit bereits dahin eingewandert. Diese besaßen unter dem Namen der Helvetier, Rhätier, Vindelicier, Noriker und Pannonier die heutige Schweiz, Graubündten, Tyrol, Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Krain und Ungarn. Viele der oben genannten teutschen Völker verloren im Verlaufe der Geschlechter die alten Namen und die alte Eigenthümlichkeit, und erscheinen unter neuen Namen, mit mehrern andern durch Lage und Ereignisse zusammengeworfen, als neues Gesammtvolk in politischen Vereinen. So treten die der Sachsen, Franken, Allemannen und Gothen schon im zweiten, und noch mehr im dritten Jahrhundert auf den historischen Schauplatz.

Die besondere geographische Lage jedes einzelnen Volkes soll umständlicher und genauer als es hier möglich ist, in einer gründlich gezeichneten Karte von Altteutschland, welche dem die erste Periode schliessenden Band beifolgen wird, auseinander gesetzt werden.

Die römischen Berichterstatter über Teutschland haben, von den schon angegebenen Ursachen bestimmt, wie sie über das Ganze längere Zeit im Irrthum waren oder ihre Landesgenossen darin lassen wollten, also auch vorzüglich da, wo sie Schilderungen von der innern Lage, dem Klima und Ertrag des Landes entwerfen, gewaltig übertrieben, und der große Troß sinnloser Compendienschreiber oder breiter historischer Compilatoren

hat in der Gutmüthigkeit und im Unverstande meistens dasselbe nachgeschrieben. Mehr als ein lebendiger Beweis spricht aber dagegen. Freilich, vergleicht man das damalige Teutschland mit dem einzig herrlichen Italien, wie es von der Natur schon an und für sich begünstigt, und durch den höchsten Gipfel bürgerlicher Kultur damals noch mehr ausgezeichnet war, so wird das Land der Germanen, mit seinen einförmig-kühnen Eichenwäldern, seinen einfachen Gehöften und schlichten Wohnungen, in Nichts zersinken neben den Marmorhallen, Villen und Trophäen, die aus dem Raub der Welt und der untergegangenen republikanischen Tugend zusammengehäuft, und in allen Provinzialstädten mit verschwenderischem Wetteifer nachgeahmt worden waren. Es mußte ferner dem verweichlichten Sohne Italiens, der ausser den Reizen seines Heimathlandes noch die Genüsse und Wollüste von drei Welttheilen bei sich zu Hause hatte, und zu der Zeit, in welche seine erste Bekanntschaft mit den Teutschen fällt, bereits schon in Ueppigkeit verschwelgt und entnervt war, schauern in der kräftig-frischen Nordlands- oder auch nur Rheinesluft, die eben so frische und kräftige Körper forderte. Die Beschreibungen von der Schauerlichkeit des Klima's und der Wildheit des Bodens sind daher meistens blos als dichterische Phrasen zu betrachten, mit denen man es nicht so genau nehmen muß. Denn wenn auch durch die Pflege sorgfältiger Kultur selbst des Bodens Unfruchtbarkeit sich besiegen läßt, so bleibt das Klima doch durch alle Jahrhunderte im Wesentlichen ein und dasselbe. Aus dem Vergleich zwischen unserer eigenen Erfahrung aber und jenen Nachrichten der Römer zu schließen, müßte dasselbe gleich nach der großen Revolution der Völkerwanderung gänzlich sich geändert haben. Wenn nun aber auch der Umstand seine volle Richtigkeit hat, daß in der alten Zeit für Ackerbau und Anbau des Landes wenig geschah, und die Vernachlässigung des Bodens nach Naturgesetzen Einwirkung auf das Klima hatte, so kann dies doch nur von dem Theil der Germanen vorzugsweise verstanden werden, der dem unsteten Zug eines schweifend-kriegerischen Lebens folgend, seine Heimath

mehr im Feldlager als auf dauernden Sitzen hatte; dem übrigen Theil, der ein bestimmtes Besitzthum der Hoffnung auf glänzendern Gewinn und reichere Eroberungen in der Nähe und Ferne vorzog, genügte, was der Boden hervorbrachte, und dieser brachte so viel hervor, als sie zum Lebensunterhalte bedurften; was sie selbst nicht zu seiner Pflege thaten, verrichteten Knechte, oder nach Kriegsrecht aus gefangenen Feinden zugefallene Sclaven. Aber auch selbst an Naturschönheiten und Annehmlichkeiten fehlte es dem Lande nicht. Der Boden selbst warf, als beste Widerlegung, nach Verlauf weniger Jahrhunderte, nachdem genauere Sorgfalt auf ihn verwendet wurde, wucherische Ausbeute.

Aus der schlichten, mäßigen Lebensart der Teutschen also nur erklärt sich richtig die von den Römern vorgeworfene Armuth der Erzeugnisse. Unter dem mächtigen Schutze himmelhoher Eichen genossen sie zufrieden die Kräuter und Pflanzen, welche sie auf ihren Heerd begehrten. Die von den leckersten Römern selbst gesuchten Pastinaken, Spargeln, Rettige und Gerste sättigten ihren Hunger; Bier aus Gerste stillte ihren Durst; Haber stärkte das Streitroß, das sie zum Siege führte. Die Viehzucht fand einen ihr ziemlich günstigen Boden. Obgleich klein und unansehnlich, war das Vieh doch gesund, kräftig, dauerhaft. Das Pferd war Hausgenosse und gleichsam Vertrauter des Besitzers, seiner edlern Natur und Treue willen; in den Wäldern tummelten sich der Auerochs und der Elk (das Elend) in wilder Freiheit herum, und versuchten oft hart die Kraft und Gewandtheit des verwegenen Jägers. Falke und Habicht spielten bei Letzterm von den ältesten bis in die neuesten Zeiten eine bedeutende Rolle. Der Salm und der Silurus erfreuten schon damals selbst die Tische der Schwelger zu Rom, und ersetzten dem Germanen hundert überflüssige Leckerbissen, die die Gesundheit verderben, ohne selbst nur den Sinnen rechte Befriedigung zu gewähren. Reicher waren die Teutschen an Mineralien. Zwar versagte ihnen lange Zeit die Huld der Götter das verderbliche Gold, welches, wie kein anderes Ding auf Erden,

den Charakter der Menschheit verschlechtert und ihre Jahrbücher auf jedem Blatte, durch die Ausbrüche der Leidenschaften, die es erregt, besudelt hat. Dafür aber lieferten die Berge ihnen Eisen, um daraus Lanzen und Schwerdter wider ihren Feind zu schmieden. Freilich kannten sie auch von diesem erst spät den richtigen Gebrauch. Bedeutender waren die zahlreichen Salzquellen, für sie oft die Ursache blutiger Fehden, und vor allem die ergiebige Bernsteinfischerei, die den ersten Grund zu ihrem Verkehr mit fremden Völkern legte.

Die körperliche Beschaffenheit der alten Teutschen betreffend, findet sich für dieselben ein glänzendes Zeugniß aus Feindes Mund vor. „Obgleich — so meldet der Römer Tacitus — ihrer eine so große Menschenmenge war, so zeigten sie doch alle eine und dieselbe Körpergestalt; trutzige und himmelblaue Augen, blonde Haare, und Leiber groß und zum Angriff gestählt.“ Ihre Jünglinge, die zu Rom unter den Leibwachen des Augustus dienten, oder durch das Kriegsglück als Gefangene dahin verschlagen wurden, erregten die tiefste Sehnsucht im Herzen römischer Frauen, und der einfache Schmuck der Natur, der die angebornen Reize der germanischen Mädchen erhöhte, ließ, so wie ihr kräftig-sittiger Ernst in Gesichtszug und Haltung, in den Augen junger Römer die verbuhlte Schönheit ihrer Landsmänninnen weit übersteigen. Neidisch nahmen diese daher selbst zu dem Putze der Fremden ihre Zuflucht, und die langen, goldenen Haare der Germanerinnen dienten lange Zeit als Reserven auf dem Putztische jener Erstern.

Der alten Teutschen Gemüths- und Denkart, Thun und Treiben, Sitten und Bildungsstufe.

In dem ganzen Wesen der Teutschen spricht uns eine Rührigkeit, wie sie bei keinem andern Volk gefunden wird, ein Geist der Freiheit und der Selbstständigkeit, mithin ein völlig kriegerischer Geist, aber in edelster Bedeutung, an. Nicht die Jahre, sondern der Ernst der Jahre und die Kraft des Geistes und des Körpers schufen in ihren Augen den Jüngling zum Mann. Erst dann stand er als solcher in der öffentlichen Meinung da, wenn ihm vor allem Volk, bei feierlichem Vorsitz der Priester, der Barden, der Aeltesten und Herzöge der Nation, Schwert, Schild und Lanze dargereicht worden. Diese Handlung, die Wehrmachung genannt, war die heiligste seines Lebens; an sie knüpften sich die theuersten Erinnerungen an. Der mit den Waffen umgürtete Jüngling war ein Gegenstand der Sehnsucht der edelsten Jungfrauen, ihrer Liebe erst dann gewerthet und gewiß, und ein Gegenstand des Neides der noch zu dieser Ehre nicht gelangten Gespanen, die darin neuen Sporn zu tüchtigem Wesen erhielten. Von den Jünglingen der Katten wird erzählt, daß sie am linken Arme freiwillig Eisenringe trugen, die erst dann abgenommen werden durften, wenn sie durch irgend eine rühmliche Waffenthat den heiligen Schwur der Ehre gelöst. Nie verließen den Germanen seine Waffen; weder in der friedlichen Wohnung noch in dem Feldlager, weder in der Volksversammlung noch in der Schlacht; ja im Schlafgemach sogar und im Grabe trug er sie bei sich. Tugend und Tapferkeit verschmolzen bei ihm in die eine Virtus. Ein ächter Held war nach ihren Begriffen keiner unedlen Handlung fähig; es gab bei ihnen keine leidende, nur eine thatkräftige Tugend. Die heiligsten Schwüre geschahen bei Mans Zorn und ihrem guten Schwert.

Durch alle, ernstern und frohen Begebnisse ihres Lebens gieng dieser stolze, kriegerische Geist. Ihre Vorstellungen von den Belohnungen und Freuden des Tugendhaften nach dem aufgelösten irdischen Daseyn, hatten dasselbe Gepräge. Mit Odin und den streitbaren Asen und den Gewaltigen der Vorzeit ergiengen sich die Hingeschiedenen in kriegerischen Spielen, und empfiengen aus den Händen unsterblicher Jungfrauen Heldendank und Heldentrank. Waffen brachte die Frau am Hochzeittage dem Mann zur Mitgift mit; in Zeiten der Noth erschien sie wohl selbst damit gegürtet und ermuthigte durch doppelte Gefühle, der Liebe und des Heldensinns, den Streitmüden zum Siege. Aus diesem allen nehmen die Forscher altteutscher Geschichten Anlaß zu behaupten: „daß die Teutschen lange vor Cäsar und Tacitus noch viele uns und diesen selbst unbekannte Epochen durchlaufen haben müssen, in welchen eine solche Stimmung ihrer Neigungen und Seelenkräfte durch eine besondere Zusammenwirkung mehrerer Ursachen hervorgebracht worden.“

In Tagen, wo das Getümmel der Waffen schwieg, und weder Feinde von Aussen, noch Stamm- oder Privatfehden den rastlosen Geist zu blutigem Spiel hintrieben, versuchte der Germane seine Kraft im Kampfe mit den Thieren des Waldes, und die Jagd war die zweite vorherrschende Leidenschaft, theils durch das Bedürfniß selbst, zu Herbeischaffung des nöthigen Lebensunterhaltes und der Bekleidung, theils durch die Furcht erzeugt, die Sehnen in müssiger Ruhe erschlafft zu sehen. Die Felle der erlegten Thiere dienten ihm zum Gewande; die Flügel der Geier, Habichte und Stoßvögel zur Zier der Helme. Nur die Reichern, Eitleren legten sich eng-anschließende Kleider an. Ein großer Theil der Jünglinge, schon frühe abgehärtet, gieng meistens halb- die Knaben aber ganz nackt, bis ins Alter der Mündigkeit. Die Frauen dagegen und Jungfrauen kleideten sich züchtig und sittig, und wenn sie auch die kernhafte, blühende Brust oft unbedeckt Wind und Nebel und den Augen der Männer preis gaben, so schützte die Macht der Gewohnheit und die

Unschuld der Sitten vor Begierde und Lüsternheit. Denn trotz des Umstandes, daß der Germane Krieg und Jagd über Alles liebte, und die Geschäfte des Hauses, und die Arbeiten des Feldes Weibern und Knechten in stolzer Behaglichkeit überließ, so besaß er doch ausgezeichnet-edlere Naturanlagen, deren manche Völker auf dem höchsten Gipfel der Kultur sich nicht rühmen konnten. Diese bestanden vorzüglich in seinem unverrückten Sinn für Zucht und Ordnung, für Keuschheit, Treue und für die Heiligkeit des Familienlebens. Nirgend offenbart sich, bei aller Unterwürfigkeit in vielen Verhältnissen des Lebens, worin die teutschen Frauen gehalten wurden, so schön, wie bei den Germanen, die Achtung vor diesem Geschlechte. Sie äusserte sich aber nicht in geckischer Höfelei und Verderbung ihres Charakters durch ekelhafte Schmeicheleien und Befriedigung kindischer Launen, sondern durch Anerkennung ihres hohen Werthes als Heldenmütter, Heldenfrauen und Heldenbräute. Der Mann konnte sicher auf die Treue seines Weibes zählen; ohne Vertrauen giebt es keine weibliche Tugend. Die Künste der Verführung kannten sie nicht; wenige Fälle waren als Ausnahmen von dieser Regel bekannt. Verletzte Schaam wurde fürchterlich gerächt, und die moralische Aechtung endigte oft erst mit dem Leben der Verbrecherin, welcher nirgend eine Freistatt sich aufthat. Wenn auch Entführungen herrschende Sitte bei verwegenen Jünglingen waren, so bezog sich dies blos auf Unverehlichte, auf Geliebte, die sie minneten, und die der Väter Haß oft starr ihnen verweigerte; sie sollten eben dadurch dem Gegenstand der Liebe dann den stärksten Beweis liefern, daß dieser Liebe kein Preis zu hoch, und in ihrem Geiste Kraft und Klugheit sey. Vor allem merkwürdig aber erzeigt sich die Verehrung der Frauen in Fällen, die einen besondern Entschluß der Seele und höhere Einsicht als die gewöhnliche des Lebens forderten. In solchen Fällen begehrten und nahmen unsere Väter den Rath besonnener Frauen an; denn in dem kindlich-frommen Sinn, und in dem, so manchen wilden Leidenschaften weniger zugänglichen Gemüthe derselben, welches so

häufig durch seinen sichern Takt und klaren Blick das Rechte früher, als selbst der Verstand des Mannes findet, ahneten sie etwas Höheres, ja eine Art von den Göttern selbst verliehener Prophetengabe, nach dem trefflichen Ausspruch jenes großen teutschen Sängers: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Das höchste Verbrechen, das ein Teutscher begehen konnte, war: Treubruch. Die Rache für solchen hörte oft mit dem Tode dessen nicht auf, der ihn verübt, sondern erstreckte sich in ihren Wirkungen fort auf sein ganzes Geschlecht. Nach diesem kam die „Feigheit.“ Wer aus der Schlacht geflohen, oder vor Waffen gezittert, ward in Kloaken erstickt. Denn man hielt durch solchen Einzelnen den ganzen Stamm beschimpft. Außer diesen Tugenden der Zucht, Treue und Mannhaftigkeit gehörte die „Gastfreundschaft“ auch vorzüglich zu den National-Vorzügen. Diese ward in hohem Grade und auf die uneigennützigste Weise gehegt, und rührende Sagen bekräftigen sie. Hütte, Heerd und Lager standen dem wegmüden Fremdling offen. Mit Geschenk und Geleit entließ man ihn. Die Person des Gastes war heilig.

Wie aber? sollen wir, nachdem der Trefflichkeit unserer Altvordern auf solche Weise gedacht worden, von ihren Fehlern schweigen? Keineswegs, und zwar um so weniger, da selbst diese oft nur ein Ausfluß ihrer wundersamen Eigenthümlichkeit, eine verkehrte Richtung ihres unbeugbaren Geistes, und der Schatten eines um so glänzendern Lichtes waren. So wollen wir denn beifügen: daß Neigung zum Trunke, Hang zu lang dauernden Gastmälern, leidenschaftliche Liebe zum Würfelspiel, und die daraus oft hervorgehende Streitsucht, ja selbst oft die Hingebung ihrer Persönlichkeit, Flecken im Charakter der Teutschen gewesen sind. Nicht nur Gegenstände scherzhafter oder weniger ernsten Bedeutung, sondern selbst die wichtigsten Geschäfte des Privatlebens, ja sogar die Angelegenheiten, die des Volkes Selbsterhaltung, Wohl und Wehe, Ehre und Schande betrafen, die bedeutendsten Punkte ihrer Verfassungen und

bürgerlichen Einrichtungen kamen beim Klang der Becher in Berathung, und wurden häufig in der Begeisterung desselben geradezu entschieden. Aber unsere Altvordern unterschieden sich von ihren damaligen Nachbarn und ihren Nachkommen der neuesten Zeit, die der gleichen Leidenschaft zu fröhnen pflegen, wesentlich darin, daß, was in der Begeisterung des Trunkes vorgetragen worden war, nüchtern und bei gesunden Sinnen nochmals zur Ueberprüfung der Versammlung vorgelegt, und meist dann auch ins Werk gesetzt wurde. Ihr Muth und Entschluß verrauchte niemals mit dem Bierrausch zugleich, sondern fand in dem Leichtsinn der Leidenschaft häufig einen mächtigern Impuls zu großen Thaten, als er heut zu Tage in der nerv- und saftlosen Klügelei eines durch seine eigene Weisheit trunkenen Geschlechtes findet. Der zweite Lieblingsunfug der Germanen war ihre unmäßige Liebe zum Würfelspiel, jener furchtbare Mörder der Oekonomie, der Zeit, verständiger Geselligkeit und des Familienglücks, dessen Nachfolger in neuerer Zeit das Kartenspiel mit seinem ganzen rohen Gefolge thierischer Leidenschaften geworden ist. Es geschah in solchen Augenblicken der Selbstverirrung wohl häufig, daß die alten Teutschen ihre eigene Freiheit in das Spiel einsetzten, nachdem alles Andere schon verloren war; aber darin zeigte sich dann auch die ganze Rechtlichkeit ihres Charakters wieder, daß der im Spiel Besiegte, selbst wenn er jugendlich-kräftiger und stärker als sein Ueberwinder war, sich willig von demselben binden und als Knecht heim führen ließ. Dieselbe furchtbare Leidenschaft verführte sie auch überdies sehr oft zum Selbstverkauf in fremde Kriegsdienste, wiewohl diese in der großen Kampflust der Nation und in dem Hang nach Abentheuer und Beute noch einen andern mächtigen Grund und Ursprung hatten.

Wenn die moralische Bildungsstufe mithin dem Charakter und Grundzug der teutschen Völker angemessen und entsprechend war, so wird man leicht auch das Verhältniß der intellectuellen und wissenschaftlichen herausfinden.

Die Germanen besaßen, wie bereits schon angedeutet worden, einen gesunden, hellen Naturverstand, der das Richtige bald zu treffen, das Schickliche nach Gebühr zu würdigen und klügelnden Witz der Fremden scharf und siegreich oft zu beschämen wußte. Der Gebrauch der Schrift war ihnen unbekannt; damit aber auch ihr Mißbrauch, der zur Arglist, Verführung, Deutelei und Ueberweisheit führte. Die Lehren der Götter, die Thaten der Vorzeit, standen klar und lebendig in ihrer Brust geschrieben; Gesänge der Barden begeisterten zur Tugend in der Gegenwart, und bewahrten das Andenken an die Herrlichen früherer Geschlechter. Nur wenige Geheimnisse von den Göttern und ihrem Dienst waren in dunkeln Runen eingegraben, den Priestern und Geweihten blos verständlich, vom gemeinen Volk ehrfurchtsvoll mit bescheidenem Verstummen angestaunt. Durch sinnvolle Deutung des Tiefverschleierten und der Worte aus jener Welt erhoben Velleda und Aurinia in verhängnißvollen Tagen die Nationalkraft, und bewahrten damit einen mächtigen Hebel der Begeisterung. Uebrigens fehlte der Sinn für die zarte Gewalt der Tonkunst nicht; Liebe und Freiheit, Gottverehrung und Männerkraft waren der Gegenstand der Harfe, mit welcher in Kriegs- wie in Friedenszeiten, bei Volksfesten wie an feierlichen Göttertagen der Chor der Barden dem Heer und der Versammlung ununterbrochen folgte. Auch an glänzenden Farben trugen die Germanen Gefallen; ihre Wohnungen waren damit bemalt; noch sind die Hütten schweizerischer Bergkantone rücksichtlich der Bauart, Ausschmückung und Umzäunung Ueberbleibsel davon; auch ihre Schilde wurden damit geziert, und die Gestalten der Thiere, welche am meisten als Symbole der Kraft und Ausdauer gelten konnten, waren auf denselben sichtbar. Schwerter- und Lanzentänze nackter Jünglinge ersetzten, dem Geschmack der Nation gemäß, die Stelle des Schauspiels. Der Handel freilich lag beinahe ganz noch in der Wiege. Erst als die Frauen, durch häufigern Verkehr mit Galen und Römern, zur Ausschmückung ihrer Leinengewande mit purpurfarbenen Bändern schritten, und der Luxus in seinen ersten

Anfängen sich zeigte; als durch den Bernsteintausch mehr Gemeinschaft mit den Fremden aufkam; als durch bezahlte Abwehr teutscher Einfälle ins Gebiet der Römer Geld und Wein in Deutschland sich einschlichen; als endlich durch kleine Seezüge nach Britannien, Gallien und Spanien Fahrzeuge gebaut wurden, ward der erste Grund zum Handel und mit ihm zum Verschwinden der ursprünglichen Unschuld des Volkscharakters gelegt.

Der alten Teutschen Verfassung, bürgerliche Einrichtung, Heerwesen und Kriegsart.

Der gleiche Irrthum und die gleiche Oberflächlichkeit, welche römische Geschichtschreiber und Statistiker hinsichtlich der Lage und des physischen Zustandes von Altteutschland sich zu Schulden kommen ließen, und spätere, fremde wie teutsche, Gelehrte selbst unbedenklich von Jahrhundert zu Jahrhundert den Erstern nachschrieben, fand auch, und zwar in erhöhterm Grade, in Betreff der Verfassung und bürgerlichen Einrichtungen der Germanen statt. Da, wo den Römern nicht vorsätzliche Entstellung bewiesen werden kann, waltet wenigstens der Umstand vor, daß teutsches Leben und teutsche Schöpfungen mit römischen Augen angesehen, und die kühnen, großartigen Naturgemälde in römische Rahmen gezwängt wurden. Allen Schilderungen, die von dieser Nation daher über die teutsche Urzeit herrühren, merkt man auf den ersten kritischern Blick jenen Fehler an. Manches wurde auch, aus guten sowohl denn aus bösen Zwecken, verdreht, um dem Parteigeist des Tages Nahrung und Vortheil zu verschaffen. Am wenigsten ist dies bei Tacitus der Fall, obgleich man diesem größten der Geschichtschreiber Latiums, seiner günstigen Zeichnung der Germanen willen, am häufigsten, wiewohl mit Unrecht, diesen Vorwurf gemacht hat; denn die ganze nachherige Geschichte und Entwicklung jener Völker, die er be-

schrieb, war ein lebendiger Beweis von der Wahrheit seiner Gemälde. Die Kunst und Fähigkeit, aus römischem Zusatz heraus das ächte, teutsche Volksleben rein wieder herauszufinden, und selbst bei Tacitus scheinbar sich Widersprechendes oder im Verlauf der Zeit Verändertes richtig aufzufassen, zu würdigen und zu söndern, ist der Probierstein, woran man den gewöhnlichen Bücherschreiber von dem pragmatischen, volksthümlichen Schriftsteller erkennen und unterscheiden kann. Unter den neuesten Gelehrten aber hat man von einer andern Seite wiederum den, jeder ächten Geschichtschreibung höchst widerstreitenden Hang bemerkt, je nach der Partei, zu der sie im großen Kampf völlig entgegengesetzter Grundsätze unserer Tage, aus Ueberzeugung oder Lohndienerei, aus Liebe zur Wahrheit oder aus Sucht nach Paradoxen, sich geschlagen haben, das dieser Partei zusagende System, in politisch-bürgerlicher wie in religiöser Hinsicht, heraus zu demonstriren, und statt somit Grundsätze aus den Ereignissen selbst zu folgern, jene voranzustellen und letztere von denselben abzuleiten, oder in dieselben hinein zu zwängen. Dieselben Männer der Wissenschaft, welche für Hierarchie und unumschränkte Fürstengewalt bei Indiern, Persern und Aegyptern Musterbilder aus fernen Jahrhunderten holen; und dieselben, welche bei Griechen und Römern Verfassungsnormen für Republikanismus und Repräsentativsystem zu suchen, und als die ewig-einzigen Ideale auf eine Zeit zu übertragen bemüht sind, welche für Aristokratismus und absolute Gewalt zu trotzig, für die Freiheit aber zu arm an moralischer Kraft und politischem Verstand ist, haben auch die alte Geschichte Teutschlands als ein bequemes Zeughaus betrachtet, woraus sie nach Belieben sich Waffen zum Schirm und zur Vertheidigung ihrer Meinung holen könnten. Beide entweihen die Majestät der Geschichte, die erhaben über allen physischen und geistigen Kampf der Zeit, nur die Wahrheit zur Wissenschaft kommender Geschlechter bringen soll. Wenige also nur von denen, die den Griffel zur Hand genommen, haben in dieser Hinsicht das Richtige getroffen. Wir geben hier dem Leser dasjenige über die Verfassung, bürgerliche Einrichtung u. s. f.

unserer Altvordern, was nach genauer Vergleichung der Berichte der Tüchtigsten uns das Beste schien.*

In den ältesten Zeiten waren alle Teutsche, vielleicht nach vieljährigen heissen Kämpfen, in zwei große Hauptklassen unterschieden: in Herrschende und Gehorchende. Als Herren oder als Priester, mit ziemlich unbeschränkter Gewalt, besaßen erstere den Boden, der bei der großen Theilung ihnen zugefallen. Um wechselseitig das Besitzthum sich zu sichern, wurden zwischen Nachbarn und entferntern Eigenthümern freiwillige Verträge und Einungen oder Bünde geschlossen, dessen Zwecke gemeinsamer Schirm gegen fremden Angriff war. Ein solcher Verein freier Leute, mit seinem vorerst negativen Zwecke, konnte den Namen Gau, jene Leute selbst, in ihrer Gesammtheit als Bundesglieder betrachtet, später den Namen eines Volkes oder einer Nation im weitern Sinn des Wortes erhalten haben. So war bald in dem weitumfassenden Land ein großer Cyklus solcher Gaue vorhanden, deren jeder vom andern durch besondere Namen wie durch hervorstechende Eigenthümlichkeiten sich unterschieden. Von diesen Gauen thaten sich oftmals, durch Unzulänglichkeit der Kraft der Einzelnen dazu gezwungen, wider mächtigere Anfälle mehrere zu einer, bald größern, bald kleinern Mannei zusammen, „welche allgemeine Benennung — nach Luden — alsdann nach den besondern Verhältnissen und Zwecken, unter welchen und für welche sie entstand, einen bestimmenden Beisatz erhielt, wie Wehrmannei (Germania), Allemannei (Allemannia), Markmannei (Marcomannia).“

Ueber das Verhältniß der freien Männer selbst, in den teutschen Staaten oder in der vorherrschenden Klasse, stellt derselbe Schriftsteller folgende Ansicht auf: „Unter den freien Männern gab es, nach dem Wesen menschlicher Verhältnisse, allerdings einen großen Unterschied in

---

* Ein bewährter teutscher Meister in der Geschichtschreibung, Heinrich Luden, ist hierin unser vorzüglichster Wegweiser. Vergl. desselben Allgem. Geschichte der Völker und Staaten; Jena 1821. Bd. II. 42 u. f. f.

Rücksicht des Reichthums und der Macht, wie in Rücksicht des Geistes und der That. Aber im Staat und als Bürger waren alle vollkommen gleich; vollkommen gleich an Rechten und Pflichten. Wenn man freilich das Bild der Gesellschaft, wie sie, nachdem sie sich im Ablaufe der Zeit allmählig gegliedert hat, gegenwärtig zu Ständen gesondert dasteht, in der Seele trägt, und sich von demselben nicht loszureissen vermag, so lassen sich bei Tacitus ein paar Stellen auffinden, in welche eine solche Sonderung der Gesellschaft selbst in den ältesten Zeiten hinein, erklärt werden mag. Aber diese Stellen lassen auch eine andere Erklärung zu. Und da die ganze Entwickelung der teutschen Verhältnisse einer Verschiedenheit der freien Menschen an Rechten und Pflichten in diesen Zeiten zu widersprechen scheint, da unleugbare Thatsachen aus spätern Zeiten der Annahme derselben entgegenstehen; ja, da man wohl behaupten kann, ein solcher Umstand sey in einem Land, in welchem die Freiheit, weil es ohne städtisches Leben und Verkehr war, nur auf Einer Grundlage ruhete, kaum möglich gewesen, so möchte diese andere Erklärung um so zuversichtlicher anzunehmen seyn, da sie auch mit den übrigen Erscheinungen im Leben der teutschen Völker vereinbarlicher ist. Wenigstens ist das Daseyn eines Adels, als einer durch die Geburt bevorrechteten Bürgerklasse, durchaus nicht zu beweisen, und durch die willkührliche Unterscheidung von Edel-Freien und Gemein-Freien, die man sich erlaubt hat, wird schlechterdings nichts aufgehellt, wohl aber manches verwirrt.“

Der Stand des Kriegers bei den alten Teutschen war von dem des Bürgers durchaus nicht getrennt; daher erscheinen in ihrer Geschichte alle Einrichtungen mit einer doppelten Natur, alle Aemter im Gemeinwesen mit einem zweifachen Namen für Krieg und Frieden. Diese Betrachtung, fest im Auge gehalten, löst manchen Widerspruch, und macht eine Menge von Hypothesen überflüssig. An gewissen Tagen traten alle freie Männer, denn nur diese besaßen Stimmrecht, und zwar jederzeit bewaffnet, in eine Gemeinde zusammen, um neue Gesetze zu entwerfen, nach vorhandenen

zu richten, und Krieg oder Frieden zu beschließen. Es gab darin keine aufgestellten oder bevorrechteten Sprecher, sondern jeder nahm das Wort, „dem Alter, Ansehen oder Beredsamkeit den Muth zum Sprechen gab; und die Entscheidung führte herbei, wer zu überzeugen wußte.“ Doch war es in der Natur der Dinge und der Sitte des Volkes gegründet, daß der Oberanführer der Wehren und der durch Erfahrung und besondere Weisheit zum Hüter der Gesetze gewählte Gemeindevorstand meistens in einer Person sich vereinigten, die zu Zeiten des Friedens Grav (Graue, von der Farbe des Alters) im Krieg aber von der Leitung der Wehren Herzog hieß. Unter ihnen befehligten die Häupter der verschiedenen einzelnen Wehren, oder saßen auch wohl oft neben ihnen im Kriegsrath. „Die Namen — fährt Luden fort — die nur in der Wehrschaft Sinn hatten, sind, weil sie am meisten gelten und am liebsten gehört werden mochten, auf die friedlichen Verhältnisse des Gaues, auf das Land und auf die Verwaltung desselben übertragen, und haben dadurch uneigentliche Bedeutungen erhalten. Von den Beamteten aber, oder von den Fürsten wurden Angelegenheiten von geringerer Wichtigkeit allein berathen und erledigt, und auch größere Gegenstände, ehe man sie der Volksgemeinde vorlegte, von ihnen bearbeitet, um die Berathung zu fördern, und die Entscheidung zu erleichtern. Wenn endlich mehrere Gaue sich in Zeiten der Noth zu einer Wehrmannei verbanden, so mögen auch sie für den Zweck der Wehrmannei, nämlich für die oberste Anführung einen Mann frei erkoren haben, welcher dann mit dem Namen eines Königs begrüßt worden zu seyn scheint. Dieser wurde unstreitig aus den Herzogen der Gaue genommen. Eben deßwegen konnte bei seiner Wahl nicht mehr von der Tüchtigkeit (Virtus) die Rede seyn, weil keiner der Herzoge in dieser Rücksicht den übrigen nachstehen wollte oder durfte; sondern es mußte lediglich das Ansehen (Nobilitas) den Ausschlag geben, welches das Alter gewährte, oder der Reichthum oder irgend eine andere Auszeichnung.“ — Die Gesetze, welche in den ältesten und alten Zeiten von den Volksgemeinden

beschlossen wurden, und, ungeschrieben, Jahrhunderte hindurch im Volke als unveränderliche Norm für die wichtigsten Verhältnisse der Gesellschaft, so weit sich damals von dieser der Begriff ausgebildet, lebten, sind aller Wahrscheinlichkeit nach dieselben, welche, nach dem Sturze der römischen Weltherrschaft von den erobernden Königen, als gemeinschaftliches Recht für Sieger und Besiegte, mit Nachahmung des in Hintergrund getretenen römischen Rechtes, zum erstenmal niedergeschrieben und in förmliche Bücher abgefaßt wurden. Denn der Geist, der in diesen, zum Theil noch auf uns gekommenen Denkmalen weht, ist, bei der ersten genauern Vergleichung derselbe, den die Geschichte und Sage, damals, als kein geschriebenes Gesetz noch herrschte, das Volk in allen Beziehungen bewegte und lenkte. Das ganze Mittelalter war mehr oder weniger, wo das Christenthum nicht sein Gepräge untermischte, und die wenigen Zusätze von der Nationalität der alten Eingebornen in unterworfenen Ländern abgerechnet, nur eine Fortsetzung und Ausbildung des altgermanischen Volkslebens, das erst mit dem Siege des wieder zur Herrschaft berufenen römischen Rechtes allmählig verdrängt ward und verlöschte.

Unter den gehorchenden Menschen selbst muß man wiederum eine doppelte Gattung unterscheiden; eine Klasse von eigentlichen Knechten, durch Geburt schon, oder durch die Wechsel des Kriegs, oder durch freiwilligen Selbstverkauf zu diesem Loos verdammt, und eine von Dienenden oder Leuten der Freien. Erstere, obwohl im gewöhnlichen Leben milder gehalten, glichen hinsichtlich ihrer persönlichen Verhältnisse wenigstens, großen Theils den Sklaven der Römer, die andern, im Besitz persönlicher Rechte und zu eigener Wirthschaft befugt, den Freigelassenen derselben. Ein jährlicher Zins und persönliche Dienste verschiedener Art beurkundeten aber ihre Abhängigkeit von den freien Männern. Einen ganz eigenthümlichen Anblick und mannigfachen Stoff zu widerstreitenden Meinungen liefern die zahlreich in der Geschichte der alten Teutschen vorkommenden Geleite. Sie entstanden in krieglosen Zeiten aus Schaaren

von Jünglingen, welche ritterlicher Geist zu Bestehung von Abentheuern, zu Erlangung von Beute und Kriegsruhm auf eigene Rechnung zu freiwilligen Bünden, die diesen Zweck allein verfolgten, trieb. Aus ihrer Mitte wurde durch freie Wahl der Vorzüglichsten einer zum Herzog oder Fürsten (Vordersten) gewählt; wie die Wahl so war der Gehorsam freiwillig, die Treue ewig, so sie ihm schwuren. Die Geschichte bewahrt unsterbliche Züge heldenmüthiger Aufopferung für die auf solche Weise gewählten Anführer. Aus dieser Anstalt erwuchs allmälig ein von der Landwehr unabhängiges stehendes Heer, freilich der Freiheit selbst gefährlich, zu Uebermuth und Frechheit nach und nach Siegbeglückte auffordernd, die Kraft der Gaue nach Innen schwächend. Ausser den Allemanneien oder der allgemeinen Landwehr muß man auch noch die zur Hut der Gränzen aufgestellten Vertheidigungsheere oder Markmanneien, deren Führer Markboten hiessen, unterscheiden; diese letztern selbst übten allmählig in politischen Verhältnissen bedeutenden Einfluß aus.

Von der Kriegsart der Germanen selbst ist folgendes noch zu melden: Die Waffen des größten Theils der teutschen Völker bestanden in sehr langen Spießen; in etwas kleinern, die sie Pfriemen nannten, und in der Ferne wie in der Nähe gebrauchten; endlich in Schilden, meist aus Weiden geflochten, deren zu großer Umfang und zu beschwerliches Gewicht jedoch ihnen manchmal Nachtheil brachte. Nur eine kleine Anzahl trug das Haupt mit Helmen, die Brust mit Harnischen geschützt. Ein ehrenvoller Zug zeichnete sie dadurch aus, daß sie jegliche Waffe verschmähten, die mit der Wehr ihrer Feinde nicht in Verhältniß stand; darum stritten sie auch oft, weil ihrer überlegenen Körperkraft und Größe den Römern gegenüber sich bewußt, mit offener Brust wider dieselben. Das Haar trugen sie meist in einen hohen Busch aufgebunden; nur die Sueven ließen ihr Haupthaar gescheitelt und in Locken über die Schultern fließen; nach und nach ahmten auch die übrigen Brüder den Gebrauch nach, und er ward zur allgemeinen Volkssitte. Die Franken, um ein kriegerisches

Ansehen sich noch mehr zu sichern, ließen lange Zeit den Haarbusch auf die Stirne herunter sinken. Ihre Könige aber zeichneten durch ungewöhnliche Länge der Haare in der Folge sich aus, und erhielten daher den ihnen gebliebenen Namen der „langharigen Könige.“ Der Bart selbst wurde jederzeit abgeschnitten, im Gegensatz zu den meisten Völkern des Alterthums, und nur Gelübde hinderten sie hie und da daran, wie bei Civilis einst der Fall war. Die Schlachtordnung der Teutschen bestand mehrentheils in keilförmigem Aufstellen nach Familien in der Landwehr, und in Vermischung von Fußgängern mit Reitern im Geleit. Die Kriege mit den Römern und die Erfahrungen von den Vorzügen regelmäßigerer Kampfweise lehrten auch sie Verbesserungen in dieser letztern vornehmen. Man traf daher schon zu den Zeiten des Tacitus, bei den Katten namentlich, gegliederte Reihen von Kriegern an.

Während des Treffens selbst feuerte Kriegsgeschrei, vermischt mit Bardensang, den Muth der Kämpfenden an. Dieser letztere hieß Bardiet bei den Römern Barditus) verwandt mit Barde, und dem neukeltischen, wallesischen Bardd, Barddas). Das Bardiet fieng mit ganz leisem Gesäusel an, und stieg nach und nach gleich dem Geräusch an Felsen zerprallender Wasserwogen. Die Thaten der Väter rauschten, kurz erzählt in dieser furchtbaren Melodie, die mit dem Schlagen an Schilde eben so einen unbeschreibbaren Eindruck des Grausens auf die Feinde machte, als sie die Streitglut der Teutschen erhöhte. Sie hielten dabei die Schilde gegen den Mund, daß die Stimme durch den Widerhall stärker und kriegerischer wurde. Mit dem Bardiet eröffnete sich die Schlacht in kleinen Angriffen. Sein größerer oder schwächerer Ton zeigte sodann stets den entferntern Punkten und den Streitenden selbst den Stand der Schlacht an. Die Barden aber wurden von einer Anzahl der kühnsten Jünglinge so lange beschützt, als diese für sich selbst nicht fechten mußten. Jene Bedeckung nannte man die Barden-, bei den nördlichen Völkern die Skalda-Burg.

Auch die Frauen der Streitenden begleiteten die Geliebten bis nahe zur Wahlstatt. Sie flehten mit flatternden Haaren dieselben bei den Göttern an, sie nicht in die Knechtschaft der Feinde kommen zu lassen. „So war denn — sagt unser ehrwürdiger Barde Klopstock — ihr Liebstes ihnen nach. Sie hörten das Rufen der Frauen und das Weinen ihrer Kinder dicht hinter sich. Dieses Zeugniß, dieses Lob war ihnen über alles theuer.“ — Ihre Mütter und Weiber brachten ihnen auch Speise, ermunterten sie zum Streit (wenn sie müde und laß geworden) und sogen ihnen ihre Wunden aus. Im Turnen und Schwimmen thaten sie es allen Völkern zuvor. Denn sie hielten darin nicht nur sehr lange aus, sondern zeigten auch große Geschicklichkeit. Sie spotteten der zunehmenden Fluth. Im Streite selbst fächelten sie sich durch Epheu und Myrtenreis Kühlung zu. Nach dem Siege ward das Beste den Göttern geweiht; die übrige Beute nach Verhältniß vertheilt. Sehr oft traf die Gefangenen, jedoch meist nur in den Römerkriegen, hartes Loos; die Vornehmsten wurden auf den Altären der Götter geopfert; die Geringern als Knechte zum Ackerbau oder zur Schweinhut nach den Gauen geschickt. Jeder Kampf durfte nur, wenn die Zeichen und Drakel günstig waren, eröffnet werden; dies erfuhren sie aus dem Mund der Priester und weissagenden Frauen.

Der alten Teutschen Lehre von den Göttern und der Art ihrer Verehrung; ihre Ansichten von dem Zustand nach dem Tode u. s. f. *)

Wenn die Schilderung von dem Thun und Treiben, Denken und Trachten der Germanen, ihren Verfassungen, Einrichtungen und Bräuchen für das Volk ein äusserst günstiges Vorurtheil erwecken muß, welches so treu und kräftig seine Eigenthümlichkeit eine zahlreiche Reihe von Geschlechtern hindurch bewahrte; eine Eigenthümlichkeit, wie selbst die Kultur sie nicht bald andern Völkern in so ausgezeichnetem Lichte gab, so muß man noch mehr erstaunen, wenn wir unsere Altvordern über ihren Vorstellungen und Ideen von den Göttern und ihren Erwartungen vom jenseitigen Daseyn belauschen; also verständig, ästhetisch und sittlich-schön künden sie sich uns an. Ein Gefühl gerechten Unmuths zugleich bemeistert sich unser, wenn wir bemerken, wie wenig, viele Jahrhunderte lang, und selbst in unserer allseitig gebildeten Zeit noch, die Kenntniß dieses Zweiges der Alterthumskunde, Geschichte und Philosophie betrieben, ja das Streben besserer Männer, die mühsam hiezu Bahn brachen, sogar verspottet worden sey. In neuerer Zeit ist durch vereinte Bemühungen teutscher und skandinavischer Gelehrten dies grobe Unrecht einigermaßen gesühnt, und die ehrwürdigste aller Götterlehren wiederum beachtet und gepflegt worden. Wir wollen uns bemühen, ein so klares als möglichst gedrängtes Bild von ihr in dieser Abhandlung zu geben.

Es ist ein großer Fehler vieler Geschichtschreiber und Alterthumskundiger, daß sie die Götter, welche von den verschiedenen Völkern des

---

*) Das Trefflichste über diesen Gegenstand, ja ein wahres Nationalwerk, ist Mone's Geschichte des Nordischen Heidenthums in zwei Bänden, ob wir gleich in Manchem anderer Ansicht sind.

alten Teutschlands verehrt wurden, nicht je ihrer Zeit und der Nation lassen, in und bei welcher sie eigentlich heimisch waren. Dieser Punkt muß hauptsächlich ins Auge gefaßt und scharf getrennt werden. Wir können mit Recht eine dreifache Periode in der Religionsgeschichte der germanischen Völker unterscheiden, deren jede von der andern sehr absticht. Mit der ersten bezeichnen wir die Zeit von der Einwanderung in Europa bis zur Reformation Odins und der Bekanntschaft mit den Römern; unter der zweiten verstehen wir diese merkwürdige Veränderung selbst, die durch den Zug einer großen streitbaren Gothenkolonie in religiöser und zum Theil auch in politischer Hinsicht in Skandinavien und Nordteutschland hervorgebracht worden; als die dritte endlich kann uns derjenige Zeitraum gelten, wo durch die Nachbarschaft der Griechen und Römer, von griechischen und römischen Mythologien und den Lehren des Christenthums schon sehr vieles in die alte Volksreligion, wie in die odinische hinüberfloß, bis es der Ueberzeugung wie den Waffen der Teutschen endlich gelang, auf den Trümmern jener die christliche Religion als Herrscherin zu erheben.

Jene erste Periode ist für uns in undurchdringliches Dunkel gehüllt; wir wissen nicht, oder ahnen es kaum hie und da in kühnen Vermuthungen, wer die alten Nationalgötter der Teutschen gewesen, ehe durch Odins großen Zug Norden und Süden in religiöser Hinsicht bedeutender sich zerschieden. Dies letztere geschah wirklich, und zwar nur wenige Jahrhunderte vor der Völkerwanderung. Blos den Thor, den Theut, und die Hertha erkennen wir als die ältesten Urgötter bis zur odinischen Zeit. Aber auch von da an bis zum Sturz des Heidenthums im Norden, also weit noch ins Mittelalter hinein, muß man die nordischen Edden von den südteutschen Mythologien wohl unterscheiden, da mehrere teutsche Völker, wie z. B. die Thüringer und Chatten der alten Volksreligion getreu blieben. Die Sucht der Römer aber, überall wo Aehnlichkeiten in den Symbolen und im Kultus sich vorfanden, ihre oder

griechische Götter den teutschen zu unterschieben, hat es uns schwer gemacht, darüber genügende und sichere Aufklärung zu erhalten. Nur von Odin ergeht aus Sagen und Geschichtbüchern der skandinavischen Nationen, verglichen mit den südteutschen und jenen der Römer, folgendes ganz klar und deutlich:

Von dem mächtigen Volk der Gothen, das am schwarzen Meer seinen Sitz hatte, gieng entweder durch Ueberzahl an Menschen, oder durch kriegerische Ereignisse, oder, und dies ist am wahrscheinlichsten, durch den kühnen Geist eines der Gewaltigern im Lande getrieben, eine zahlreiche Kolonie nach den nördlichern Gegenden. Dieser Anführer hieß Odin. Alle Tugenden eines Feldherrn, Gesetzgebers und Regenten waren in ihm vereint. An Schätzen wie an Gaben der Weissage ragte er über alle Fürsten der Erde hervor, und man hielt ihn mehr für einen Gott denn für einen Menschen. Er kam auf seiner Heerfahrt endlich nach Sachsenland, dem zunächst auch die Franken wohnten, und erwarb sich durch Schwert und Gold eine Menge Güter. Ueber diese setzte er drei seiner Söhne, die ihm Frigga oder Freya seine Gemalin geboren, zu Verwesern, und nach und nach ward das ganze Reich ihnen unterthan. Wedreg sorgte für Ostsachsen; sein zweiter Sohn Beldeg oder Balder verwaltete Westphalen; der dritte Sigi ward durch Rerir, seinen Sohn, Stammvater der Wölsungen, die über Frankenland herrschten. Berühmte Heldengeschlechter nahmen von diesen allen ihren Anfang. Nicht zufrieden mit seinem gegenwärtigen Besitz zog Odin abermals aus, und zwar zuvörderst wider Reitgothland, das huldigte seinem Ansehen. Skiold, sein vierter Sohn, ward darüber zum König gesetzt. Dieser ward Fridleifs Vater, von dem die Skioldunger stammen; das Land selbst erhielt in der Folge den Namen Jütland. Aus diesem Reiche fuhr Odin nach Svithiod oder Schweden und Norwegen, und auch hier, in ersterm Lande wenigstens zum Theil befestigte er seine Herrschaft. Er gab allen Ländern, durch die er gezogen war, und welche seine Hoheit anerkannt, neue Gesetze und

seine Sprache, besonders nachdem seine Söhne und übrigen Häuptlinge, die mit ihm gekommen waren, durch Ehen mit Eingebornen sich heimisch gemacht und ausgebreitet. Odin war somit der Stifter der Asalehre, mit der allmälig die frühere Volksreligion zusammen verschmolz; er selbst mit den Seinen ward, nachdem er in Schweden feierlich sich verbrannt, in die Zahl der Götter aufgenommen, und diese erhielten im Verlauf der Geschlechter seinen und der ihn begleitenden Asen Namen. Aeltere und neuere Göttersagen wurden nach Jahrhunderten erst in sogenannten Edda's aufgezeichnet, von denen wir vorzüglich eine alte und jüngere unterscheiden. Die alte Edda giebt die Geschichte der Götter und der Welt, die Heldenlieder, und die Geheimlehre oder eigentliche Glaubenslehre. Die jüngere umfaßt in prosaisch-poetischer Einkleidung die eigentliche nordische Mythologie. Ausserdem sind viele andere Sagen und Lieder noch in späterer Zeit, mehr oder weniger verwandten Inhalts, hinzugekommen, welche sämmtlich das Bild der alten Heldenzeit treu und kräftig zurückspiegeln. Für die nordischen Völker geht daher auch die alte Geschichte bis tief in das Mittelalter, d. h. bis zum völligen Sieg des Christenthums, fort.

In Skandinavien und Nordteutschland selbst zerfiel nach und nach die Odinsreligion in mehrere Hauptsekten, die jedoch alle durch das gemeinsame Andenken an den Stifter zusammengehalten wurden. Jene selbst blieb nicht lange rein und ohne Mischung von Glaubenssätzen und Kultus fremder Religionen, wozu besonders die Bekanntschaft mit Griechen und Römern beitrug. Aus dieser historischen Wahrheit ist denn auch über jene Lehre selbst, die wir in den Edda's aufgezeichnet finden, in neuern Zeiten Streit entstanden, ob in der wunderbaren Aehnlichkeit mancher Asen und der Sagen von denselben, mit griechischen und römischen Göttern diese frühe Vermischung nicht schon beurkundet vorliege. Doch wir geben nun von jenen erstern das Wesentliche im Zusammenhang.

Allfadur, der im alten Asgard zwölf Namen trug, ist der älteste und vornehmste unter den Göttern; er lebt auch hinfort noch alle Zeit,

und waltet über alles, Großes sowohl als Kleines, und alles Geschaffene ist sein Werk. Auch den Menschen bildete er und gab ihm einen Geist, der leben und nie vergehen soll, wenn auch der Körper in Staub zerfällt oder zu Asche gebrannt wird. Alle Tugendhaften werden ewig leben und bei ihm in Wingolf wohnen; die bösen Menschen werden zur Hela fahren. Die Namen der Asen aber, welche über Himmel und Erde herrschen und Gericht halten über alle Thaten der Menschen, und ihre Wagnisse unterstützen oder vereiteln, sind folgende:

Odin ist der höchste und älteste aller Götter, die Quelle der Klugheit, Weisheit, des Reichthums, der Gerechtigkeit und des Sieges; mehr als hundert und sechsundzwanzig Namen sind ihm, seiner vielfachen Thaten und Eigenschaften willen, beigelegt; der vorzüglichste aber ist: Allfadur, weil er als (Vater) aller Götter und Menschen dasteht, auch Valvater, Herfadur, sind die von ihm geliebtern; manche nennen ihn auch oft geradezu Fimbultyr, den „großen Alten.“ Keine Zunge spricht es aus, was Odin Herrliches und Wunderbares all vollbracht unter Göttern, Riesen und Sterblichen; wie schrecklich er im Kampfe ist und wie groß lohnend den Tapfern, die ehrenvoll gefallen. Auch die heilige Dichtkunst hat von ihm ihren Ursprung genommen, dadurch, daß er den Suttungsmeth mit List dem Riesen raubte. Er lehrte beständig die Sterblichen, wo es ihnen frommt, Weisheit; er selbst hat nur ein Auge, denn die Einsicht in die Zukunft, als er aus Mimers Brunnen trank, mußte er mit dem Verluste des andern Auges bezahlen. Seine geliebtesten Gemahlinnen sind Frigga und Freya. Der zweite unter den Asen heißt Thor, Odins und Frigga's Sohn, der Gott des Streites, der die Menschen wider die Riesen schützt, und mit dem gewaltigen Hammer Miölner diesen Letztern Ehrfurcht gegen die Götter lehrt. Auch die Erndte steht unter seinem Schutz; der Thor- oder Donnerstag war bei den Altvordern seinem Gedächtniß heilig. Donner und Blitz verkünden des Furchtbaren Nähe. Der dritte Ase Balder ist ein milder, ja der beste, weiseste und beredteste aller Götter und der un-

versiegliche Gegenstand ihres Lobes. Er wohnte in Breidablick, ehe er durch Loke's Tücke zur Hela mußte, und nichts Unreines durfte in dieser Himmelsburg seyn. Niord der vierte, herrscht über den Gang des Windes und sänftigt Feuer und Meer. Eigentlich gehört er nicht zum Geschlecht der Asen, sondern ward in Wanaheim erzogen. Mit Skade zeugte er aber zwei Asen Frey und Freya; jener ist Beherrscher des Regens und Sonnenscheins und aller Erdgewächse; um Frieden und gute Jahre muß man ihn anrufen; Freya aber, die Göttin der Liebe und Freundin des Gesanges, wohnt in Wolkfang; die Hälfte der Gefallenen gehört jederzeit ihr. Nun kommen noch Tyr, der Gott der Klugheit und des Sieges; Bragi, der Beredsamkeit und Weisheit, von dem auch Bragur, die Dichtkunst ihren Namen hat; Iduna ist seine Gemahlin und verwahrt in einer Truhe die goldnen Aepfel der Verjüngung für Götter und Menschen. Heimdall, der Bifrosts Wächter schirmt, am Ende des Himmels die Götterbrücke gegen die Bergriesen mit der Posaune Gjallarhorn, die in allen Welten gehört wird; der blinde Höder zeichnet sich durch seine große Stärke aus; willenlos ist er leider des guten Balders Mörder geworden. Vidar, der Gott der Verschwiegenheit, nach Thor der stärkste, in großen Gefahren den Göttern ein fester Hort; Vali, ein trefflicher Schütze und streitbewährt; Uller, Thors Stiefsohn, berühmt durch seine Kunst im Schlittschuhlaufen, Beschützer im Zweikampf; Forsete, Balders und Nanna's Sohn, ein Gott der Versöhnung und Vermittler aller Zwiste unter Göttern und Menschen. Noch darf der verderbenbringende Loke nicht vergessen werden, der Gott des Bösen, der Arglist und Verläumdung, aber seiner großen Klugheit willen auch den guten Göttern häufig brauchbar und von ihnen gesucht. Von allen Göttern Walhalla's ist er der einzige, den keine höhern Tugenden zieren. Der Asinnen giebt es ebenfalls zwölf, Frigga, auch Hertha, Mutter Jörd, genannt, des höchsten Gottes Gemahlin, Thors, Balders, und aller Asen Mutter, Himmel und Erde überschauend von ihrem glänzenden Throne

Lidskialf, genaue Kennerin aller menschlichen Schicksale, von den Göttern wie von den Sterblichen hochverehrt; Eira, die Aerztin der Götter, und Beschützerin der Heilkunst; Freya, Göttin der Liebe und Stifterin der Ehen, allen Menschen insgesammt, zuvoran aber den Liebenden hold, am wirksamsten verehrt durch Lieder der Freude und Gefühle des Frohsinns; der Freitag hat von ihr seinen Namen. Fylla, die Göttin der Geheimnisse, und Iris des Nordens, eine zarte, liebliche Jungfrau mit über die Schultern fließenden Locken und goldenem Stirnband; Gefiona, der Unschuld und der Jungfräulichkeit Göttin, mit hellem, scharfem Blick in die Schicksale des Menschengeschlechts begabt; Siöna (Siöfna), die Erweckerin der ersten Liebe, mit Freya sich in die Herrschaft über die Herzen der Menschen theilend; Löbna, die Schutzgottheit ehelicher Treue und Eintracht; Wara, der Wahrhaftigkeit; Syn, des Rechtes und der Billigkeit Göttin, an der himmlischen Schwelle offenbarend jeden Meineid der Erde; Hlyn, Frigga's Vertraute, Hüterin jener Menschen, die der Himmel vor Unglück schützen will; Snotra, der Züchtigkeit und Tugend Göttin; Gna, die Bothin Frigga's im Himmel, in der Hölle und auf Erden. Außer diesen Asinnen aber erfreuen sich noch folgende Göttinnen großer Macht in den Reichen Odins. Iduna, die wir schon oben genannt, Göttin der Unsterblichkeit; Laga, Hüterin der kühlenden Gewässer; die Riesentochter Gerda, als Freys Gemahlin zu göttlicher Ehre erhoben; Nanna, Balders sanftes Weib; Niorn der Jugend, Nossa der Anmuth und Vortrefflichkeit, Rana des Meeres Göttin, der neun Wellenmädchen Mutter, gnädig den Schiffbrüchigen; Rinda die Erde; Saga, Göttin der Geschichte, Skade der Jagd und Wetterstürme, Thisa der Gerechtigkeit, Wöra der Herzensprüfungen. In Niflheim aber thront, in schauerlich-düsterer Herrlichkeit, des bösen Loke und einer Riesin Tochter Hela, über alle neun Welten des Unterreichs. Aus ihren Gebieten kehrt keiner wieder, der über den Giallstrom einmal geritten. Dies sind die Namen der Nordlandsgötter, deren Thaten in den heiligen Edden ver-

zeichnet stehen. Auſſer ihnen genoſſen die Nornen, oder Schickſalsgöttinnen, die nach unveränderlichen Geſetzen, denen ſelbſt die Götter unterthan, alle Schickſale der Menſchen leiten; ferner die Wallkyrien, oder Schlachtjungfrauen, die das Todtengeweb für die zu fallenden mit gezogenen Schwerdtern beginnen, und des Todes Gewalt haben, den ſie durch ſchauerlichen Sang in blutgedrängter Luft verkünden; endlich Wellenmädchen, Höllenjungfrauen, Elfen, Iwidien, Rieſen, Rieſenjungfrauen und Zwerge und zwar böſe und gute, hoher Verehrung.

Von den Freuden der Götter und den Belohnungen der Sterblichen jenſeits erzählt die heilige Sage folgendes: Alle Helden, die mit den Waffen in der Hand geſtorben, wohnen bis zur großen Götterdämmerung, wo eine neue Zeit für Himmel und Erde, und ſomit auch für ſie beginnen wird, in dem von Gold erbauten Pallaſte Walhalla, der fünfhundert und vierzig Thore zählt, und von dem Goldhain Glaſer rings umgeben iſt. Sie empfangen hier von Odin, der als Walvater ſie begrüßt, den Namen der Einherien, oder Heldengeiſter, tafeln an Odins Mahl, und ziehen jeden Tag zum fröhlichen Kampfſpiel hinaus. In Hela's Reiche aber, oder am Leichen-Ufer Naſtrond, werden alle Feiglinge, Meineidigen, Mörder und Verführer der Unſchuld mit den grimmen Ungeheuern wohnen, die der Schöpfung Tod drohen.

So viel von der Odinslehre der Nordländer und der teutſchen Völker, wo dieſe heimiſch war. Ein merkwürdiger Zug in ihrer Geſchichte war der Glaube an die Weiſſage und ihr Hang zur Zauberei. Ueber der Prieſter und Prieſterinnen (Blòtgodar und Blòtgydiurs) näheres Weſen und ihre Rangordnung hat das Chriſtenthum, welches ſämmtliche Denkmale zerſtörte, großen Theils alle genauern Berichte unmöglich gemacht. Mehr iſt von den Skalden, ihrem hohen Werth für Geſchichte und Sage, ihrer großen Volksthümlichkeit und Auszeichnung, die ſie bei Fürſten, Jarlen und Helden genoſſen, ja von ihren Liedern ſelbſt, auf uns gekommen. Den ſüdlichen Theil der Germanenvölker, oder jenen, wo die Odinslehre nicht

die herrschende war, betreffend, so besaß jedes einzelne Volk eine, von allen übrigen mehr oder minder verschiedene, Stammsage, und eine Menge Ober- und Untergötter, auch verklärte Helden der Nation, die in derselben Rang erhoben wurden; wir nennen in Kürze die Namen derselben nebst ihrer Bedeutung:

Die Sunna (Sonne), der Mani (Mond), die Hertha (Erde), Thuiskon, Kroda oder Soter (Zeit), und Alleman spielten eine Hauptrolle bei den südlichen Völkern. An diese schlossen sich an: die Alzes (Götter der Jugend und Bruderliebe), die Badumna (Göttin der Jagd und der Wälder), bei Friesen und Gothen; Ben (ein Seegot der Sachsen). Biel, ein Gott des Wachsthums und Beschützer der Forsten; Fro, der über das Wetter herrscht, Hylo, den Hirten in Westphalen heilig; Jecha, im Thüringerwalde; Jodut, der Sachsen Viktoria; Irmensul, der vergötterte Armin der Cherusker; Krutzmann, der Gott körperlicher Stärke; Lahra, von den Gröningern angebetet; Lällus, dem in der Gegend von Schweinfurt Trauben und Aehren geopfert wurden; Nekkus, ein Flußgott, von dem der Neckar seinen Namen leitet; Nehalenna, der Friesen und Gothen Mondgöttin; Ostar, von dem die Osterzeit ihre Benennung und Bedeutung empfieng; bei den Thüringern der monströse Püstrich, bei den Westphalen der Taufana, Götter des Feuers; bei den Pommeranern der furchtbare Rugiwith; Swenthewith mehr den Wenden als Germanen angehörig; Stuffo, der Obersachsen und Thüringer Trinkgott u. s. w. Auch drei berühmte Seherinnen Welleda, Aurinia (Allrune) und Ganna, nennt die Geschichte als vergötterte Sterbliche, hochverehrt von mehr als einer teutschen Völkerschaft, ihrer Weisheit und Tugend und ihrer Verdienste um die Nation willen. Den allgemeinsten und feierlichsten Opferdienst genoß aber die Hertha. Mit Thürmen auf dem Haupte, in der Rechten einen Scepter, in der Linken einen Schlüssel haltend, angethan mit einem reichgeschmückten Gewande, auf welchem Aehren, Kräuter, Blumen und Bäume, die Sinnbilder ihrer

Wirksamkeit, zu sehen waren, saß sie auf einem Wagen mit Löwen oder weißen Kühen bespannt. Zu gewissen Tagen des Jahres, die alsdann die Friedtage aller Völker bildeten, und an denen kein Schwert gezuckt werden durfte, besuchte sie die Menschen, badete sich im geheimnißvollen See auf Rügen, der ihre Diener jederzeit verschlang, auf daß kein Sterblicher sich rühme, entschleiert die mächtige Göttin erblickt zu haben. Damit sind bei den Germanen nicht ungewöhnliche Menschenopfer bezeichnet, die sie den erzürnten Göttern hie und da bringen zu müssen glaubten. Wunderbar sprechen viele seltsame Denkmale von Felsenaltären, Hünengräbern und Bildsäulen die Neugier des jetzigen Geschlechtes an, die aus jener Urzeit, mehr oder minder erhalten, noch täglich gefunden werden. Manches von der ältesten Götterlehre verschmilzt aber mit wendischen, slavischen und keltischen Edden, und dient blos zum überreichen Stoff für unfruchtbare Hypothesen und mythologische Prachtgebäude, deren meiste, nach jeder neuern Untersuchung, wiederum zerfallen.

Hermann der Cherusker.*

Liberator haud dubie Germaniae.
Tacit.

Viel wäre zu erzählen von den ältesten Thaten der Germanen und den wunderbaren Wagnissen derselben, in denen ihr kühner Sinn, ihre unbeugbare Freiheitsliebe und der Ruhm ihrer Waffen sich kund that. Aber die Sagen sind verschollen, viele Denkmale im Strom der Zeiten untergegangen; andere in Zwielicht und Dunkel gehüllt. Die Geschichte wie die Sage hat nur wenige Bruchstücke von dem großen Reichthum der Urzeit unsers Volkes uns noch aufbewahrt, und zwar so, wie der Feind sie niederschrieb, neidisch auf den Ruhm unserer Väter, deren Arm so tiefe Wunden ihm schlug, daher einen großen Theil des Trefflichsten verhüllend, und nur die Denkmale ihres Unglücks mit gewissenhafter Treue

* Quellen: Vellej. Paterculus, Hist. Rom. L. II. C. cxvi. seq. Strabo, Geograph. L. vii. Florus, Epitome hist. roman. Tacitus Annal. L. i. et ii. Suetonius, Vita XII. imperator (Augustus). Dio Cassius, Hist. rom. L. lvi. Einige Notizen bei Seneca und Plinius. Man hat sich im Gange der Erzählung, besonders bei Tacitus, genau an die Berichte der Alten gehalten, ohne modern zu romantisiren, und ohne pedantisch zu langweilen.

ausführlich schildernd. Wie glänzend nun diese auch immer noch seyn mögen, so übergehen wir doch dieselben, um desto länger und freudiger vor den sieggekrönten Heldenbildern verweilen zu können, die in der langen Halle teutschen Ruhms für alle Zeiten aufgerichtet stehen. So übergehen wir die thatenreiche Heerfahrt der Kimbern und Teutonen, welche nach glorwürdigem Beginn und wunderkühnem Fortgang, aus Mangel an Einheit und Vorsicht und aus allzublindem Selbstvertrauen, ein so trauriges Ende nahm; so die Erzählung von der großen Gefahr, welche König Heervest und die Sueven dem größten Feldherrn der Römer bereitet; so die Abentheuer des mannhaften Ambiorich, des Induziomer, des Konrad und Konwer und vieler anderer, größerer und kleinerer, Helden mehr, welche im Kampfe mit den Römern teutsche Tapferkeit allerwärts zu Ehren gebracht. Uns ruft mit sehnender Ungeduld der erhabenste Charakter teutscher Urwelt in Hermann dem Cherusker zu bewunderungsvoller Betrachtung.

Oktavianus Augustus Cäsar, durch zufälligen Sieg über Brutus Tugend und Antonius Ehrgeiz, oder durch den mächtigern Willen des Geschicks, Zertrümmerer der römischen Republik, durch konsequente Heuchelei mehr als durch Waffen allmächtig, und der schlaueste Tyrann der Weltgeschichte, herrschte über Rom. Dreihundert siebenzigtausend eingeübte Krieger und drei Flotten auf verschiedenen Meeren hüteten den mit der ganzen Welt, nach Besiegung eines großen Theils derselben, geschlossenen Frieden. Der Staat, auch nach verlorner Freiheit, schien, durch Macht und Glanz für solche entschädigt, auf den Kulm seiner Größe zu stehen. Selbst über die freien Teutschen, zu denen einst Cäsar nicht vorzudringen gewagt, war jetzt, theils Herrschaft, theils Einfluß gewonnen; ihre Tapferkeit den Künsten des Tiberius und dem ausdauernden Muthe des Drusus nicht mehr unbezwinglich. Bis über die Elbe hatten römische Legionen den Fuß gesetzt, und jenseits des rechten Rheinufers erlaubte sich Rom, nachdem wider Belgen, Longobarden, Sem-

nonen, Hermunduren und andere Völker, zuerst mit zweifelhaftem, nachmals mit erwünschtem Erfolg gestritten worden, und nur Marbod der Markomanne noch furchtbar schien, Landschaften, die für Bundsgenossen sich hielten, als Provinzen zu betrachten. Kein Volk bis über die Weser hinaus, stand mehr in Waffen. Römische Sitten hauchten süßes Gift in die starken Herzen der Natursöhne. Alte Bünde und Eidgenossenschaften zerrissen. Die Großen, durch Gold und Ehren verwirrt, wendeten ihren Blick der Sonne der Majestät zu, die einen Theil der Strahlen auch um ihr Haupt zu gießen schien. Die Schattenseiten der Kultur, Luxus und Weichlichkeit, fiengen an, den Volkswillen zu untergraben und seinen Charakter zu schwächen, noch ehe der Segen derselben fühlbar geworden war. Ueber Sümpfe und Dämme waren zwar Brücken geschlagen und gangbare Straßen durch bisher undurchdringliche Wälder angelegt; aber sie dienten nur der.. Unterdrücker zur Erleichterung seiner Plane. Kastelle und Burgen ragten hervor, als Zierden des Landes; aber drei Legionen lagen darin, zu verhüten, daß nicht die alten Eichen der Freiheit das Lied von der Kraft der Väter zurück in die Herzen der Germanen rauschten.

Zu denselbigen Tagen begab es sich, daß Sentius Saturninus, welcher am Rheine Statthalter des Augustus gewesen, und der Teutschen Vertrauen durch leutseliges Wesen, gemäßigte Sprache und kluge Verwaltung in hohem Grade sich gewonnen hatte, starb, und Quintilius Varus an seine Stelle kam. Dieser, aus mehr angesehener denn berühmter Familie entsprossen, in seinem Charakter aus Phlegma ruhig und an Körper und Geist gleich unbeweglich, an den Müssiggang des Lagers mehr als an die ausdauernde Kraft im Felde gewöhnt, als Emporkömmling habsüchtig, zur Unzeit karg und hochfahrend, (der große Irrthum aller Mittelmäßigkeit), obgleich lange nicht so grausam und unmenschlich, wie der Haß erbitterter Feinde und der Griffel für die Teutschen begeisterter Geschichtschreiber ihn hinstellt —

hielt keinen Staatsstreich für unerlaubt, durch den ein trotziges Volk zur Unterwürfigkeit konnte gebracht werden. Arm war er in das reiche Syrien gekommen, und reich — so drückt das bittere Wortspiel eines römischen Schriftstellers sich aus — hatte er die arme Provinz verlassen. Diese Kunst schien dem Augustus ganz geeignet, seinen Planen wider die Germanen jenseits des Rheines Gedeihen zu verschaffen, und Varus handelte treu im Sinne seines Herrn. Bisher hatten die Römer es noch nicht recht gewagt, an jenem Ufer Zeichen der Herrschaft aufzupflanzen, und die Berührung mit den Bewohnern war mehr die mit Gästen, denn mit Unterthanen, gewesen. Erst dann, als Märkte, Geschenke, Goldsummen, freiwillige Rechtserholungen und Kriegsdienste junger Edlen unter Roms Adlern, dem Ziele näher geführt hatten, erlaubte sich Varus, selbst in Ländern, die jenseits der Weser lagen, Tribünen zu errichten, Rechtssprüche, die bisher aus freiem Antrieb begehrt worden, gewaltsam und von Amtswegen aufzudringen, durch Gesetzeskundige der schlimmsten Art Hader und Prozesse unter das Volk zu säen und Beile sogar und Ruthen, — allen freien Männern ein unerhörter Anblick, und furchtbarer als Waffen und alle übrigen Werkzeuge der Gewalt, — mit gebieterischem Wesen öffentlich sich vorantragen zu lassen.

Jetzt endlich erwachte in der Nation, die in ihrer Einfalt schmählich sich betrogen sah, das alte Selbstgefühl: aber es war durch einen Betrug der ungeheuersten Art um die frühere Schnellkraft gekommen. Traurig blickten alle Freigesinnten nach den Fürsten und Helden des Volkes: aber sie waren verkauft und in fremden Dienst gegangen, oder stumm und unparteisam bei der allgemeinen Noth. Noch nahm man Kraft und Muth genug auch in den gemeinen Kriegern wahr: aber es fehlte an einem Haupte, das Verstand und Ansehen hinreichend besaß, die Masse zu leiten, und Selbstverläugnung genug, das Gefährliche gegen innern Widerstand und äussere Uebermacht zu wagen. Derjenige, welcher vor allen zu diesem Posten erkoren schien, war von Selbstsucht, Herrschgier und unvaterländi-

schen Gefühlen zerfressen; der mächtige Marbod, der über die Markmannen gebot, und das erste Reich mit geregelter Verwaltung und nach römischen Mustern, unter den Teutschen hergestellt hatte. Alle Hoffnung schien deshalb vergebens. Dennoch wachte ein Erretter, der unbemerkt bisher im Hintergrunde gestanden, aber seit Jahren in seiner Brust das Werk der Befreiung getragen hatte; und er erschien zur glücklichen Stunde.

In jenem Theile von Teutschland, der in der Urzeit mehrere miteinander verbundene Stämme begriff, in spätern Perioden das Herzogthum Berg, und verschiedene Fürstenthümer gebildet, und der von der Rheinmündung bis an die Weser gereicht, befand sich unter andern Völkern auch das der Cherusker, unter den Germanen keineswegs das tapferste, aber durch hervorstechende Männer berühmt und hochachtbar. In seiner Mitte befand sich ein Jüngling, kaum einige zwanzig Jahre alt, von den Seinen Hermann, von den Römern Arminius genannt, Sigimers Sohn, durch ein edles Geschlecht, durch Reinheit der Sitten, Festigkeit des Charakters, Schärfe des Verstandes, Macht der Beredsamkeit, persönlichen Muth, Liebe zur Freiheit und auch durch Schönheit und Anmuth des Körpers vor seines Gleichen dem Volke werth. Noch in früher Jugend war er, der Sitte vieler Jünglinge gemäß, dem Rufe römischer Tapferkeit gefolgt, und hatte unter römischen Heeren in mehrern Feldzügen, wahrscheinlich unter Tiberius, gegen Chauzen, Longobarden und Marbod, mit Auszeichnung gedient. Der Imperator ertheilte ihm das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde. Aber den Ritterdienst selbst beschloß er schon damals auf andere Weise, zum Besten seines bedrängten Vaterlandes, zu üben. Unverfälscht hatte er den Sinn für teutsche Freiheit und die Begeisterung für teutsche Art bewahrt; und den Lockungen weichlichen Lebens, womit die Sklaverei ihr Elend gewöhnlich zu übergolden pflegt, war er so fern geblieben, daß er vielmehr nur einen verstärkten Haß der Knechtschaft, die er in der Nähe erblickt, und mit dem frühern Zustand seines Volkes verglichen, nach der Heimath zurückbrachte. Von ihrem ganzen

Wesen hatte er den Römern blos die Kriegskunst abgelernt, und der Gedanke blitzte auf in ihm, den Feind durch seine eigenen Waffen dereinst aus den heimathlichen Gauen zu vertilgen. Er sah den Uebermuth des Varus und seiner Helfer und Werkzeuge; er vernahm die Seufzer der gemißhandelten Landsleute; ihre stillen Wünsche kamen dem lautpochenden Grimm in seiner Brust entgegen, und er gewann aus Varus unbegreiflicher Sorglosigkeit die richtige Ueberzeugung, daß niemand schneller falle als der, welcher nichts fürchtet, und der häufigste Ursprung des Verderbens die Sicherheit sey. Still durchzog er deshalb Gehöft von Gehöft, kundete der Einzelnen Gesinnung aus, und theilte zuerst nur wenigen, sodann Mehrern seinen kühnen Anschlag mit, indem er ihnen mittelst seiner unwiderstehlichen Ueberredungsgabe die bestimmte Aussicht zeigte, daß die Römer leicht übermannt werden könnten.

Dem Entschluß folgte bald die That. Bestimmt ward die Zeit des Ueberfalls. Das tapferste aller Heere, an Zucht, Uebung und Kriegskunde unter allen römischen bei weitem das erste, sollte umrungen und zur völligen Vertilgung niedergemacht werden. Mehrere von den Fürsten bewog Ehrgeiz, wegen entrissenen Ansehens, das Volk aber angeborner Haß gegen den neuen, von Fremdlingen aufgedrungenen Zustand der Dinge zur Theilnahme. Der eigene Vater Sigimer befand sich mit unter den Verschworenen, während der Bruder Flavius jedoch fern bei den Römern diente.

Hermann und seine Freunde hatten den Plan entworfen, künstlich und allmählig den Varus in noch größere Sicherheit einzuwiegen, als der er bereits sich überlassen hatte. Rechtshändel wurden erdichtet und vor seinen Richterstuhl gebracht, als huldige man vertrauensvoll seiner Weisheit und Gerechtigkeit. Man führte ihn sofort tiefer in das Land, weil die Nähe des Rheins, wo von Gallien aus der Feind zu schnell Verstärkung erhalten konnte, dem Beginn des Aufstands nicht ersprießlich schien, und Alles nahm eine solche Gestalt, daß der Römer in dem Wahn

sich stärkte, die Teutschen wären auch ohne Truppen leicht in Dienstbarkeit zu erhalten. Das Hauptziel der Verschwornen aber gieng auf Vereinzelung seiner Streitkräfte. Sie gelang ihnen. Allen Regeln der Kriegskunst entgegen, sendete Varus, auf verstellte Bitten einzelner Völkerschaften, starke Abtheilungen seines Heeres weg, um Jenen Hülfe gegen Räuberbanden, Besatzungen für die Treue der Städte, oder Schutz für Zufuhren zu leisten. Damit schwächte er, obschon ihm noch immer ein Achtung gebietendes Heer blieb, im Wesentlichen dennoch seine Streitmacht. Sowohl Hermann als Sigimer verweilten mittlerweile beständig in seiner Nähe, um allen Verdacht zu verscheuchen, tafelten sogar mit ihm, und legten die größte Unbefangenheit an den Tag. Gleichwohl drohte dem kühnen Werk keine geringe Gefahr durch einen Verräther aus Mitte der Nation und der Verwandtschaft selbst. Segest, aus berühmtem Geschlecht, aber in seinem Herzen feil und Söldner der Fremden, unterordnete die heilige Sache des Vaterlandes niedriger Privatrache, die er an Hermann, wegen Entführung seiner trefflichen Tochter Thusnelde, mit unversöhntem Grolle zu üben suchte. Trotz dem, daß er von der Gemeinde, auf der das große Werk beschlossen worden, entfernt gehalten war, so ahnte er doch das Vorhaben seiner Landsleute und warnte den Varus. Aber dieser lachte der Mittheilungen, und hielt in thörichtem Uebermuth sie für Aeusserungen persönlicher Leidenschaft wider den Eidam, den jener zu verderben suche, sprach den Teutschen sogar alle geistige Fähigkeit zu dem Beginnen ab, dessen sie bezüchtigt worden, und tadelte den Segest hart über unzeitigen Eifer. Die Verschwornen faßten neuen Muth, und beschlossen ihr Vorhaben zu beschleunigen.

Es erhoben sich, der Abrede gemäß, im neunten Jahre nach Christi Geburt, die fernen Ansibarier an der Ems zum Aufstand wider die Römer. Die benachbarten Völker, um keinen Verdacht zu erregen, wenn sie zugleich mit denselben sich empörten, baten den Statthalter dringend, wider die Aufrührer in Person auszuziehen, und erklärten sich bereitwillig zu kräftiger Unterstützung. Varus entschloß sich zum Zuge. Noch ein-

mal warnte Segest; vergebens. Das Schicksal stand seinen Rathschlägen im Weg, und verwirrte des Römers Sinn und Gedanken. Nachdem der erste Angeber durchgefallen, erstand kein zweiter mehr.

Das ganze Heer der Römer brach nun auf. Herman und die Häupter der Verschwörung gaben ihm mit einer Anzahl Truppen das Geleit, als wollten sie den Zug unterstützen, und führten ihn in die unwirthlichsten und schauervollsten Gegenden, von Hügeln, Sümpfen und undurchdringlichen Forsten durchschnitten. Nach andern Berichten blieben sie bei seinem Abmarsch zurück, um Truppen, scheinbar zu seiner Unterstützung, zu sammeln, und trafen auf diese Weise, ohne dem Varus, welcher langsam und in unordentlichen Zügen sich fortbewegte, Anlaß zu Verdacht zu geben, ihre Anstalten. Und als der Heerbann wohl gerüstet war, rückte Hermann, nach gegebenem Befehl, alle vereinzelte Römerhaufen umzubringen, dem Statthalter nach. Plötzlich erhob sich, als sie in jenen Gegenden angekommen, noch ehe das Schwert der Teutschen gezückt war, der Himmel selbst, wie zum Bunde der Freiheit mitverschworen, mit ungewöhnlichen Naturschrecken wider die Römer. Furchtbare Gewitter brachen los; Ströme von Regen ergossen endlos sich hernieder; alle Waldbäche und Gebirgswasser schwollen an, daß alles Erdreich einem einzigen See glich. Die Römer, schon durch ihr Gepäck und den vielen unnützen Troß ausserordentlich beschwert, und durch die Mühsale des Marsches übergewöhnlich abgemattet, setzten den Weg mit bereits verwirrten Gliedern fort durch die engen Thäler, die den einzigen Durchpaß bildeten. Unter diesen Umständen, und als Verwirrung immer mehr überhand genommen, verschwanden plötzlich Hermann und die ihm gefolgt, und zogen zu ihren Brüdern, welche mittlerweile in zahlreichen Schaaren ringsher die Berge besetzt und zum Empfang der Römer sich gerüstet hatten. Jetzt erklang von allen Seiten der Germanen fürchterlicher Kriegsgesang, erdröhnten die zusammengeschlagenen Schilde, und vereinigten sich beide mit dem Brausen tausendjähriger Eichen und mit dem Rauschen der Waldwasser zu einer unbe-

schreiblich-grausen Todesmelodie. Die Römer, von nie gefühltem Schrecken gefaßt, erkannten nun die Falle, in die sie gegangen, und ihr Entsetzen mehrte sich, als ungeheuere Baumstämme und Felsenstücke, die von allen Seiten herabgerollt wurden, und ein Regen von Pfeilen und Wurfgeschossen in die Wette unter ihren Manipeln wütheten, und von Höhen und aus Hinterhalten zahllos der Feind zum Handgemenge hervordrang. Jetzt galt die Kriegskunst im Einzelnen nichts; Mann stand Mann gegenüber; nur die Kraft entschied in diesem Augenblick. Aber der Boden war gegen die Römer, und der Schreck hatte jede Möglichkeit zu geordnetem Kampfe geraubt. Sie sahen den Tod vor ihren Augen; aber sie wollten das Leben theuer verkaufen. Vereinzelte Treffen abgesonderter Schaaren, denen es gelang, sich einigermaßen zu ordnen, sollten den Rückzug nach dem Rheine decken, welchen Varus nun ohne Zögerung beschloß. Mit Hinterlassung sämmtlichen Gepäckes ward er angetreten; Flucht und Kampf wechselten unaufhörlich während eines ganzen Tages. Schauerlicher noch nahte die Nacht und verfolgte sie mit gedoppeltem Schrecken, bis ein freier Platz erreicht war, wo Lager geschlagen werden konnte. Aber der Hunger und der Feind trieben bald sie heraus zu Fortsetzung der Flucht, schon in der Frühe des zweiten Tages. Da hemmten neuerdings die Wälder, Regenströme, Waldbäche und die stets den Vorsprung gewinnenden Germanen den Marsch. Neue Opfer fielen in großer Zahl. Nicht mehr als ein Drittel erlebte die zweite Nacht, welche die letzte ihm werden sollte, abermal auf einem freien Raum, und in einem mit unglaublicher Anstrengung geschlagenen festen Lager.

Am dritten Morgen erneuerte sich die Flucht und der Kampf; aber beide wurden gleich unmöglich. Nur Livius Asprenatus, einem Neffen und Legaten des Varus, gelang es, durch die verzweifeltste Gegenwehr, eine Schaar von der nun erfolgten Niederlage nach dem hintern Winterlager zu retten, woselbst er zugleich die Treue der schon wankenden

Gemüther der Völker jenseits des Rheines stärkte. Eben so schlug der Präfekt Cäditius bei Aliso durch zahlreiche Schwärme Germanen sich durch. Dagegen fiel der Feldherr selbst, der mehr Muth zum Sterben als zum Kampfe besaß, an jeder Rettung verzweifelnd, in sein eigenes Schwert. Feig ergab sich Cejonius, Präfekt des Lagers, an die Sieger, um statt durch das Schwert eines Kriegers, durch das Beil des Henkers zu fallen. Vergebens auch floh Numerius der Legat, welcher im Treffen böses Beispiel gegeben, mit einigen Flügeln dem Rheine zu; er ertrank in seinen Fluthen. Gegen den Ueberrest selbst wurde schrecklich gewüthet. Was auf der Flucht in Sümpfen und Waldseen nicht umgekommen, oder lebendig in die Hände der Germanen gerieth, ward ohne Unterschied des Ranges und Standes, den Göttern geopfert, und die Vornehmsten auf den Altären derselben abgeschlachtet. Die man erhielt, darunter viele aus den edelsten Heldengeschlechtern der Republik, wurden für ewig zur Schweinhut verdammt. Das schrecklichste Loos war den Sachwaltern aufbehalten, welche mehr noch als Präfekten und Krieger den Grimm des Volkes gereitzt hatten. Einigen wurden die Zungen ausgerissen, andern die Hände abgeschnitten; einem der Mund, nach ausgerissener Zunge zugenäht, und der Unglückliche mit den Worten verhöhnt: „Höre einmal auf zu zischen, Viper!“ Auch des Varus Leichnam, den das Mitleid einiger Krieger zur Erde bestattet, wurde wieder ausgegraben, und insbesondre von Sigimer verhöhnt. Hermann aber sandte das abgeschlagene Haupt desselben mit stillschweigend bitterm Vorwurf an Marbod, ihn zu erinnern, wie blutig sich verrathene Freiheit räche. Dieser schauderte vor dem Geschenk, und übersandte dem Imperator den Kopf seines Feldherrn zur endlichen Bestattung zu. Von den Feldzeichen waren zwei Banniere und Adler verloren gegangen; sie wurden unter großem Jubel zu Hermanns Füßen gelegt, der sie, so wie die ganze übrige Beute den Göttern weihte. Das dritte jedoch ward durch die besonnene Treue seines Trägers gerettet, der es in die Oeffnungen seines Wehrgehänges steckte, und im blutigen Sumpf verbarg, wo es nachmals wieder

gefunden wurde. Diese furchtbare Behandlung der Besiegten mag aus dem Umstande seine Erklärung finden, daß sie nicht nur Wiedervergeltung der von den Römern unter den Teutschen in frühern Kämpfen angestellten Gemetzel, sondern selbst ein Akt der Nothwehr war, da alle geschonten Krieger in einem solchen Kampfe, wo es Leben und Freiheit galt, zum zweitenmale hätten besiegt werden müssen; auch es hier darauf abgesehen war, die Römer im Allgemeinen von jedem fernern Besuche durch ein auffallendes Beispiel abzuschrecken.

Groß war der Schrecken zu Rom, als die Trauerkunde von den erschlagenen Legionen dahin gelangte; über alle Beschreibung der Jammer des Augustus. Bart und Haare ließ er mehrere Monate hindurch sich wachsen, stieß das Haupt an die Thüren seines Kaisergemachs, mit dem verzweiflungsvollen Schrei: „Varus! Varus! gieb mir meine Legionen wieder!“ Er verlängerte den Statthaltern der Provinzen ihre Amtszeit, damit die Bundesgenossen von Erprobten und Geübten im Zaume gehalten würden; er ließ Tag und Nacht in Rom starke Wachten ausstellen, aus Furcht vor einer Heerfahrt der Germanen gegen Rom, wie weiland zu den Tagen der Kimbern und Teutonen; er entfernte die deutsche Leibwache aus der Hauptstadt, da er ihrer Treue mißtraute; ja er gelobte dem besten und mächtigsten Jupiter die großen Spiele, wenn er die Republik in eine bessere Lage versetzen würde. Ein ungeheures Heer ward nach dem zitternden Gallien geschickt; doch die Furcht vor den Teutschen war so groß, daß man durch Todesstrafen den sinkenden Muth zu stärken sich genöthigt sah.

Aber die Teutschen sannen nicht auf Eroberung neuer Länder, nicht auf den Sturz römischer Herrschaft, durch Angriff derselben in ihrem Mittelpunkte, sondern beschränkten sich darauf, die wieder erworbene Freiheit in ihren Gauen zu schirmen. Als nun somit die stärkste Furcht verschwunden, wurde der gleich edle als tapfere Sohn des Drusus, Germanikus, zum Rächer römischer Kriegsehre, mittelst neuer und vollständiger Eroberung

Teutschlands, ausersehen. Nach vierjähriger Pause seit dem großen Blutbade im Teutoburgerwald, im Jahr 14 nach Christus, zog er aus, zuvörderst gegen die Marsen, und metzelte einen großen Theil derselben durch Ueberraschung nieder. Die beträchtliche Zahl von Bundesgenossen jedoch, die denselben zu Hülfe eilten, veranlaßten ihn zum Rückzug über den Rhein. Aber schon im folgenden Jahr übersetzte er von neuem den Strom; A. Cäcina, sein Unterfeldherr, ward wider die Cherusker gesandt; mit der Hauptmacht griff Germanikus die Katten an, verbrannte ihre Hauptstadt Mattium, und kehrte darauf nach dem Rheine zurück.

Hermann hatte, als den Marsen und Katten Gefahr drohte, eiligst denselben Hülfe zugedacht; aber Cäcina, durch äusserst geschickte Hin- und Hermärsche und durch verstellte Angriffe, hielt ihn im Schach, und Zwietracht theilte die Streitkraft der Cherusker. Der treulose Segest, obgleich er vor vier Jahren gezwungen worden war, mit dem allgemeinen Heerbann wider die Römer zu ziehen, erneuerte jetzt gegen Hermann die Umtriebe, und suchte den Gedanken des Friedens mit den Römern heimisch zu machen. Er fand zwar manche Anhänger, welche Neid über des Jünglings Heldenruhm in dessen Feinde verwandelt; aber dennoch war das Ansehn Hermanns überwiegend. Der Verräther ward nunmehr in seiner eigenen Burg von erbitterten Volksschaaren umzingelt und belagert, nachdem er seine Tochter Thusnelde, Hermanns Gemahlin, und den Sohn beider, Thumeliko, heimlich entführt hatte, in der Absicht, sie den Römern zu überliefern. Segest in seiner Bedrängniß fand Gelegenheit, seinen Sohn Sigmund, ob der gleich im Jahre des Aufstands der Germanen, von Köln, wo er als römischer Priester gestanden, zu seinen Landsleuten geflohen war, mit der Bitte um schleunige Hülfe an Germanikus zu senden. Letzterer zog alsbald gegen die Belagerer an, und belagerte sie selbst nun mit großer Macht, bis Segest und alle die bei ihm befindlichen Verwandten und edeln Frauen herausgerettet waren. Thusnelde befand sich in ihrer Zahl; aber ihr schlug mehr das Herz des Gatten als des Vaters. Keine Thräne rann

aus ihrem Auge, kein Seufzer zeigte das Gefühl ihres Schicksals an; die Hände über die Brust zusammengefaltet, sah sie stumm auf den schwangern Leib. Nie erblickte sie mehr die heimathlichen Gauen und das Antlitz des Gatten wieder. Mit diesen edeln Gefangenen wurden auch viele Spolien der Varianischen Niederlage wieder gebracht, da die meisten, denen sie zu Theil geworden, bei diesem Anlaß in die Gewalt der Römer fielen. Segest selbst trat mit pomphafter Verkündung seiner immerwährenden Treue gegen Rom vor Germanikus hin, vertheidigte sich jedoch, im Gefühl der Niederträchtigkeit seiner dermaligen Stellung, gegen den Vorwurf, als sey er Verräther am Vaterlande. Seine Feindschaft gegen Hermann war — wollte man ihm glauben — aus der edelsten Quelle geflossen. Das Wohl der Germanen erforderte inniges Anschließen an die Römer, und Segest trat somit als Friedensstifter zwischen den beiden auf, im Fall seine Landsleute geneigt seyn würden, Reue dem Verderben vorzuziehen. Er bat nunmehr um Verzeihung für den Irrthum des Sohnes, zu welchem Jugend ihn verführt; hinsichtlich der Tochter gestand er: Nothwendigkeit habe ihn zu diesem Schritt getrieben; bei dem Cäsar stehe es nun, sie als Segests Tochter oder als Hermanns Gemahlin zu behandeln. Germanikus sicherte Allen Großmuth zu; dem Segest aber, welcher in seinem Vaterlande keinen Schirm für sein Leben ersah, verhieß er in Gallien, bei Santen, einen Wohnsitz.

Als die Kunde von diesem Ereigniß sich verbreitet hatte, erregte sie, je nach den Gesinnungen der Parteien für Krieg oder Frieden, — Hoffnung und Schmerz. Hermanns, von Natur schon heftiges und reizbares Gemüth ward durch die hier vorgefallene Gewaltthat, den Raub seines Weibes, und die Knechtschaft des noch ungebornen Sohnes, aufs äusserste getrieben. Rastlos durchflog er Gau für Gau im Cheruskerland, Waffen gegen den Segest, Waffen gegen den Cäsar begehrend. Er überfloß von bittern Vorwürfen: „O ein trefflicher Vater! ein großer Feldherr! ein streitkühnes Heer, deren Hände all es bedurfte, ein einziges Weiblein

davon zu führen. Unter seinem Schwert seyen drei Legionen und eben so viele Legaten gefallen. Denn nicht mit Verrath, nicht gegen schwangere Frauen, sondern offen und gegen Wehrhafte führe er Krieg. Noch sehe man in teutschen Hainen die Banniere der Römer, die er den vaterländischen Göttern zu Ehren dort aufgehängt. Möge Segest das unterjochte Ufer bebauen, möge er dem Sohne seine Priesterwürde wieder verschaffen: nie würde der Mensch in den Augen der Teutschen sich ganz von dem Vorwurf reinigen: daß diese letztern zwischen Elbe und Rhein Ruthen und Beile und die Toga hätten erblicken müssen. Andern Völkern seyen, aus Unkunde des römischen Reichs, Hinrichtungen auch unerhört, Schatzungen unbekannt: sie aber, die das Joch abgeschüttelt, als jener unter die Götter versetzte Augustus, und jener Mann ihrer Wahl, Tiberius, schmählich hätten abziehen müssen, sollten einen unerfahrnen Jüngling und ein aufrührisches Heer nicht fürchten. Und wenn ihnen das alte Vaterland und ihre Eltern mehr als Herren und Kolonien am Herzen lägen, so möchten sie lieber dem Hermann, der zu Ruhm und Freiheit als dem Segest, der zu schmachvoller Knechtschaft sie führen wolle, folgen."

Durch diese Reden wurden nicht nur die Cherusker, sondern auch alle angrenzenden Völker aufgeregt, und selbst Inguiomer, Hermanns Oheim, der bei den Römern seit langen Tagen in Ansehen stand, in die Partei der Patrioten gezogen. Die Besorgniß des Germanikus wurde dadurch um so größer; und auf daß nicht mit einemmale die ganze Streitmacht der Feinde losbreche, so schickte er den Cäcina mit vierzig Cohorten, um die Masse der Teutschen zu theilen, durch das Land der Brukterer, an den Emsfluß; die Reiterei mußte Pedo, der Präfekt, an die Gränzen der Friesen führen; der Cäsar selbst mit vier eingeschifften Legionen fuhr über die Seen, und Fußvolk, Reiterei und Flotte kamen zu gleicher Zeit bei dem so eben gedachten Flusse an. Die Chauzen, der Sache des Vaterlandes im wichtigsten Momente treulos, schlossen sich den Römern an. Edlere Gesinnung zeigten die Brukterer. Aber Uebermacht vereitelte

ihren Widerstand; sie wurden von Stertinius geschlagen, und während des Blutbades und der Plünderung fanden die Römer einen der verlornen Adler aus der Niederlage des Varus wieder. Unter furchtbarer Verwüstung des Landes, das zwischen Ems und Lippe lag, zog das Heer, welches mit dem Siege neuen Aufschwung erhalten, bis zur äussersten Gränze der Brukterer fort.

Sie waren nun in der Nähe des Teutoburgerwaldes, und auf der Stelle, wo die Ueberreste des Varus und der Legionen noch unbegraben lagen. Germanikus beschloß, den Todten die letzte Ehre zu erweisen. Das ganze anwesende Heer gerieth in Rührung bei dem Gedanken an die Verwandten und Freunde, an das Verhängniß des Kriegs und das Schicksal der Menschen. Nicht ohne Vorsicht jedoch setzte Cäsar seinen Marsch nach der Stätte des Mordes fort. Sie erreichten endlich das Trauergefilde, durch Anblick wie durch Erinnerung entsetzenvoll. Das sechste Jahr schon war verflossen, seit die gebleichten Knochen der Erschlagenen, schauerlich gemischt unter Pferdeglieder und Waffentrümmer, die seufzende Heide bedeckten, oder auf Baumstämmen und Felsenaltären die Schädel der den Göttern Geopferten in gräßlichen Ueberresten lagen. Einzelne Krieger, die dem Gewürge damals entkommen, entwarfen nun an Ort und Stelle selbst Schilderungen von der Noth jener Tage, und ergriffen von allgemeiner Wehmuth, beeilten der Cäsar und seine Krieger sich in die Wette, den Gefallenen endlich ein Grab und ein Denkmal zu errichten. Darauf beseelte sie ein Geist der Rache gegen den Feind.

Hermann, des Bodens, der zum Schlagen geeignet, und der Kriegsweise seines Gegners genau kundig, hatte in unwegsame Gegenden sich zurückgezogen. Der Cäsar folgte ihm unaufhaltsam auf seinem Marsche, und gedachte, als er ihn endlich erreicht, mit seinen Reitern aus der eingenommenen Stellung ihn zu vertreiben. Allein Hermann hatte bereits die Seinigen zusammengezogen und ihnen befohlen, an den Wald sich zu lehnen. Plötzlich nun machte er eine Wendung, gab denen,

die er in dem Walde verborgen, ein Zeichen zum Ausbruch, und brachte des Germanikus Reiter in Unordnung. Reserve-Cohorten ersetzten die Weichenden; aber sie dienten blos dazu, die Verwirrung zu vergrößern und die Bestürzung zu vermehren. Schon waren sie ganz nahe an einen Sumpf gedrängt und in Gefahr, da sie des Ortes unkundig, elend darin umzukommen: als Germanikus die Legionen in Schlachtordnung aufstellte. Dieser Umstand, der die Teutschen bestürzt machte, gab den Römern wieder Muth und dem Treffen eine günstigere Gestalt, wiewohl die Römer durchaus in der Hauptsache nichts erreichten. Mit gleichen Vortheilen ließen beide Heere von einander ab. Das römische kehrte an die Ems wieder, und die Legionen wurden auf gleiche Weise, wie sie herbeigeführt worden, wieder eingeschifft. Ein Theil der Reiterei trat den Rückmarsch nach dem Rheine, längs der Seeküste, an. Der Feldherr, nach Erwägung aller Umstände, hatte erkannt, daß im Angriffkampfe dermal nichts gegen die Germanen ausgerichtet werden könne; darum versparte er die Vollführung seines Racheplans auf eine spätere Zeit.

Inzwischen erlitten die Römer auf ihrem Rückzug nicht geringe Noth durch die denselben rastlos beunruhigenden Teutschen; besonders ward dem Cäcina auf das heftigste zugesetzt. Dem erhaltenen Auftrag zufolge, führte dieser sein Kriegsvolk über die langen Brücken, welche über ungeheuere Moräste einst aufgeführt worden waren, und zwar mit so großer Eile, als ihm nur möglich war. Die ganze übrige Gegend machten leimiger Boden, dicker und zäher Koth, reissende Bäche, und dichte und hohe Wälder durchaus unsicher. Letztere hatte bereits Hermann, mit seinen leichtfüßigen Teutschen den schwerbeladenen Römern weitaus den Vorsprung abgewinnend, besetzt. Cäcina, in die Nothwendigkeit gebracht, die vor Alter halb eingefallenen und durch Regenfäule stark beschädigten Brücken erst herzustellen, und zu gleicher Zeit den andringenden Feind abzuwehren, ließ durch den einen Theil seines Heeres Lager schlagen, während der andere zum Kampfe sich zu rüsten hatte. Allein die Teutschen durch-

brachen beim Anblick ihrer Feinde mit kühnem Ungestüm die Vorposten, drangen unter die Arbeiter ein, und griffen von den Seiten, im Rücken und von vornen an. Ein furchtbares Handgemeng entwickelte sich sofort, worin jedoch, der Ungunst des Bodens und des Umstandes willen, daß die Römer nur mit Mühe ihre Waffen gebrauchen, die Teutschen aber auch in Sümpfen fechten und mit ihren langen Speeren in der Ferne verwunden konnten, der Nachtheil beinahe ganz auf Seite des Cäcina war. Bis tief in die Nacht ward gestritten: da leiteten die siegjubelnden Germanen zum Ueberfluß noch die Bergwässer in das angefangne Römerlager, also zwar, daß rings in der Ebene alles überschwemmt und die saure Arbeit der Legionen wiederum vernichtet ward. Der unerschrockene Cäcina jedoch, den eine lange Erfahrung aller Wechsel des Kriegs auch für solche Gefahren vorbereitet hatte, beschloß in der ungeheuern Verwirrung, die aus dem Ergebniß dieses Tages und der darauf gefolgten Nacht sich erzeugt hatte, dem Feinde so lange noch Widerstand zu leisten, bis die Verwundeten und der Troß vorausgeschickt seyn würden. Darauf vertheilte er sehr geschickt seine Streitmacht, um von allen Seiten, wo der nächste Angriff und die unmittelbarste Gefahr sich zeigen würde, schnell gerüstet zu stehen.

Dieselbige Nacht, in welcher die Germanen die Wuth des Elementes gegen das Lager der Römer gekehrt hatten, wurde jedoch noch unter mannigfachen Schrecken von diesen letztern zugebracht. Die Teutschen, im Bewußtseyn ihres großen Vortheils und in Hoffnung, den Cäcina, wie einst Varus, mit leichter Mühe vertilgen zu können, warteten sie auf den nahen Anhöhen bei festlichen Gelagen ab, und ihre weithin tönenden Gesänge, welche Thäler und Wälder mit unbeschreiblichem Getöse erfüllten, und die Freudenfeuer, welche rings die sorglosen Gruppen ihrer Krieger beleuchteten, und, wie die Gluten eines nahen Unwetters, von Zeit zu Zeit in das drangsalvolle Lager ihrer Feinde herunterblitzten, bildeten einen merkwürdigen und kaum beschreibbaren Kontrast zu den matten

Wachfeuern der Römer und zu dem ermatteten Zustand ihrer Körper, in welchem sie, halb wachend, halb schlafend, den kommenden Tag erharrten. Cäcina selbst, der so oft dem Tod ins Auge geblickt, ward von fürchterlichen Träumen gepeinigt. Ihm däuchte, er sähe und höre den Quintilius Varus, wie dieser blutbespritzt und in Sümpfen sich windend, ihm zurufe; wie er jedoch, weit entfernt ihm zu folgen, die dargebotene Hand zurückstoße.

Endlich brach der ersehnte Morgen an, aber nur um neue Sorgen und Verluste zu bringen. Diejenigen Legionen, welche von Cäcina an die Flanken beordert worden, übertraten, aus Furcht oder Ungehorsam, die Befehle des Feldherrn, und bezogen, ihre Posten verlassend, eine Ebene jenseits der Moräste. Hermann ließ diese Bewegung, so lockend ihm der Anblick war, längere Zeit ungestört. Erst dann, als das feindliche Gepäck in Sümpfen und Gräben stecken blieb, und als Eigennutz und Verwirrung die Glieder löseten, und alle Vorsichtsmaaßregeln der Kriegskunst vergessen waren, brach er wie Wettersturm mit seinen Teutschen hervor, unter dem furchtbaren Ausruf: „Seht hier den Varus, und die durch dasselbe Geschick zum zweitenmal besiegten Legionen!“ An der Spitze seiner auserlesensten Streiter drang er in die Reihen der Feinde, und ließ vorzüglich den Pferden hart zusetzen. Dieselben, durch Wunden wüthend gemacht, und ausgleitend auf den schlüpferigen Pfaden, warfen jetzt die eigenen Reiter ab und zerstampften die Liegenden. Pferdeblut und Menschenblut rann in einander. Mit Mühe nur konnten die Adler und Feldzeichen fortgebracht werden. Cäcina, der alle Pflichten eines Feldherrn wie eines gemeinen Kriegers übte, und die zerrüttete Schlachtordnung einigermaßen herzustellen suchte, stürzte selbst jetzt von seinem Streitroß; schon nahten jubelnd die Teutschen, ihn zu umzingeln und gefangen zu nehmen, als die erste Legion, welche zwischen ihn und die Angreifenden sich warf, ihn befreite. Das übrige Heer selbst rettete blos die übermäßige Habgier der Feinde, welche zu frühe sich an die Beute

machten, und von fernerm Kampfe abließen. So gelang es denn gegen Anbruch Abends den Legionen, auf offenem und festem Boden sich hindurch zu drängen.

Aber die eine Scene des Unglücks wechselte nur mit einer andern. Ein festes Lager sollte errichtet werden; doch alles, was dazu gehörte, war auf der Flucht verloren gegangen. Den Manipeln gebrach es an Zelten, den Verwundeten an Umschlägen; die Speisen selbst mußten die Krieger mit Morast und Blut besudelt, zu sich nehmen, laut jammernd über die Verderben bringende Nacht, und daß so vielen tausend Menschen nur noch ein Lebenstag übrig sey. Als zu allem Ueberfluß nun auch noch ein Pferd scheu ward, und einige ihm begegnende in Schrecken gesetzt hatte, entstand allgemeine Bestürzung, und alles rannte, trotz der eindringlichsten Vermahnungen und Vorstellungen des Cäcina, dem Hauptthore zu, um sich zu retten; bis der Legat in dem höchsten Grade der Verzweiflung, vor der Thorschwelle sich niederwarf und erklärte, daß der Ausgang nur über seinen Körper möglich seyn würde. Endlich kam wieder einige Schaam und darauf Besonnenheit unter die Römer. Cäcina suchte jetzt in den rührendsten Anreden sie zur Ausdauer und durch die einleuchtendsten Gründe zu standhafter Erwartung des Feindes zu bewegen, und traf für den eintretenden Fall alle erforderlichen Gegenmaaßregeln. Im Kriegsrath, den die Heeresfürsten der Teutschen hielten, herrschte nicht mindere Bewegung, durch Leidenschaften verschiedener Natur über den neuen Kampfplan angeregt. Hermann, der die Legionen wie die Teutschen besser als die Uebrigen kannte, und alle mögliche Gefahren eines Sturms auf das römische Lager, wo die römische Tapferkeit und Kriegskunst, verstärkt durch die Wuth der Verzweiflung sich ganz wieder entwickeln konnte, ahnete, rieth diesen Sturm durchaus ab, und bestand darauf, daß man die Römer aus ihrem Lager erst ausrücken lassen, und in sumpfigen und unwirthsamen Gegenden wieder umzingeln sollte. Dies war die Ansicht eines erfahrnen und einsichtsvollen Feldherrn. Inguiomer aber schmeichelte den Lieb-

lingswünschen seiner Landsleute, deren beutegierigen Ungestüm er kannte, und deren unbändigen, aller Zögerung widerstrebenden Muth er selbst theilte. Seine Meinung siegte: allgemeiner Sturm ward in der nächtlichen Berathung auf den kommenden Tag beschlossen.

Kaum leuchtete die erste Morgensonne, so erhoben sich die Teutschen unter dem gewöhnlichen furchtbaren Schlachtgesang, stürmten an die Gräben, die das feste Lager umgaben, füllten sie mit Faschinen aus, und erreichten die Höhe des Walls ohne Widerstand. Aber nun stürzten die Cohorten, als sie ziemlich ordnungslos noch bei den Verschanzungen sich aufhielten, auf gegebenes Looszeichen herbei, unter dem Schall der Tuben und Schlachthörner, den Teutschen in den Rücken, und riefen in bitterm Spotte ihnen zu: „Nicht Wälder und Sümpfe sind hier, sondern auf günstigerm Boden günstigere Götter!“ — Die Teutschen, durch die Zahl wie durch die Haltung und den neuen Muth ihrer Feinde überrascht, sahen sich in ihrer Hoffnung von der Leichtigkeit des Siegs betrogen, und Hermanns Weissage ward mehr als bestätigt. Verwirrung und Unentschlossenheit ergriff sie in ihrer mißlichen Lage, und ein ziemlich starkes Blutbad wurde von den Legionen, die mit aller Wuth sie im Rücken angefallen hatten, bis in die Nacht hinein unter ihnen angerichtet, so mannhaft auch, trotz ihrer Bewältigung der Widerstand war, den sie den sichern Römern darboten. Inguiomer selbst empfing schwere Wunden; nur Hermann kehrte unverletzt mit den Ueberresten seines Volkes ins Gebirge.

Inzwischen hatte ein Gerücht sich verbreitet, als sey von andern Abtheilungen des teutschen Heerbanns ein Zug nach Gallien bereits beschlossen worden. Mit Mühe verhinderte Germanikus hochherzige Gemahlin Agrippina, daß nicht, in der darüber entstandenen allgemeinen Furcht, die Brücke über den Rhein abgebrochen wurde. Der Cäsar selbst ward auf seinem neuen Zuge gegen Hermann von nicht geringen Gefahren heimgesucht. Er hatte dem P. Vitellius die zweite und vierzehnte Legion übergeben, mit dem Auftrag, zu Lande sie fortzuführen, damit die Meerfahrt

der übrigen desto rascher von Statten gehe. Vitellius hatte anfänglich bei trockenem Boden, oder bei nur mäßig bespülender Fluth, einen sehr ruhigen Marsch; bald aber erhob sich der Nordwind, und der Zug wurde, weil um dieselbige Zeit der Nachtgleiche das Weltmeer am meisten anschwoll, von den Fluthen erfaßt und fortgerissen. Rings überdeckten nun Wasserwellen das Land. Meerenge, Ufer und Gefilde, gewährten ein und dasselbe Bild. Nicht mehr konnte der unsichere Boden von dem sichern unterschieden werden, die Untiefe nicht mehr von der Tiefe. Lastthiere und Gepäck riß mit sich und verschlang der wilde Strudel. Todte Körper schwammen in buntem Gemisch ihnen entgegen. Die Manipel verwirrten sich, bald bis an die Brust, bald bis an den Mund im Wasser. Zuweilen sank der Boden unter ihnen, und sie wurden getrennt und umgeworfen. Da galt kein Zuruf, keine Wechselmahnung mehr. In den tobenden Wellen fand kein Unterschied zwischen Rüstigen und Trägen, zwischen Klugen und Unerfahrnen, zwischen Vorsicht und Zufall statt: alles ward ein gleicher Raub der höhern Gewalt. Endlich erklomm Vitellius eine Höhe, und zog das Heer dahin zusammen.

Eine fürchterliche Nacht folgte auf diesen jammervollen Tag. Für sich sahen sie in den Wellen, für die Brüder, die nach ihrer Meinung der Feind eingeschlossen hielt, durch Germanenschwerter sichern Untergang. Endlich, mit Tagesanbruch näherten sie sich der Weser, und erreichten, kaum ihren Augen trauend, den Germanikus und die bereits todt geglaubten Legionen, welche vorangesegelt waren.

Das dritte Jahr des Kampfes war nun bereits zwischen Germanikus und Hermann vollendet. Noch stand letzterer unbesiegt, theilweise sogar Sieger, und ohne die Zuchtlosigkeit der Seinen und ohne die hemmende Eifersucht der Fürsten wäre vielleicht Cäcina, wie Varus, vernichtet worden. Nur ein Gegner wie Germanikus aber, mochte der List und dem Heldenmuth des Cheruskers stehen. Das Schicksal drohte Rom auch diese kräftige Stütze zu entreissen; denn des Tiberius niedrige Seele war

von nagender Eifersucht gegen den Ruhm des Neffen erfüllt, und er suchte ihn vom teutschen Heere zu entfernen und nach andern Punkten des Streits zu verwenden. Germanikus durchschaute seine Absichten, und fühlte im innersten Herzen über solch schnöden Undank sich entrüstet. Aber Roms Rettung war ihm höher denn die eigne. Unerschüttert beschloß er Fortsetzung des Kriegs wider Hermann, welcher seinerseits von neuem alles in Bewegung setzte, um die Angriffe der Römer fruchtlos zu machen. Der ritterliche Held der Freiheit hatte nicht nur mit dem äussern Feind und mit einem Feldherrn, der an Hoheit der Seele und an Verstand und Muth den Männern der alten Zeit glich, sondern auch bereits mit Verrath, Meineid und Parteihaß im Innern der teutschen Gauen zu kämpfen. Der regellose Ungestüm Inguiomers durchkreuzte häufig seine besten Plane; Segest warb aus der Ferne fort für die Fahne der Römer; Segimer selbst, der bisher treue Kampfgenosse, und sein Sohn, wurden von dem Ehrlosen zum Abfall verführt. Ja es stritt, um das Uebermaaß seines Schmerzes zu mehren, der eigene Bruder, den die Römer Flavius nannten, unter den Adlern, mit einem von Tacitus besonders herausgehobenen Enthusiasmus für die Sache der Knechtschaft. Gleichwohl erwartete Hermann mit erhöhtem Muthe den Cäsar, und wußte durch erfinderischen Geist schnell jede Lücke wieder zu ergänzen.

Als Germanikus wiederholt an die Weser gekommen, fand er am jenseitigen Ufer des Stroms Hermann und sein Gefolge. Der Fürst, auf erhaltene Nachricht, daß der Cäsar an der Römer Spitze, und bei ihm Flavius sey, bat um eine Unterredung mit diesem Letztern. Sie ward ihm gewährt. An den beiden entgegengesetzten Ufern begrüßten sich, nachdem das bewaffnete Gefolge wechselseitig entfernt worden, mit feindseliger Freundlichkeit die beiden Brüder, und Hermann fragte nun Flavius, der das eine Auge in einer Schlacht gegen die Seinen verloren, woher die Entstellung seines Gesichtes komme? — Flavius bezeichnete Ort und Treffen. Jener erkundigte sich, welche Belohnung hiefür ihm geworden: Flavius nannte

vermehrten Sold, die Halskette, den Lorbeer und andere kriegerische Ehrenzeichen. Hermann aber verspottete solches als armseligen Sklavenlohn. Auf dies erste bittere Gespräch folgten noch bitterere Vorwürfe von beiden Seiten. Flavius stellte seinem Bruder die Größe Roms, Cäsars Macht, die schwere Strafe der Besiegten, die Milde gegen die Unterwürfigen, und die gegen sein Weib und Kind geübte Großmuth vor. Hermann aber jenem: die höhere Pflicht gegen das Vaterland, die angestammte Freiheit, die heimathlichen Götter Teutschlands, endlich die Mutter, welche sich mit seinen Bitten an ihn vereinige: er möge es doch nicht vorziehen, Ueberläufer und Verräther seiner Verwandten und Blutsfreunde, ja seines ganzen Volkes, als desselben Feldherr zu seyn. Die Vorwürfe giengen nun, da die Leidenschaft beiderseits sich steigerte, zu Schmähungen über, und selbst der Fluß, der zwischen ihnen beiden lag, schien den Kampf nicht hindern zu können, welcher schon sich entspinnen wollte, als der wüthende Flavius von einem römischen Tribun zurückgehalten wurde. Hermann auf der andern Seite fuhr mit fürchterlichen Drohungen fort, und verkündete ein nahes Gefecht, das über Verräther und Feinde entscheiden sollte. Wirklich stellte er die Seinen des folgenden Tags am Ufer in Schlachtordnung auf.

Germanikus ließ, da noch Brücken und Schanzen zuvor geschlagen werden mußten, einstweilen an einer seichten Stelle seine Reiter über die Weser setzen. In drei verschiedenen Abtheilungen bewerkstelligten sie den Uebergang. Alsbald kam es zum Kampfe, besonders mit Cariavalda, dem Führer der batavischen Bundsgenossen. Nachdem dieser kühne Streiter voll wilden Ungestüms die reissenden Fluthen durchdrungen, wurde er durch eine geschickte Bewegung der Cherusker in eine nahe, waldumkränzte Ebene gelockt, und mit vielen Edlen nach heißer Gegenwehr erschlagen. Germanikus selbst, der inzwischen Hermanns Schlachtplan ausgekundet und erfahren hatte, daß ein Hauptstreich auf die Legionen von dem nimmer müden Feinde beschlossen worden, erforschte auf allerlei Weise die Gesinnungen

seiner Krieger, und fand, daß sie kampfgerüstet und von Rachegefühl gegen die Teutschen durchglüht seyen. Diese Stimmung steigerte sich, als ein feindlicher Herold an das Lager der Römer geritten kam, und in Hermanns Namen jedem Ueberläufer große Belohnungen verhieß. Knirschend über diesen Schimpf, brannten sie nach dem Zeichen der Schlacht. Noch aber zögerte der Cäsar und gedachte, den von Marsch und Anstrengung Ermüdeten vorerst einige Rast zu gönnen und die Bewegungen des Feindes abzuwarten. Glänzende Träume stärkten in ihm die Siegeshoffnung.

Des folgenden Tages nunmehr versammelte er die Legionen und entwickelte ihnen alle Vorsichtsmaaßregeln, die der neu beginnende Streit erfordere. Er suchte vor allem aus ihren Gemüthern das Vorurtheil von der Ungunst der Stellung in Wäldern und Gebirgen zu tilgen, die Vorstellung von der Furchtbarkeit der germanischen Waffen zu mildern, und ihnen zu zeigen, wie sie mit glücklichem Erfolg die ihrigen zu gebrauchen hätten. Darauf malte er ihnen die große Zuchtlosigkeit der Teutschen, die ohne Gefühl für Schande und unbekümmert um ihre Anführer, bei nachdrücklichem Widerstande flöhen, im Unglück verzagten, im Glück aber weder göttliche noch menschliche Rechte heilig hielten. Endlich zeigte er ihnen, daß hier an der Elbe das Ziel ihrer Mühsale sich nähern müsse, und er, des Vaters und des Oheims Laufbahn verfolgend, den Sieg gleich ihnen in die Länder der Teutschen mit ihrer Hülfe tragen würde. Und nun gab er das Zeichen zur Schlacht.

Wenn nun aber Germanikus durch Worte, die den alten Stolz der Römerseele weckten, und durch den ernsten Anblick der Nothwendigkeit mächtig auf die Seinigen wirkte, so begeisterte Hermann, unterstützt von den Fürsten des Heeres, mit nicht minderer Gewalt der Rede die Herzen der Teutschen. „Dieß sind — sprach er — jene Römer, die im Heere des Varus so schnell geflohen; die, um nur den Krieg nicht aushalten zu müssen, hinter Aufruhr sich verborgen; von denen ein Theil den mit Wunden

überdeckten Rücken, ein anderer die von Sturm und Wogen verstümmelten Glieder aufs neue nun ergrimmten Feinden und abholden Göttern entgegen werfen, ohne alle Hoffnung des Gelingens. Die Flotte haben sie gewählt und den pfadlosen Ozean, damit die Kommenden Niemand überfallen, die Flüchtigen Niemand verfolgen könne. Doch, wenn sie nur erst handgemein geworden, so soll den Ueberwundenen weder Wind noch Ruder Schirm gewähren. Erinnert euch nochmals der Habsucht, der Grausamkeit und des Uebermuths der Römer, und fragt euch selbst, ob uns noch etwas übrig geblieben, als: die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben, bevor wir in Knechtschaft gefallen sind." —

Wild entflammt foderten auch die Teutschen einmüthig das Treffen. Und Hermann führte sie hinab auf das Gefilde Idistavisus, das zwischen der Weser und einer Reihe von Hügeln gelegen, bald enger, bald weiter, je nach den Krümmungen des Stroms und den Vorsprüngen der Gebirgshöhen, sich ausdehnte. In seinem Rücken lag ein Wald von hochstämmigem Gehölz und kahlem Boden zwischen den Baumstrunken. In dem Gefilde nun und der Vorderseite des Waldes lagerte der größte Theil der übrigen Germanen; die Hügel dagegen wurden ausschließlich von den Cheruskern besetzt. In trefflicher Ordnung, die gallischen und teutschen Hülfsvölker, denen die Parteilichkeit des Cäsars, oder die kluge Politik desselben, mit der er die doppelte Stärke des Wechselhasses verwandter Nationen berechnete, die gefährliche Ehre eingeräumt hatte, voran, bewegten sich die Legionen der Römer. Germanikus befehligte im Mittelpunkt. Bundesgenossen schlossen abermals den Heereszug.

Wüthend stürzten sich die Cherusker, sobald die Feinde ihnen nahe gekommen, auf sie, und versuchten Durchbruch. Der Cäsar richtete den Kern der Reiterei gegen ihre Flanke; zugleich sollte Stertinius mit dem Reste sie umgehen, um ihnen in den Rücken zu fallen. Diese Bewegung hatte ganz den gewünschten Erfolg, während glücklicher Vögelflug das Fußvolk zum Andrang in die Fronte begeisterte. Die Cherusker, über-

flügelt, wurden von ihren Hügeln herabgedrängt. Unordnung brach in dem Heer der Teutschen ein, und sie hemmten sich, durch Germanikus Taktik der freien Entwickelung ihrer Streitmassen beraubt, wechselseitig selbst. Hermann, vor allen bemerkbar durch sein nimmer ruhendes Schwert, durch die fernhin tönende Stimme, durch eine Menge von Wunden, bemühte sich mit übermenschlicher Anstrengung, die Schlacht zu halten. Schon drang er sieghaft in die Cohorten der Bogenschützen ein, und war nahe daran, sie durchbrechen: als zahlreiche Schaaren von gallischen, rhätischen und vindelicischen Hülfsvölkern mit ihren Bannieren sich ihm entgegenwarfen, und ihn nun selbst in die äusserste Gefahr brachten. Dennoch schlug er durch die angestrengteste Kraft seines Körpers und einen kühnen Satz seines Streitrosses sich durch, das Antlitz selbst mit Blut sich beschmierend, um weniger erkannt zu werden. Auf gleiche Weise rettete sich auch Inguiomer. Beträchtlich war der Verlust, den in dieser Schlacht die Germanen an Menschen erlitten. Manche kamen auf der Flucht durch Pfeilhagel, andere durch die Gewalt des Stromes, und zuletzt durch die Menge der Flüchtigen und die herabstürzenden Ufer um. Viele, die auf Bäume sich geflüchtet, wurden zur schrecklichen Kurzweil von den Bogenschützen herabgeschossen, oder zerschmettert von umgestürzten Bäumen. Ueber zehntausend lagen so erschlagen. Erst mit der Nacht endigte das Blutbad. Ein Rasenhügel, mit der Aufschrift der überwundenen Völker, ward auf der Wahlstatt, als Denkmal des Sieges, von den Legionen errichtet. Dieser Anblick befeuerte mehr als alle Erschlagenen und als alle verlorne Beute die Germanen zur Rache, welche schon zum Rückzug über die Elbe sich entschlossen hatten, statt daß sie durch die große Niederlage muthlos geworden wären. Nicht nur wurde der allgemeine Heerbann neuerdings aufgeboten, sondern selbst Greise, durch den Gedanken des Vaterlandes erstarkt, schlossen sich den Reihen seiner Vertheidiger an. Mit unerhörter Wuth unternahmen sie Angriffe auf die Römer, und brachten ihren Zug in Unordnung. In einer engen, sumpfigen Ebene, von Fluß und Wald

umschlossen, gedachten sie die anrückenden Legionen leicht zu überwältigen. Aber Germanikus erhielt Nachricht von diesem Anschlag, und beschloß, die List der Feinde zu ihrem eignen Verderben zu wenden. Er übergab einem seiner Unterbefehlshaber die Reiterei und die Ebene. Das Fußvolk selbst wußte er, mit Berücksichtigung der drohenden Gefahr, so zu stellen, daß ein Theil in die offene Waldung vorrückte, der andere auf den gegenüber liegenden Damm eindrang. Ersterm wurde der Angriff leichter; desto schwerern Stand hatte der letztere; denn die Vertheidiger des Damms schütteten einen solch ununterbrochnen Hagel von Pfeilen auf die anstürmenden Römer herab, daß sie sich zurückziehen mußten. Jetzt ließ Germanikus Schleuderer, Bogenschützen und Maschinen mit Wurfpfeilen kommen, und der Damm, da die Teutschen dem furchtbaren Geschütz in ihrer freien Lage nicht in die Länge widerstehen konnten, ward natürlich nun bald erobert. Auf diesen erhaltenen Vortheil drang Cäsar in den Wald, an der Spitze seiner prätorischen Cohorten. Auch hier siegte er, nicht weil die Teutschen an Muth nachstanden, sondern weil die Art des Gefechtes und ihre unvortheilhaften Waffen alle persönliche Tapferkeit unnütz machten. Es vermochte die ungeheure Masse von Menschen, die zu diesem Streit herangezogen, in den engen Gegenden, wo derselbe sich zu entwickeln anhub, die über die Maaßen langen Spieße weder vorzustrecken noch zurückzuziehen, noch sich des Schwunges und der Behendigkeit der Körper zu bedienen. Sie war somit zu einem stillstehenden Kampf gezwungen, und der ganzen Wuth des feindlichen Angriffs blos gegeben. Die Römer dagegen, welche den Schild an die Brust gedrückt, und die Faust fest im Griffe sitzen hatten, hieben mit leichter Mühe die breiten Glieder und die baaren Häupter der Germanen zusammen, und brachen sich Bahn über ihre Leichen. Zum Unglück für die letztern konnte an diesem Tage Hermann die gewohnte Thätigkeit nicht zeigen, da die in der vorigen Schlacht empfangenen Wunden ihn zu sehr entkräftet hatten. Auch Inguiomer, welcher rastlos mahnend, das Treffen durchflog, wurde mehr vom Glück

als vom Muthe verlassen. Bis gegen Abend metzelten somit die Römer, in vollen Zügen den Kelch der Rache trinkend, unter dem Fußvolke. Aber der Kampf mit der Reiterei der Teutschen blieb unentschieden. Die Kürze, mit welcher Tacitus dies andeutet, und schnell dann einen Uebergang auf andere Dinge macht, klingt ein wenig verdächtig, und läßt glauben, daß in dem Reitertreffen der Vortheil mehr auf Seite der Teutschen gestanden. So nichtsbesagend nun immer diese theilweisen Siege in der Hauptsache, und so unersprießlich sie in ihren Folgen waren, so glaubte doch Germanikus, ein Siegesdenkmal errichten zu müssen, worauf von den zwischen dem Rhein und der Elbe überwundenen Nationen die Rede war.

Aber die heimathlichen Götter selbst schienen für die Streiter der Freiheit, nach diesem ihrem Unglück, wodurch blos Menschen, nimmer aber der Muth, die Hoffnung, und die Gedanken der Rache gefallen, hülfreich sich zu erheben, und den stolzen Cäsar zu gemahnen, daß für Gewaltherrschaft hier kein Boden sey. Es hatte nämlich Germanikus, da der Sommer schon über die Hälfte vorgerückt war, nur einen Theil seines Heeres zu Land in die Winterquartiere zurückgeschickt, den größern Theil aber auf der Ems nach dem Weltmeer eingeschifft. Auf demselben erhoben sich jetzt so fürchterliche Stürme, und die Flotte erlitt im Angesicht feindseliger Ufer so entsetzlichen Schiffbruch, daß ohne die Freundschaft der Angrivarier und Britannen, zu denen die meisten auf der hohen See nicht zu Grunde gegangenen Fahrzeuge verschlagen wurden, nur ein kleiner Rest zurückgekommen seyn würde. Das Unglück hatte den Germanikus so sehr betäubt, daß er, als den Urheber desselben sich betrachtend, mehrmals schon im Begriffe war, sich in das Meer zu stürzen. Die Teutschen, zu denen alsbald Kunde erscholl, daß die Römerflotte untergegangen, schöpften eben so sehr neue Hoffnung für sich daraus, als der Cäsar aus seiner Rettung neuen Entschluß zur Unterjochung der Teutschen faßte. Kaum hatte er demnach von der großen Mühsal sich einigermaßen erholt, so ließ er dreißigtausend Mann Fußvolk und dreitausend Reiter

wider die Katten ziehen, während er selbst einen Angriff auf die Marsen beschloß. Ein treuloser Häuptling dieses Volks, der um römisches Gold seine Freiheit und Ehre verkauft, und in die Hände des Cäsars Unterthanenpflicht dem Augustus geschworen — Malovendus hieß der Verräther — hatte angezeigt, daß in einem nahen Haine der eingegrabene Adler der Varischen Legion von einer mäßigen Bedeckung bewacht würde. Von zwei Seiten her wurde also der Angriff vollführt, und der Zweck des Zuges, der Wiedergewinn des Banniers, nicht ohne bedeutende Einbuße der Marsen erreicht. Die Teutschen staunten der Kraft, mit der, auch nach so fürchterlichem Unglück und beispielloser Verheerung unter Schiffen und Kriegern, die Römer dennoch und gleichsam nur kühner und unwiderstehlicher auftraten. Aber die größte Gefahr für die Germanen, die, ihren Feinden an solcher Stärke der Seele ebenbürtig, nach Niederlagen ebenfalls wieder unbesiegt dastanden und zu neuem Widerstand sich rüsteten, schwand mit der Abberufung des Germanikus, welchem die argwöhnische Eifersucht Tibers um keinen Preis fernere Siege in Teutschland gönnte. Unter dem Vorwand, endlich seinen Triumph zu feiern, lud er ihn zur Rückkehr nach Rom ein. Am 26. May hielt der Cäsar seinen sieghaften Einzug, bei dem unter den vielen teutschen Gefangenen, vornehmen und geringern Standes, besonders Hermanns Gattin und Sohn aller Augen auf sich zogen. Durch den edeln Stolz, mit dem sie auch hier die Schmach des Unglücks trug, ärndtete sie die Bewunderung erbitterter Feinde, und derer auch, welchen der Arm des Gatten unheilbare Wunden geschlagen. Der treulose Segest selbst schmückte, obgleich auf leidlichere Art, dennoch immerhin als Cheruskerfürst in der Reihe der Gefangenen, den Triumphwagen, vor dem die Siegeszeichen und Sinnbilder der Berge, Flüsse und Schlachten hergetragen wurden. Man hielt den Krieg mit den Teutschen für beendigt, und erklärte: dieselben, da die Rache der Römer gesättigt und ihre Kriegsehre gerettet sey, nunmehr ihren innern Zwistigkeiten überlassen zu wollen. Eine Sprache, deren eigentlichen Sinn jeder

leicht zu deuten im Stande war, wenn man mit ihr die Berichte über den nachfolgenden Kampf vergleicht, der zwischen Hermann und Marbod sich entsponnen. Niemals würde eine so furchtbare Kraft im innern Krieg sich entwickelt haben, wenn die römischen Nachrichten von jenen blutigen Niederlagen und der gänzlichen Besiegung der Teutschen buchstäblich zu glauben gewesen wären; dieser Krieg nahm aber bald nach Germanikus Heimkehr seinen Anfang.

Marbod der Gewaltige, welchen Tiberius im versammelten Senate den Römern für einen gefährlichern Feind, als weiland Philipp von Macedonien den Athenern, und Pyrrhus und Antiochus der alten Republik, erklärt, war während der großen Bewegungen der Niederteutschen für die Freiheit der Gesammtnation ruhig und theilnahmlos geblieben, und hatte bei Uebersendung des Hauptes von Varus mehr Beileid an die Römer, als Freude gegen seine Landsleute geäussert. Solches blieb den letztern unvergessen, und Hermann vor allen trachtete auf Züchtigung des verhaßten Selbstlings. Aber auch bei den Seinigen war Marbods Name verabscheut, weil er nicht nur nach ziemlich unumschränkter Königsgewalt über die Markomannen trachtete, sondern auch benachbarte Völker, die seine Herrschaft niemals anerkannt hatten, unter das Joch derselbigen beugen wollte. Besonders war dies mit den Semnonen und Longobarden der Fall. Seine gewaltsamen Schritte bestimmten sie zu förmlicher Absage und für den Uebertritt zur Sache der Niederteutschen. Alle Freigesinnten schlugen sich auf Seite Hermanns, und obgleich sein eigener Oheim Inguiomer, getrieben von falschem Ehrgefühl, welches den Greis unter des jugendlichen Neffen Oberbefehl länger zu dienen abhielt, Marbods Partei ergriffen; so stand doch Hermann, als die Feindseligkeiten eröffnet wurden, an der Spitze eines äusserst zahlreichen Heerbanns, der den bisher nicht unbeträchtlichen Streitkräften seines Gegners wohl sich gegenüber stellen konnte. An Stärke und Tapferkeit waren die Truppen beider Führer sich gleich; aber die moralische Kraft war bei ihnen verschieden. Dem Marbod hatte

schon sein Königstitel und seine glatte Politik in der öffentlichen Meinung Haß, dem Hermann sein Kampf für die Freiheit Gunst erworben. Die Markmannen, und die zu ihrem Bunde gerechnet wurden, trieb ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gefühl; die Niederteutschen begeisterte Hermanns Heldenruhm, die Liebe der Freiheit und die Erinnerung glorreicher Siege oder ruhmvoll durchkämpfter Schlachten. Beide Heere stießen aufeinander; beide bildeten, nach römischen Mustern, regelmäßigere Schlachtordnung, als bei Germanen bisher üblich war.

Hermann, hoch auf seinem Streitroß sämmtliche Reihen seines Heeres durchfliegend, erinnerte dieselben nochmals an die errungene Freiheit, an die erwürgten Legionen, und wies auf die den Römern abgenommenen Siegeszeichen und Waffen hin, welche viele der Gegenwärtigen noch trugen. Darauf ergoß er sich in bittern Worten gegen Marbod, nannte ihn einen Flüchtling, unkundig der Schlachten, nur durch Hercynische Schlupfwinkel geschützt, welcher bald durch Geschenke, bald durch Gesandte sich ein Bündniß erbettelt, und der als Verräther des Vaterlandes, als Trabant des Cäsars, mit gleich feindseligem Gemüth wie Varus vertilgt werden müsse. Endlich bat er seine Krieger, nur der vielen Schlachten zu gedenken, durch deren Ausgang, die endliche Vertreibung der Römer, hinlänglich entschieden worden sey, welcher von beiden Theilen den Kampfpreis davon getragen.

Aber auch Marbod wußte sich seiner Thaten zu rühmen, und den Gegner zu schmähen. Den neuen Bundesgenossen Inguiomer schlau bei der Hand fassend, bezeugte er laut: „Auf diesem Haupte ruhe alle Glorie der Cherusker. Alles, was glücklichen Ausgang genommen, sey nach desselben Planen vollführt worden. Hermann aber sey ein Wahnsinniger und aller Dinge Unkundiger, weil er fremden Ruhm sich zueigne, und einen arglosen Feldherrn durch Treulosigkeit hintergangen habe, zum großen Schaden Teutschlands und zu seiner eigenen Schmach, da Gattin und Sohn noch jetzt in Sclaverei gehalten würden. Er jedoch sey von

zwölf Legionen, unter Tibers Anführung, angegriffen worden, und hätte der Germanen Ruhm unversehrt erhalten. Bald darauf sey man unter billigen Bedingungen abgezogen, was ihn um so weniger gereue, als es in ihrer Gewalt stehe, den Krieg wider die Römer gänzlich zu erneuern, oder einen unblutigen Frieden mit denselben vorzuziehen.“

Diese Reden entflammten wechselseitig die Heere, welche ohnehin durch Triebfedern verschiedener Natur gereizt waren, noch mehr. Von Cherusskern und Longobarden ward für alten Ruhm sowohl als für neue Freiheit gestritten; von den Markmannen und ihren Eidgenossen blos für Erweiterung der Herrschaft. Nie noch waren so große Heere auf einander los gegangen; (fast alle teutsche Völkerschaften kämpften in dieser Schlacht,) und noch keine derselben war mit so unentschiedenem Erfolg geschlagen worden. Denn auf beiden Seiten wurden die rechten Flügel zum Weichen gebracht. Aber die Kraft der Freiheit siegte. Marbod zog auf die nahe gelegenen Hügel sich zurück. Dies war — sagt Tacitus — die Bewegung eines Ueberwältigten. Zahlreich rissen ihm, zu jeder Stunde mehr, ganze Haufen der Seinigen aus, und giengen über zum Feinde. Marbod selbst gerieth, allmählig bedeutend geschwächt, in große Gefahr, und bat den Imperator um Beistand. Aber Tiberius erwiederte den Abgesandten des zweideutigen Königs: „Wie derselbe wohl mit Glimpf gegen die Cherusker Waffen der Römer anrufen könne; er, der den wider jenes Volk kämpfenden Römern nicht den geringsten Beistand geleistet?“ So rächte bitter sich der Doppelsinn des Lebens an Marbod, der bei den Seinigen sofort immer tiefer in Verachtung sank. Zuletzt kam die Wiedervergeltung ganz über ihn. Ein edler Gothenhäuptling, Catualda mit Namen, war durch Marbods Gewaltthätigkeit aus dem Seinigen vertrieben worden, als dieser noch in der Fülle seiner Macht stand. Sobald derselbe nun von der Lage des Königs in Kenntniß gesetzt war, zog er mit einer starken Anzahl Kriegsvolk wider sein Reich an, überredete die vornehmsten Häuptlinge zur Verbindung mit ihm, und belagerte Marbod in seiner eigenen Burg. Alles

verließ den, der das Allgemeine verlassen, und er sah keine Rettung mehr, als in der Gnade des Jünglings Drusus, der von Tiberius abgeschickt wurde, den Frieden wieder herzustellen. Vergebens gieng er über die Donau, und schrieb von der Provinz Norikum aus an den Kaiser, nicht wie ein Flüchtling und Flehender, sondern durch die Trübsal Erhabener, im ganzen Gefühl seines ehemaligen Glückes: „Er habe, als viele Nationen ihn, den glorreichsten König, zu einem Bündniß aufgefordert, der Römer Freundschaft vorgezogen.“ Tiberius, der nicht mehr ihn zu fürchten, stets aber gehaßt hatte, bot ihm blos sichern Aufenthalt in Italien und die Wahl, je nach Gunst der Umstände, über sein eigenes Schicksal in der Folge zu verfügen. So reisete denn Marbod nach Ravenna, und aß achtzehn Jahre lang das Gnadenbrod der Römer, bis er, nachdem sein ganzer alter Ruhm ob solch heftiger Liebe zum Leben verbleicht war, fast unbemerkt, hinüber zu den Geistern seiner Väter gieng, die ihn keineswegs als den ihrigen erkannten.

Bleibend aber strahlte der Ruhm, welcher Hermann geworden. Ob auch Thusnelde, fern der Heimath, in den Gauen der feindlichen Fremde starb: sein Herz wendete sich nicht vom Hasse wider die Römer. Und die Römer ehrten und bewunderten seine Tugend. Selbst Tiberius, der Meister aller Schlechtigkeit, heuchelte ein Gefühl der alten Größe, und erwiederte dem Katten Adgandester, dem ersten Teutschen, der zum Giftmischer wider Hermann sich herabwürdigen wollte: „Nicht durch Trug und Hinterlist, sondern offen und mit Waffen räche sich das Volk der Römer an seinen Feinden.“

Dennoch fiel der Gewaltige durch Hinterlist seiner Feinde, die aus Mitte der Fürsten, ja der eignen Verwandten, hervorgiengen, und an deren Spitze Segest und Inguiomer standen. Unter dem Vorwand, als strebe er nach Herrschaft, wurde Hermann, bald nach Marbods Vertreibung, meuchlerisch getödtet, in einem Alter von nicht mehr denn sieben und dreißig Jahren; und der edelste Römer jener Zeit, dessen Geist dem des Cheruskers

ebenbürtig war, setzte ihm das unsterblichste Denkmal in den Worten: „Er war unstreitig der Befreier Teutschlands, der das römische Volk nicht in seinen Anfängen, gleich andern Königen und Feldherren, sondern zur Zeit, als das Reich in seiner Blüthe stand, angegriffen; wenn auch in Schlachten nicht stets mit glücklichem Erfolg, doch niemals besiegt im Kriege.“ Sein Sohn Thumeliko (Thumelich) erhielt zu Ravenna auf Kosten des Staats zwar Erziehung, niemals aber, so viel aus den geschichtlichen Zeugnissen hervorgeht, die Freiheit wieder, und seine Schicksale sind in Dunkel gehüllt. Auch über Thusnelda's Loos schweigen die römischen Berichte. Nur ein einziger Sprößling des berühmten Geschlechts erfreute sich, als Parteiung das Volk verwirrte, und der wieder ausbrechende Krieg mit den Katten der Sache desselben den Untergang drohte, für eine Zeit lang, der Herrschaft. Dies war Italicus, der Sohn des Verräthers Flavius und der Tochter des Kattenfürsten Chattumer. Die Römer, um den Parteiungen ein Ziel zu setzen, und sich selbst zugleich in ihrem Einfluß auf beide Völker zu befestigen, sendeten ihn als König nach der Heimath seiner Väter. Anfangs, durch rühmliche und staatskluge Unparteisamkeit dem Volke lieb, bald aber durch römisches Wesen, von dem er ganz erfüllt war, und durch das Uebergewicht seiner Gönner in den innern Angelegenheiten, verdächtig, endlich verhaßt, mußte er mit den Waffen in seiner Gewalt sich schirmen. Der Uebermuth des Sieges bereitete den verzögerten Fall; die Schwerter der Longobarden erhielten noch für eine Weile den Geächteten auf dem wiedergewonnenen Thron. Ruhmlos aber blieb sein Andenken, während Hermanns Name in immer neuem Glanze sich erhob.

Zwei große Pläne hatte Hermann als Zweck seines Lebens beharrlich verfolgt: Vertreibung der Feinde von Aussen und Befestigung der National-Einheit durch zweckmäßige Vereinigung aller Germanenvölker zu einem einigen starken, dauernden Bunde. Ob er als Feldherr, ob als Beherrscher, dieses letztere gewollt, kann den Werth seiner Bestrebungen, kann das Verdienst seiner Thaten nicht schmälern. Auch Karl der Große, der die Eigenthüm-

lichkeiten der Stämme in seiner Monarchie verschmolz, und die Freiheiten der Einzelvölker zernichtete, ward ein Wohlthäter seiner Nation. Wer aber solches Ziel, unter der unermessenen Zahl von Schwierigkeiten, die hemmend entgegen treten, erreicht, verdient wohl billig an der Spitze der Geschäfte zu stehen. Hermann fiel, weil er größer war als sein Volk, uud uneigennütziger als seine Zeit, die ihn in seinem ganzen Wollen nicht begriff. Mögen niedrige Seelen, deren einzige Kraft im Haß aller Kraft, deren einzige Größe in Verkleinerung der vorhandenen besteht, mit erheuchel-tem Tugendschein die Sittlichkeit seiner Handlungen anschwärzen, und als solchen ihn hinstellen, der blos durch Verrath gesiegt: Hermann that, was gepriesene Volksbefreier in allen Jahrhunderten gethan: er bekämpfte mit List die Uebermacht, und erwürgte die Tyrannei in ihren eignen Schlingen. Den Betrug, welchen die Römer gegen die Teutschen gebraucht, und welchen sie den Unterdrückten selbst gelehrt, wendete er gegen die Meister und nur gegen sie an; nicht für eigennützige Zwecke, sondern für die erhabensten der Menschheit. Die, welche sein Feldherrntalent verkleinern wollen, wider-sprechen den Urtheilen, welche die gediegensten Kenner des Kriegs über Her-manns Feldzüge gefällt haben. „Es hat unendlichen Reiz, — so lautet eines derselben — in Tacitus Erzählung mit einigen Worten zu sehen, wie Hermann, der Taktik und Bewaffnung des römischen Heeres gegen-über im Nachtheil, dessen Feldherren als Heerführer überlegen war. Eine höhere Ansicht des Krieges, als man sonst bei Römern und Germanen zu erwarten pflegt, liegt in jenen Worten. Sie sind eine Lobrede für den Feldherrn, welchen Johannes Müller billig mit Cäsar und Epaminondas verglich. Sein überlegener Geist hatte aus der römischen und teutschen Kriegsmanier (beide waren ihm gleich bekannt), das Entscheidende heraus-gefunden. Er führte und leitete, kaum bemerkt von seinen Gegnern, den Krieg zu seinem Vortheil. Darum lieferten Jene mühsam wirkungslose Schlachten; daher mochte der vorsichtige und in Kriegssachen nicht unkundige Tiberius im Allgemeinen mehr Besorgniß als Zufriedenheit, ja Unwillen

äussern, als Germanikus sein zweckloses Geschäft, das Begraben der Varianischen Legionen, vor dem thätigsten Feldherrn unternommen hatte. Der Plan zum Untergang des Varus selbst zeigt überhaupt eine große Ueberlegenheit, aber besonders ein richtiges Urtheil in der Kriegsführung.“* Daß übrigens Hermann auch in offenem Felde zu stehen, und sehr verwickelte Operationen zu entwerfen und zu vollführen wußte, beweist der nachmalige Kampf mit Feldherren, wie Germanikus und Cäcina, die doch immer den Ruf ausgezeichneter Kriegsmänner verdienen, und mit einem Heere, wie die Legionen jener Zeit des Römerreichs noch immer sich darboten. Ob auch nicht beständig Sieger, doch unbesiegt, erreichte er zum mindesten sein Hauptziel, die Entfernung der Römer aus Germanien, und gab den ersten Anstoß zum nachmaligen Kampfe für Rache und für Weltherrschaft. Wenn nun schon das Zeugniß seiner Feinde hinreichend seinen Ruhm verbürgen konnte, so bestrebte sich noch zu jenen Zeiten, in welchen er gelebt und gewirkt, die Dankbarkeit seiner Landsleute, die wahrscheinlich bald über das Geschehene Reue fühlten, den Namen des Erretters zu verherrlichen, dem man auch jetzt noch zu danken hat, daß eine teutsche Nation und eine teutsche Sprache fortbestehen. Er lebte fort in der Sage; im Gesange des Volks; in göttergleicher Verehrung; und er wird fortleben durch alle Zeiten, so lange ein Hauch des Großsinns noch weht durch das Herz dieses Geschlechtes.

---

* Oesterreich. Militär. Zeitschrift. 1820. Bd. II.

Civilis der Bataver.*

Non minus vitiis hostium, quam virtute suorum fretus.

Tacit.

Nachdem Hermann zu den Vätern gegangen, und sein hoher Geist in keinem der übrigen Häupter seines Volkes war, verlor sich allmälig immer mehr von dem, in heißen Kämpfen für Ruhm und Glück der Gesammtnation, Gewonnenen. Die durch Hermann mühsam herbeigeführte Eintracht verschwand; die Eidgenossenschaften lößten sich auf; einzelne Interessen siegten wieder, und sonderten die Stämme von neuem, wie zu des Varus Zeit. So wurde es den Römern leicht, durch bloße Benutzung der Umstände dasjenige zu erhalten, was Schwertesgewalt ihnen nicht zu erringen vermocht hatte. Der Bürgerkrieg der Katten und Cherusker bildete das Vorspiel dieser verderblichen Wirren im Innern von Teutschland. Kaum entgiengen die Chauken (47 n. Chr.) dem Verderben, welches durch Corbulo drohte. Die Friesen wurden durch römische Besatzungen gebändigt; die Katten (§. 50.) durch Lucius Pomponius, und ihre eigenen Brüder, die Vangionen und Nemeter. Groß im Unglück zeigten sich Bojokal und die Ansibarier, durch stammverwandte Völkerschwärme aus der alten Heimath getrieben. Verderblich, ja zum Untergange, ward den trotzigen Katten der Kampf mit den Hermunduren um

* Vergl. Tacit. Histor. Lib. IV. et V.

den Salz bringenden Fluß. Die Römer sahen mit Lust die edelsten Kräfte der Teutschen in brudermörderischem Streit verbluten. Aber auch für sie waren, nur wenige Jahre nach diesen Begebenheiten, dieselben Schrecken im Anzug und bereit, das Eingeweide des seiner alten Lebenskraft längst beraubten Staates zu durchwühlen. Dadurch wurde wenigstens so viel bewirkt, daß die Grundsätze und die Waffen der fremden Tyrannei nicht durchgängig und vollständig in Teutschland sich ausbreiten konnten, und kühnen Männern noch ein Spielraum übrig blieb, um den von Hermann begonnenen Nationalkampf nur unter veränderten Umständen und auf verändertem Schauplatz fortzusetzen.

Ein solch neues großes Aufstreben der Freiheit spricht uns in jener, dem Ruhme des cheruskischen Hermanns ebenbürtigen Erscheinung, dem Aufstand der Niederländer und ihrer teutschen Verbündeten, um das Jahr 70 nach Christi, an, und wir können die Ursache uns nicht recht deuten, warum bei weitem der größte Theil unserer vaterländischen Geschichtschreiber stets mit flüchtiger Aufzählung der Hauptereignisse sich begnügte, und ohne genauere Würdigung jenes herzerhebenden Freiheitskampfes gleich zu andern Begebnissen übergieng, da ihm doch Tacitus, welcher über so viele Begebenheiten seiner Tage mit unmuthvoller Seele und verachtender Kürze hinwegeilt, eine mit sichtbarer Liebe entworfene, umständliche Darstellung geweiht hat.

Die ganze römische Welt hatte, nachdem Galba der Verderbniß der Zeit, Otho aber dem rächenden Schicksal gefallen, zwischen dem Schwelger Vitellius und dem Krieger Vespasian sich getheilt. Im Osten und im Westen ward der blutige Streit um die gefahrvolle Krone geführt. In banger Erwartung harrete die Hauptstadt der Entscheidung, welche, sie mochte diesem oder jenem sich zuneigen, die Zeiten der Sylla und Marius zurückzubringen drohte. Da erscholl plötzlich, mitten in die tausend Schreckniße des Tages, noch zum Ueberfluß die Mähre: daß auf der batavischen Insel und im Norden Teutschlands ein furchtbarer Auf-

stand ausgebrochen, und alles daselbst die Waffen ergriffen habe, für Befreiung von römischer Herrschaft, vielleicht auch für Rache um langjährige Schmach und Unterdrückung; ja vielleicht für noch Größeres. Und so war es. Ein kühner Mann, aus dem teutschen Stamme der Bataver, den Nachkommen blos mit seinem römischen Namen „Civilis“, den er volksthümlicher Gesinnung willen erhalten hatte, bekannt, glaubte, daß der Augenblick näher gekommen sey, wo nicht nur sein heimathliches Volk, die Bataver, das römische Joch abschütteln, sondern auch sämmtliche teutsche Stämme zur ursprünglichen Unabhängigkeit wieder gelangen möchten, ja wo die riesenhafte Idee von einem großen Freistaat aller Völker dies- und jenseits des Rheines, an den beiden Ufern der Sequana und bis über die Loire und zu den Alpen hin, verwirklicht werden könnte. Aus einem batavischen Königsgeschlecht entsprossen, hatte er sich frühe schon durch seltene Geisteskraft und einen ungewöhnlichen Charakter ausgezeichnet. Zwar fiel seine Jugend in eine Zeit, die so leer war an großen Beispielen, an denen der Funke der Freiheit sich entzünden mochte; und seine Erziehung fand in Mitte von wilden, ungelenkigen Völkerschaften statt, die mit der politischen Selbstständigkeit auch den von aller Kunstbildung unabhängigen Reichthum eines starken, reinen Naturgefühls verloren hatten. Gleichwohl wand Civilis durch eigene Kraft sich aus dieser Barbarei, und was die Gegenwart ihm versagte, ward ihm durch die Vergangenheit zur Genüge dargereicht. Der Geschichte vertraut, und durch römische Kultur den Mangel der ersten Erziehung deckend, erhielt er in Hannibals und Sertorius Bildern die Richtung, welche sein Gemüth zum Höchsten begeisterte, und zu unversöhnlichem Hasse wider die Römer trieb. Auch gedachte er lebhaft der noch frischen Thaten Armins und des unvergänglichen Ruhmes, der den Namen des Befreiers umstrahlte. Und so bildete sich denn in seiner Seele schon frühe der Entschluß, dessen Nachfolger einst zu werden; und Tapferkeit und Scharfsinn, Großmuth und Tyrannenhaß, teutsche Treue und römische Verschmitztheit einigten sich in

wunderbarer Mischung zu demjenigen Charakter, den ein Werk solcher Art und solchen Umfangs von seinem Schöpfer fordert.

Was in Civilis lag und sich bewegte, blieb Vielen nicht verborgen. Und wie einst Sylla in dem Jüngling Cäsar viele Marius erblickte, so ward auch der Argwohn Nero's, in dessen Zeit sein Leben fiel, wider ihn wach. Ein Aufstand in Teutschland gab einem Statthalter des Tyrannen Anlaß, seinen Bruder Paullus hinzurichten, ihn selbst aber in Ketten zu werfen. Darin schmachtete Civilis bis zum Regierungsantritt Galba's. Auch jetzt war aber die Gefahr von ihm nicht entfernt. Sein freimüthiger Sinn und kühnes Streben hatte die Wuth der Prätorianer erregt, und sein ganzes Wesen schien das Unheil vorauszukündigen, das er dem römischen Staate dereinst zu schaffen bestimmt war. Darum, als Vitellius den Thron der Cäsarn bestieg, drangen jene Tongeber des Tages mit Heftigkeit auf seine Hinrichtung, und nur durch eine Art Wunder entgieng er dem Tode.

In die Heimath zurückgekehrt, fand er die Lage der Dinge ganz zur Ausführung des großen Planes geeignet, den er bis dahin nur dunkel und im Allgemeinen mit sich herumgetragen, und wozu ihn das Gefühl der Rache über erlittene Kränkung jetzt überdies noch mehr angespornt hatte. Alle Aufmerksamkeit war auf den großen Kampf der beiden kaiserlichen Gegner gerichtet; ein Theil der vorhandenen Streitkräfte wurde darin, je für den einen oder andern, verwendet. Der Aufstand konnte deshalb, bis er, genugsam erstarkt, in seiner wahren Gestalt sich zu zeigen es wagen durfte, listig in das Gewand der Parteiung sich hüllen. Unter seinen Landsleuten selbst fand Civilis eine Stimmung, die ganz seinem Vorhaben entgegen kam. Die Zügellosigkeit der römischen Statthalter, welche die, niemals als Unterthanen, sondern blos als Bundesgenossen Roms sich betrachtenden Bataver höchst unklug mißhandelt, und die groben Ausschweifungen, welche sich die mit Aushebung junger Mannschaft (wozu allein der Bundesvertrag ein Recht gab) Bevollmäch-

tigten auf jede Weise sich erlaubt hatten, steigerten die Erbitterung des Volkes auf das Höchste. Die Zeit zum Handeln war somit für Civilis da. Er säumte nicht, sie zu nützen.

Eines Abends lud er die Fürsten der Stämme zum Mahle in einen dem Nationalgott geheiligten Hain. Und als der Becher den Gefühlen der Freundschaft und den lang verhaltenen Leidenschaften des Herzens freiern Lauf ließ, als die Rede fiel auf der Zeiten Bedrängniß und die schmähliche Lage der Nation: da begann er zu sprechen von des batavischen Volkes alter Herrlichkeit und den bittern Kränkungen der Gegenwart, und endete seine Rede mit folgenden Worten: „Nicht als Bundesgenossen mehr, als Sclaven behandelt man uns. Wann kömmt nur einmal ein Legat hieher, obgleich mit beschwerlichem Gefolg und voll stolzen Uebermuthes? Präfekten und Centurionen sind wir preisgegeben. Und diese, wenn ihre Gier durch Beute und Blut gestillt, wechseln stets, und neue Schlangenwindungen unter jeder Benennung werden ausgesonnen. Nun steht auch noch überdies die neue Werbung bevor, welche Kinder auf ewig von Eltern trennt, Brüder von Brüdern. Der Römer Lage selbst aber war noch nie so mißlich wie jetzt. Blos sind noch in den Winterlagern Greise und Beute aufzufinden. So öffnet denn einmal die Augen, und bebt nicht zurück vor dem hohlen Namen der Legionen. Ihr selbst seyd der Kern ihres Fußvolks und ihrer Reiter. Gerne werden die Teutschen, euere Brüder, sich zu euch schlagen. Die Galen hegen den gleichen Wunsch. Den Römern selbst kann dieser Krieg nicht unerwünscht seyn. Des Kampfes unglücklicher Ausgang wird auf Vespasian fallen; der Sieger legt keine Rechenschaft ab.“

Dieser kühne Aufruf verfehlte seine Wirkung nicht. Wild schlugen alle Fürsten ihre Schwerter zusammen, und schwuren, in die Hände des Civilis, den Göttern und dem Vaterlande einen furchtbaren Eid. Da sandte er vor allem zu den Kaninefaten, die im Norden der Insel wohnten; ein kräftiges Volk und streitgeübt, wie ihre südlichern Brüder.

Durch geheime Boten ward auch bei Britannen um Hülfe geworben. Eben so bei jenen über den Rhein entführten belgischen Cohorten, welche damals die Besatzung von Mainz bildeten. Die Friesen erweckte Brinno, ihrer Edlen einer, und es gelang dem kühnen Jüngling, in einzelnen kleinen Abtheilungen das Winterlager zweier Cohorten zu erstürmen. Die Römer, in Verzweiflung, zündeten die Burgen selbst an, welche sie nicht vertheidigen konnten, und brachten ihre Feldzeichen in Sicherheit. Viele Einzelne fielen hierbei der Rache des erbitterten Volks.

Civilis inzwischen, mit schlauer List die römischen Präfekten feiger Säumniß beschuldigend, erklärte die Dämpfung ausgebrochener Unruhen für den alleinigen Zweck seines Auszugs. Aber Vielen lag sein Plan bereits offen vor, und auch die Größe der Gefahr. Der ungestüme Jubel der Teutschen verrieth, daß Civilis und nicht Brinno des Aufstands Urheber sey. Unaufgehalten immer weiter dringend, vereinigte er sich jetzt mit dem Heerbann der Friesen und jenem der Kaninefaten. Darauf stellte er sein Kriegsvolk in ein undurchdringliches Viereck, und begann den Angriff auf die römische Hauptmacht, welche ihm nunmehr entgegen zu ziehen kam. Mittlerweile sann die Flotte auf dem Rhein, die größtentheils mit batavischen Matrosen bemannt, und aus mehr denn vier und zwanzig Schiffen gebildet war, schon auf Verrath und Gemeinschaft mit dem Feinde. Nahe am Ufer kam es zur Schlacht; der Uebergang einer tungrischen Cohorte zu Civilis entschied dessen Sieg, da die Römer nun von Feinden und Bundesgenossen zugleich sich angefallen sahen. Noch vollständiger ward ihr Verlust durch den Aufruhr, der nun wirklich auf der Flotte ausbrach. Der größte Theil der Schiffe und der Bemannung ward von den Batavern, welche listig sie gegen das Ufer getrieben, und einen Theil der Widerstand leistenden Hauptleute getödtet hatten, dem Civilis überliefert.

Dieser Sieg, schon an und für sich bedeutend und ruhmvoll, gewährte den Batavern Waffen und Seemacht, und überdies eine Menge

anderer, nicht zu berechnender Vortheile. Von Gau zu Gau erscholl die Kunde von Civilis Heldenthat. Im Germanen- und Galenland pries man laut die Urheber der Freiheit. Die meisten teutschen Völkerschaften verhiessen brüderlichen Beistand. Die Gemüther der Galen, welche solche Gesinnung bisher nicht getheilt, wendete Civilis sich durch kluge Großmuth und milde Behandlung der Gefangenen zu. Der Eifer seiner Sendboten nährte und verstärkte die günstige Stimmung. Rastlos foderte er die keltischen Landschaften auf, ein Joch abzuschütteln, das sie sich selbst nur durch unselige Parteiwuth aufgebürdet. Er erinnerte an alle die Leiden, die sie seit einer Reihe von Jahren erduldet. „Fälschlich, — so schrieb er ihnen, — liehen sie einer elenden Sclaverei den Namen des Friedens. Die Bataver, obgleich zu keinem Tribut verpflichtet, hätten dennoch die Waffen gegen die gemeinsamen Zwingherren aller Völker ergriffen. In der ersten Schlacht schon seyen die Römer geschlagen und besiegt worden? Wie nun erst, wenn auch die Galen das Joch abwürfen? Welch große Streitmacht würde jenen dann noch in Italien übrig bleiben? Durch das Blut der Provinzen allein bezwinge man die Provinzen. Nicht möchten sie ferner des Ausgangs von Julius Vindex gedenken; durch batavische Reiterei seyen Aeduer und Arverner vernichtet worden. Unter den Hülfen des Verginius hätten Belgen sich befunden; und genau überlegt, so sey Gallien durch seine eigene Kräfte gefallen. Nun gelte es die eine Angelegenheit Aller. Vorausgesetzt, von der alten Kriegszucht sey auch in römischen Lagern noch etwas übrig geblieben, so zähle er dagegen unter seinen Fahnen jene kampf-ergrauten Legionen, durch welche erst vor kurzem die des Otho gefallen. Möge Syrien, Asien und der an Könige gewöhnte Orient in der Knechtschaft fortverharren: noch lebten in Gallien viele Männer, die in Tagen geboren, wo man keine Zinsbarkeit gekannt. So sey auch noch vor wenig Jahren Quintilius Varus vertilgt, und die Knechtschaft aus Teutschland geächtet worden. Damals habe man keinen Fürsten, wie Vitellius, sondern einen Cäsar Augustus zum Streit gefor-

dert. Freiheit sey allem Lebendigen, selbst wilden Thieren, schon durch die Natur gegeben. Die Tapferkeit der Menschen Alleingut. Mit kühnen Männern stünden die Götter im Bunde. Immerhin möchten also sie, die Unbeschäftigten, die Beschäftigten, sie, die noch Kraftvollen die Abgemüdeten überfallen, und während die einen den Vespasian, die andern den Vitellius begünstigten, erschließe sich Spielraum gegen beide." —

Die Feigheit des Hordeonius Flakkus, der als Proprätor in diesen Gegenden befehligte, war für Civilis Unternehmen ein äusserst ersprießlicher Bundesgenosse. Denn als er auch den Legaten Mummius Luperkus mit zwei, hier zu Gebot stehenden Legionen, mit den Ubischen und Trierischen Bundesgenossen und einem Flügel Bataver entgegensendete, so zeigte sich dennoch bald, wie schlimm der Zustand der Dinge für Rom in diesen Ländern sey. Civilis, welcher durch den Anblick der erbeuteten Feldzeichen die Römer an ihre Niederlage, die Seinen aber an den noch frischen Sieg erinnerte, und im Rücken des Heeres seine eigene Mutter und Schwestern und die Weiber und Kinder all seiner Krieger aufgestellt hatte, befeuerte hiedurch den Muth dieser letztern auf das Höchste. Schon das furchtbare Schlachtgeschrei und der Frauen ungewöhnliches Geheul betäubte die Feinde. Ihre Kraft ward gemindert durch den Uebergang der Bataver zu ihren Landsleuten. Und endlich entschied die Flucht der Trevirer und Ubier den Rückzug der Uebrigen nach Castra Vetera, oder Santen, der sagenreichen Sigfriedsburg der Nibelungen. Der Feldherr bewirkte nun sehr geschickt, daß der Anführer des übergegangenen Flügels, Labeo, mit welchem alte Wirren ihn noch immer entzweiten, zum Besten der allgemeinen Sache nach einem andern Punkt des Aufstandes verwendet wurde. Großen Zuwachs an Streitkräften erhielt er, als die, einem Befehl des Vitellius gemäß, zum Aufbruch nach Rom befehligten batavisch-kaninefatischen Cohorten, mitten auf dem Marsche sich empörten, und zu Civilis sich schlugen. Dieser, durch die bisher glücklichen Erfolge nicht geblendet, noch zu unzeitiger Sicherheit verlockt, beschloß vorerst noch eine öffentliche

Erklärung über seine eigentliche Absicht zu vermeiden, und die Treue für Vespasians Sache als Aushängschild seiner Unternehmungen noch für eine Zeitlang zu gebrauchen. Demnach ließ er zum Schein alle seine Truppen dem Vespasian huldigen, und foderte die Römer des alten Lagers auf, ein Gleiches zu thun. Aber die Boten wurden mit bitterm Hohn zurückgewiesen. Man verbat sich Civilis Schiedsrichteramt in allen Angelegenheiten der Römer.

Jetzt wurden von dem zorn-entbrannten Anführer alle noch dienstfähigen Männer seines Volks in die Waffen gerufen, und eine Menge teutscher Stämme, die Brukterer und Teukterer voran, strömten zu dem Heerbann der Freiheit. Dazu hatte die begeisterte Seherin Velleda, kundig in dem Lauf der Gestirne, in den Verhältnissen der Politik und in aller Nothdurft des einen großen Vaterlandes, das meiste vermocht. Sie verwendete ihr ganzes Leben lang das Ansehen, welches der fromme Glaube des Volkes ihr gab, für den edelsten und heiligsten Zweck, der Freiheit desselben, und erschien, die geweihte Einsamkeit ihres geistergehüteten Thurms verlassend, in den Tagen der Entscheidung oft in der Nähe der Krieger. Meist aber hüllte sie sich in geheimnißvolle Unzugänglichkeit. Der Vertraute ihres Wesens und ihrer Plane war allein Civilis. Sie lieh seinem Schwert eine Art göttlicher Beglaubigung, und übte während der ganzen Dauer des Aufstands einen bedeutenden Einfluß auf die Operationen aus. Civilis leitete nunmehr auf das Kräftigste die Umzinglung und Belagerung der Castra Vetera ein. Beide Ufer waren, um den Feinden einen desto größern Begriff von der Stärke seiner Streitmacht zu geben, mit teutschen Schaaren besetzt; über den Mittelpunkt, die Bataver, als den Kern seines Heerbanns, behielt er selbst den Oberbefehl. Eine Flotte kreuzte aufwärts den Strom. Mit den furchtbaren Thierzeichen der Germanen sah man römische Adler und Fähnlein gemischt. Und nun fanden täglich kühne Angriffe und blutige Gefechte statt. Beide Theile entwickelten ungewöhnlichen Kriegsmuth und unbesiegliche Ausdauer.

Und wenn das Gefühl der Freiheit und der Haß der Sclaverei die Eidgenossen allen Gefahren entgegen trieb, so hielten sich andererseits die Vitellianer, voll Verachtung des barbarischen Feinds, wider Erwarten standhaft. Alle Schuld des Unglücks, das die römischen Waffen seither getroffen, kam auf Rechnung von Hordeonius, des Proprätors, Untüchtigkeit.

Als dieser letztere die Belagerung von Vetera vernommen, sendete er zu den Galen um neue Hülfen, und ließ den Legaten Vokula mit dem Kern seiner Kriegsmacht in Eilmärschen, entlang dem Rheinufer, sich bewegen. Er selbst trat den Marsch gen Bonn an, wo die erste Legion winterte. Auch dort empfingen ihn des Kriegsvolkes Vorwürfe. Es bezeichnete ihn als Urheber der erlittenen Niederlage. Von Bonn gieng der Zug nach Köln. Dahin strömten die Zuzüge der noch getreuen Galenstämme. Bald aber, so wie das Schwert der Teutschen mächtiger geworden, fingen die Gedanken der Freiheit, und im Hintergrunde, die der Herrschaft in den Städten Galliens an, überhand zu nehmen. Und jetzt, als der Ingrimm der Legionen mit ihrem Mißgeschick täglich sich vergrößert, übergab der eingeschüchterte Hordeonius den Befehlstab an den kräftigern Vokula. Die Rheinufer sollten gegen der Teutschen Andrang geschirmt werden. Zu Neuß stieß noch eine Legion, nämlich die dreizehnte, zum Römerheer. In die Sorgen der Anführung theilte sich Herennius Gallus mit Vokula. Aber die Römer wagten es gleichwohl nicht, wider den Feind vorzurücken, sondern bezogen bei Gelduba ein stark befestigtes Lager, und suchten, während eine Abtheilung ihrer Heeresmacht unter Gallus zurückblieb, durch Streifzüge Lebensmittel und neuen Muth zu gewinnen. Das Unglück hörte für sie jedoch nicht auf. Denn als es über einem von den Teutschen gekaperten Schiffe zum Treffen kam, erlitten sie abermals eine Niederlage und großen Verlust an Menschen. Dies alles vermehrte den Geist der Zuchtlosigkeit im Allgemeinen, und den Ungehorsam und Haß wider die Anführer insbesondere, bei den Römern.

Von Teutschland flossen inzwischen immer neue und bedeutendere Streitkräfte dem Feldherrn der Bataver zu. Die Theilnahme unter Edlen und Volk ward allgemeiner und thätiger. Zu Bürgen ihrer Treue stellten erstere ihre eigenen Söhne. Jeder zog gegen den ihm zunächst gelegenen Feind. Unermessene Beute wurde eingebracht. Am meisten empfanden die Verräther am Gesammtvaterland, die, sogar ihres Urstamms sich schämend, einen römischen Namen sich angeeignet hatten, die Ubier, nunmehr Agrippiner, den Zorn der Verbündeten. Civilis Hoffnung ward dadurch kühner; sein Benehmen zuversichtlicher; die Blockirung des alten Lagers enger. List und Stärke wurden von beiden Theilen, im Angriff und im Widerstand, mit wechselnden Erfolgen, aufgeboten. Allein, obgleich täglich Treffen von größerer oder geringerer Bedeutung vorfielen, und Civilis auch in Anwendung von Belagerungswerkzeugen große Kenntnisse und Anstrengungen entwickelte, so hielt doch römische Taktik das Lager gegen sie und gegen den Kriegsmuth der Teutschen, und der Ausgang schwankte immer noch unentschieden.

Da traf die Kunde von der verhängnißvollen Schlacht bei Kremona ein, welche Vitellius Macht in die Hände seines Gegners gab. Von der Zuverlässigkeit des Berichtes überzeugt, huldigten die galischen Hülfsvölker alsbald dem Namen des Siegers mit Freuden; die Legionen des alten Lagers mit Knirschen. Gleichwohl fertigten sie den Ueberbringer der großen Botschaft, Alpinus Montanus, an Civilis ab, mit dem Bedeuten: „Er möge nunmehr die Waffen niederlegen, da der, für welchen er sie erhoben zu haben vorgab, als Beherrscher des Reichs anerkannt sey; nicht aber möge er einen fremdartigen Plan mit erheucheltem Waffendienst verhüllen.“ Als der Bote vor Civilis kam, und dieser seinen trotzigen, zu Neuerungen nicht unaufgelegten Sinn durchschaut hatte, suchte er ihn selbst für seinen Plan, die galischen Bundesvölker an sich zu ziehen, durch genaue Schilderung aller der Gefahren und Beschwerden zu gewinnen, die er fünfundzwanzig Jahre hindurch in römischen Lagern erlitten: „Sieh,

sprach er, welch herrlichen Lohn ich für meine Anstrengungen erhalten habe; des Bruders Ermordung, Ketten für mich und das wuth-entbrannte Geschrei dieses Heeres, welches mich bereits zum Tode begehrte. Nach Völkerrecht nehm' ich nun Rache dafür. Ihr aber, o Trevirer, und ihr übrigen Knechteseelen, welchen Preis erwartet denn ihr wohl für euer so oft vergossenes Blut, ausser einem dankloſen Kriegsdienst, ausser Tributen, die niemals aufhören, und ausser Ruthen und Beilen, und dem ganzen Uebermuth euerer Zwingherren. Seht, ich, der Präfekt einer einzigen Cohorte und die Kaninefaten und Bataver mit mir, und etwa noch ein kleines Häuflein von Galen haben jene leeren Räume des Lagers zerstört, die verschanzten aber durch Schwert und Hunger auf das Aeusserste bedrängt. Für dieses unser Wagniß werden wir entweder nun die Freiheit erringen, oder wir werden, auch besiegt, dieselben bleiben!"

Nachdem mit dieser Antwort Alpinus entlassen worden, theilte der Feldherr seine Truppen, indem er einen nachdrücklichen Angriff Vokula's beschloß. Die Veteranen und die rüstigsten Teutschen sandte er, unter Anführung zweier seiner Neffen, gegen die Römer. Diese nahmen im Vorübergehen die Winterquartiere eines Flügels weg, die zu Asciburg gestanden, und überraschten den Vokula im Hauptlager. Die Hülfsvölker wurden geschlagen und ihrer ein groſser Theil niedergemetzelt, die Legionen aber innerhalb den Wall zurückgedrängt. Mitten in ihrer groſsen Bedrängniß jedoch und in der Gefahr, daß der sieghafte Feind wider die Ermüdeten seinen Vortheil mit Nachdruck verfolge, und einen Hauptsturm auf das Lager unternehme, erhielten sie durch mehrere vasconische Cohorten, welche man seit einiger Zeit erwartete, Entsatz. Es griffen nämlich diese die Teutschen im Rücken an, und ermuthigten dadurch auch die Geschlagenen zu Fortsetzung des Kampfes. Die Bataver entschlossen sich zum Rückzug, mit Beute, Feldzeichen und Gefangenen. Leider waren aber ihnen, obgleich sie zum Theil Sieger und ihr Verlust bei weitem

kleiner als der der Römer sich zeigte, viele der Tapfersten auf der Wahlstatt geblieben.

Civilis versuchte es, die Belagerten durch Schilderungen von der verzweifelten Lage der römischen Angelegenheiten zur Ergebung zu vermögen; aber durch die Starkmuth eines Gefangenen und durch die Ankunft ihrer, zum Theil ebenfalls siegreichen Waffenbrüder, wurden sie eines andern überzeugt. Der Kampf begann nun aufs neue, während im Heere der Römer noch große Ermüdung und Ordnungslosigkeit herrschte, da Civilis, eben so tüchtig in Benützung der Fehler der Feinde, als in Verwendung der Tapferkeit der Seinen, bereits im Anzug war. Die Belagerten, aus allen Thoren des Lagers hervorbrechend, nahmen thätigen Antheil daran. Man focht auf beiden Seiten mit vieler Erbitterung und gleichen Vortheilen, bis ein Sturz des batavischen Feldherrn vom Pferde das Gerücht schwerer Verwundung, ja selbst seines Todes, durch beide Heere trug. Dies veranlaßte unter den Teutschen Bestürzung, und erhöhte ihrer Feinde Muth. Der Rückzug ward angetreten. Vokula, mit dem bewirkten Entsatz sich begnügend, verschanzte sich jetzt blos, statt die Teutschen auf diesem Rückzug zu verfolgen, stärker als bisher im alten Lager, und erwartete Zufuhr von Lebensmitteln. Solche schnitt gleichwohl Civilis, nach einem Kampfe, der bis in die Nacht gewähret, ab, und Vokula trat jetzt, nachdem er über tausend der Auserlesensten von den Legionen des alten Lagers an sich gezogen, seinen Marsch gen Neuß und Gelduba an. Ehe er jedoch sein Ziel erreicht, hatte Civilis, welcher von dem einen Theile seines Heeres die an Vertheidigern geschwächte Vetera abermals einschließen ließ, bereits mit dem andern Gelduba genommen, und bot nun in der Gegend von Neuß dem Vokula ein Reitertreffen an, worin er abermals den Sieg gewann. Nunmehr fiel Hordeonius, auf dem noch immer der Verdacht geheimer Untreue ruhete, und der als ein böser Dämon im Lager herumzuwandeln schien, unter den Dolchen der erbitterten Krieger. Beinahe hätte schon jetzt auch den Vokula ebendasselbe

Loos getroffen. Die Blutschuld erzeugte Feigheit, Anarchie und jedes Verbrechen. Und während in der fürchterlichen Zwietracht alle Waffen bei Seite gelegt wurden, nahte unaufhaltsam der sieghafte Feind.

Endlich gewann es Vokula, daß eine Abtheilung Legionen mit ihm zum Entsatze von Mainz aufbrach, welches durch Katten, Usipeter und Mattiaken gerade damals schwere Bedrängniß litt. Mit gleich großem Verlust von beiden Seiten ward die Aufgabe erreicht. Auch kam den Trevirern die Ehre des Tages zu, die zum letztenmal hier gemeinsam mit den Römern fochten; denn bald fielen sie, der Unterstützung der Tyrannei sich schämend, zur Sache ihres Volkes ab.

Dies Alles hatte sich zum Theil gleich nach Vitellius Niederlage, zum Theil aber erst nach seinem Tode begeben, indem man den Berichten hievon, absichtlich oder irrig, längere Zeit noch nicht vollen Glauben beigemessen. Als nun die Sache ausser allem Zweifel war, so glaubte Civilis jede Vorstellung fürder unnoth, und erklärte daher feierlichst, daß der bisherige Kampf nicht dem Vitellius und dessen Anhang, sondern dem römischen Volke selbst gegolten. Viele Zeichen, die der Zufall zu Wundern und göttlicher Weissage gestempelt, verhießen das erfolgreichste Ende. Darunter namentlich der Brand des Kapitols, welches, durch ein feindseliges Verhängniß, zum drittenmale nunmehr seit des Brennus Schlacht bei Allia, mit all seinen Schätzen aufloderte. Die Galen, eingedenk ihrer bessern Zeit, und der Thaten ihrer Helden, die wider Rom gestritten, wurden von ungewöhnlichem Muthe begeistert. Sie erblickten für sich ganz besonders eine höhere Aufforderung und Vorbedeutung darin, und rüsteten sich, durch die Deutungen der Druiden in ihrem Glauben gefestigt, zur thätigsten Theilnahme am Kriege der Teutschen. Die Plane des Civilis und die der Galen verschmolzen nunmehr innig zusammen; aber sie durchkreuzten sich auch bald, und erstere scheiterten, wegen Verschiedenartigkeit der Zwecke, an den letztern. Die Aufgabe des Batavers war ursprünglich blos die Befreiung sämmtlicher

teutscher Stämme von Roms Herrschaft oder Einfluß gewesen. Die Galen träumten von Oberherrschaft und einem großen galischen Reiche. Beide Theile sollten in diesem allgemeinen Völkerbunde gleich gehalten werden. Civilis gieng, nicht ohne Widerstreben der Germanen, in diese Sache ein, und nahm, vielleicht durch den Gedanken künftiger Oberherrschaft für sich beruhigt, dieselbe als die seinige an, oder beschloß wenigstens für dermal seinen reinen Zweck durch den weniger lautern der Galen zu unterstützen.

Köln ward der Hauptsitz der neuen Verschwörung. Unter den Häuptern der Gallen, die sie leiteten, stunden Julius Sabinus, Anführer der Lingonen, der aus königlichem Blut stammende Classikus, und Julius Tutor, beide die einflußreichsten Sprecher der Trevirer, an der Spitze. In alle Landschaften giengen Boten, um für die Sache zu werben. Da die Vitellianer um keinen Preis dem Vespasian zu huldigen vermocht werden konnten, so brachte man selbst die Treue dieser Legionen zum Wanken. Sie sicherten den Beitritt zum großen Bunde zu. Classikus und Tutor gaben das erste Looszeichen. In einer Entfernung von zwei Meilen lagerten sie sich in drohender Stellung. Vergebens rief Vokula zur alten Pflicht sie zurück; vergebens wendete er, über die noch größere Schmach der Seinen belehrt, und über sein bisheriges Benehmen in diesem Augenblick weit erhaben, Alles an, das Unwürdige zu verhindern: die Worte, die er als Römer, der alten Freiheit würdig, von der Tribüne redete, drangen nicht in die schuldbewußten Gemüther. Der ausgesprochene Wille hatte die That schon halb vollbracht. Die Schaam trat in Erbitterung, die Erbitterung in verzweiflungsvolle Wuth über, und der Feldherr, den der Aufruhr zu dieser Würde erhoben, ward ein Opfer des Aufruhrs, nach dem ewigen Gesetze der Wiedervergeltung.

Jetzt rückte Classikus in das Lager ein, und empfieng den Schwur der Legionen auf das galische Reich. Zu diesem Schwur wurden auch alle übrige Punkte, wo römische Haufen noch vereinzelt standen, genöthigt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Darauf kam die Reihe an die Vetera, wo Hunger und Verzweiflung der Belagerten bereits sich bemächtigt hatten. Sie sandten Boten an Civilis, und baten um ihr Leben. Dasselbe ward ihnen gewährt, auf die Bedingung, daß sie zu dem galischen Reiche schwüren. Aber die Teutschen selbst achteten den Vertrag mit den Verräthern nicht, sondern fielen dieselben bei ihrem Auszug an. Viele wurden ertödtet; die andern flohen ins Lager zurück. Heftig zürnte Civilis dem Treubruch. Doch wurde das Lager nun gestürmt und durch Fackeln angezündet. Die das Schwert geschont, fraß die Flamme. Solchen Ausgang nahm eine der siegesstolzesten und trotzigsten Abtheilungen römischer Heermacht.

Und jetzt erst, als dies alles vollbracht worden, schor sich Civilis, seinem Gelübde getreu, den Bart, welchen er vom Beginn des großen Kampfes bis zu dieser Stunde hatte wachsen lassen. Nicht aber schwur weder er, noch einer der Seinen, zum Reich der Galen, sondern er war im Herzen entschlossen, da sein Ruhm und seine Streitkraft die seiner Verbündeten weit überwogen, im Nothfall es auch mit diesen aufzunehmen. Die erste Idee, heiliger und größer, als um die es jetzt sich handeln sollte, siegte wieder bei ihm. Gleichwohl that ihm für dermal noch Eintracht mit den Galen noth, bis zu gänzlicher Vollendung der Dinge.

Die Vornehmsten der Gefangenen wurden nunmehr an Velleda gesandt, welche stets, als die Seele des Ganzen, die Operationen hatte leiten helfen, und wo noch ein Denkmal römischer Waffengewalt übrig geblieben, zertrümmerte man dasselbe. Jene Heerschaaren aber, die bei Neuß den Vergleich eingegangen, mußten nunmehr nach Trier zu förmlicher Ergebung und Huldigung sich stellen. Sie erschienen, mit gesenkten Adlern und umflorten Heerbildern, unter dem höhnenden Triumphgeschrei der von allen Seiten herbeigeströmten Galen, welche das Unglück nicht ehrten, noch der eigenen Verworfenheit gedachten. Mit ihnen war auch die Legion, welche zu Bonn die Besatzung gebildet, gen Trevirum gezogen. Nur ein einziger Flügel, der Picentinische, rettete seine Kriegsehre. Er

tödtete Vokula's Mörder, und gieng, durch Versprechen und Drohungen unerschüttert, nach Mainz.

Als nun auf solche Weise beide Ufer des Rheins von feindlicher Kriegsmacht befreit und der heimathliche Boden von Zwingherrschaft gereinigt war, kam es zur Sprache, welche Strafe Jenen gebühre, die an dem Bunde Meineid verübt, oder Miethlohn aus Händen römischer Statthalter den Aufforderungen der Freiheit vorgezogen. Köln vor Allen war, als reif zur Rache bezeichnet. Viele drangen auf Zerstörung der Stadt. Allein Civilis, früherer Gastfreundschaft und empfangner Dienste dankbar sich erinnernd, stimmte für mildere Maaßregeln, und eine Gesandtschaft, aus dem Stamme der Teuchter, gieng beauftragt von ihm an sie ab, und hielt in ihrer Gemeinde folgende denkwürdige Rede:

„Nun endlich habt ihr zum Bund und Namen der Germanen euch wieder bekannt. Den gemeinsamen Göttern und vor allen dem Odin Dank, euch aber Heil gerufen, daß ihr als Freie wieder dasteht unter den Freien! Denn unsere Ströme und unser Land, ja selbst der Himmel über uns blieben bis auf den heutigen Tag uns durch die Römer versperrt, damit jede Unterredung und jeder Zusammentritt gewehrt würde. Ja, was noch schmälicher, wehrlos und nackt, unter Obhut und für Bezahlung nur durften wir Gemeinden halten. Nun aber, um unsere Freundschaft und unser Bündniß mit euch auf ewige Zeiten zu festen, fordern wir von euch, daß ihr die Mauern Kölns, als Denkmale der Knechtschaft zerstöret; denn auch die Thiere der Wildniß vergessen, eingefangen, ihrer ehevorigen Stärke. Ferner, daß ihr alle Römer innerhalb eurer Marken tödtet; denn nimmermehr gesellen sich Freiheit und alte Herren zusammen. Die Güter der Hingerichteten aber sollt ihr auf einen Haufen bringen, damit Niemand etwas unterschlage, noch seinen Vortheil zum Voraus sondere. Dann wollen wir und ihr an beiden Ufern wohnen, wie zur Väterzeit. Denn wie die Natur allen Menschen Licht und Tag gleich verliehen hat, also schloß sie auch alle Länder beherzten Männern auf. Ihr aber kehret zu den Einrichtungen und Gebräuchen der Heimath zu-

rück, und entwindet euch der Ueppigkeit, durch welche die Römer mehr als durch Waffenmacht über ihre Unterworfenen vermocht. Als ein treues, unabhängiges Volk, das die Knechtschaft verlernt, werdet ihr entweder billige Verträge schließen oder herrschen über andere Völker."

Groß war die Bestürzung der Einwohner über diesen Antrag; hart die Wahl; gefährlich die Entscheidung. Sie riefen in ihrer Noth Civilis und Velleda zu Vermittlern an, und überreichten Bürgschaft für künftige Treue. Ihr Vertrauen täuschte sie nicht. Die beiden sprachen in ihrem Sinn. Doch sahen die Boten Velleda selber nicht, sondern, um mehr Ehrfurcht einzuflößen, saß sie wieder auf ihrem hohen Thurm, und einer ihrer Verwandten überbrachte an sie die Fragen, von ihr die Aussprüche. Eine germanische Stadt ward also gerettet und der Bund durch ihren Beitritt verstärkt. Viele andere Völkerschaften, die mehr oder minder in gleichem Falle sich befanden, folgten, durch die Großmuth gerührt, mit welcher Civilis, Bürgerblut zu schonen, bestmöglichst bestrebt war. Der bedeutendste Zuwachs ward ihm durch die Tungrer, aller Umtriebe ohngeachtet, die sein Ehrenfeind, der heuchlerische Labeo, angewendet hatte. Denn als es schon zu blutigem Gefecht gekommen, sprengte Civilis, kühnen Muthes, in der Tungrer dichteste Schaar, und rief mit lauter Stimme: „Nicht deshalb haben wir Krieg begonnen, daß Bataver und Trevirer über andere Völkerschaften herrschen, fern sey solche Anmaßung von uns. Nur unser Bündniß nehmet an. Und ich gehe über zu euch, ihr mögt mich als Feldherrn oder als gemeinen Krieger wollen!" Diese Worte erschütterten; es senkten sich die Schwerter, und die Tungrer mit ihren Eidgenossen, den Trevirern und Betasiern, schwuren zur Sache der Freiheit.

Sie war aber nunmehr zu ihrem Wendepunkt gekommen. Die sieghafte Parthei im römischen Reich, die Flavier, durch den Abfall so vieler Provinzen und durch den Gedanken der Möglichkeit eines Galen- und Germanenzuges mit vereinigten Kräften erschreckt, beschloß Alles anzuwenden, um den furchtbaren Sturm zu beschwören. Die damals leitenden Häupter, Mucianus und Domitian, setzten den kriegs-erfahrnen Gallius Annius

und den raschen Petilius Cerealis zu Anführern über sieben Legionen, die theils aus Spanien, theils aus Britannien zum Kampf wider die Teutschen und Galen berufen worden. Während dieser Zeit drohte dem Werke des Civilis, von Seite der galischen Verbündeten, schweres Unheil. Der ehrgeizige Sabinus, nach Herrschaft lüstern, hatte allzuhastig mit dem Namen eines Cäsars sich geziert. Seine Lingonen, ein wankelmüthig Volk, und unkundig aller Kriegskunst, wichen dem Angriff, der den Römern treu gebliebenen Sequaner. Ihr Führer rettete sich durch übereilte Flucht und für zehn Jahre durch die heldenmüthige Treue seiner Gattin Eponina. Diese Niederlage bewirkte unter den Galen den verderblichsten Eindruck. Der Glaube an ihre Sache war mit dem Glück gewichen. Und als der Römer Anzug über die durch ihre Nachlässigkeit unbeschirmten Alpen nur erst kund geworden, veranstalteten sie zu Rheims National-Zusammenkünfte, welche das Für und Wider erwogen. Bereits war aber in den Gemüthern Zwiespalt und in der Mehrzahl Feigheit vorherrschend. Daß die Trevirer nicht schon jetzt gleicher Geist ergriff, wachten der kräftige Tutor, und der hochbegeisterte Jüngling Valentinus, auf welchen Civilis vor allen übrigen sein Vertrauen gesetzt. Letzterer trat in der Versammlung mit einer einstudierten Rede voll Freiheitsglut und bitterer Ausfälle wider das römische Wesen auf, und Anmuth und Wahrheit floß von seinen Lippen. Aber obgleich die Mehrzahl Beifall klatschte, und den Muth und die Gesinnung des Redners bewunderte, so folgte sie dennoch andern Gründen und dem Antrieb der Ränkemacher und Feigen.

Viele unsichere Freunde giengen somit dem Civilis verloren; zum Frommen seiner Sache vielleicht, wenn es früher geschehen. Der Galen Bündniß hatte seine Kräfte, statt sie zu mehren, im Grunde nur zersplittert und den Mittelpunkt verrückt. Bald löste nun ein Unglücksfall den andern ab. Der Privathaß eines beleidigten Verwandten, Julius Brigantikus, welcher mit der Vorhut des neuen Römerheeres erschien, und ein unglückliches Treffen Tutors, unbehutsam und in mißlicher Stel-

lung geliefert — verursachte den endlichen Abfall der Trevirer. Das Schicksal, welches Tutor bei Bingen erlitten, hatte Valentinus, welchen Civilis und Classikus dringend vor Uebereilung gewarnt, auch an der Mosel. Es entschied den Verlust von Trier, in das gleich darauf Cerealis einzog. Valentinus selbst, durch die Glut der Begeisterung um die nöthige Vorsicht gebracht, und jetzt in Feindes Haft, behielt im Angesicht der Feldherren den Trotz der Freiheit bei. Als ihm, der zur Richtstätte geführt wurde, ein Römer, unedel genug, den Fall seines Vaterlandes vorwarf, sprach er mit Hoheit: „Eben darum ist mir der Tod willkommen.“ Cerealis, gewiß, durch Klugheit und Großmuth noch leichter als durch Tapferkeit zu siegen, nahm die reuigen Legionen, welche zu den Aufgestandenen übergegangen, in Gnade und Pflicht wieder auf, schonte Trier, schilderte in äusserst fein abgefaßten Sendschreiben an die Ueberrheiner, die Beschränktheit des Gesichtskreises ihrer Politik, hinsichtlich der gegen die Teutschen eingenommenen Stellung, und machte sie mit der Natur ihres Verhältnisses zu dem römischen Staate und mit den Gefahren des Bündnisses zwischen ihnen und dem Civilis bekannt. „Niemals — so redete er die Volksgemeinde der Trevirer und Lingonen an — hab' ich in Künsten der Rede mich geübt, sondern die Kraft des römischen Volkes stets mit den Waffen bethätigt. Weil aber bei euch Worte so viel Gewicht haben, und Gutes und Böses nicht nach seiner wahren Natur, sondern nach den Stimmen der Aufwiegler gewerthet wird, so hab' ich mich entschlossen, einiges Wenige vor euch zu erörtern, was vielleicht, nach gedämpftem Kriege, euch größern Nutzen schaffen wird, es gehört, als uns, es gesagt zu haben. Die Feldherren der Römer sind in euer und der übrigen Galen Land gekommen, nicht aus Habsucht, sondern hergerufen von euern Vätern, welche ihre Zwietracht beinahe bis zum Untergang aufrieb. Die um Beistand früher erbetenen Germanen hatten Verbündete und Feinde zugleich in die Dienstbarkeit gebracht. In wie vielen Treffen mit den Kimbern und Teutonen und mit wie großem Ungemach unserer Heere, kurz mit welchem Erfolge, wir die teutschen Kriege durch-

gekämpft, ist zur Genüge bekannt. Wir besetzten den Rhein nicht in der Absicht, um Italien zu schirmen, sondern damit kein zweiter Arioviſt sich des Reiches der Galen bemächtige. Glaubt ihr, daß ihr dem Civilis, den Batavern und den Völkern jenseits des Rheines theurer seyd, als eure Väter und Urväter den Altvordern derselben? Immerdar treibt ein und derselbe Beweggrund die Teutschen zum Zuge über den Rhein: Streitlust, Habsucht und Begierde nach Veränderung der Wohnsitze. Ihre Moräste und Einöden verlassend, tragen sie Verlangen nach dem Besitz dieses fruchtbaren Bodens und Eurer selbst. Der Name der Freiheit und andre hochklingende Phrasen, werden blos zum Vorwand genommen, und noch hat keiner je nach Unterjochung Anderer und nach Herrschaft gestrebt, der nicht dieselben Worte gebraucht hätte. Immer drückten also Königthum und Krieg die Galen, bis zu den Zeiten, da ihr unserer Herrschaft gehuldigt. Wir, obgleich so oft gereizt, und nach allen Rechten des Sieges, haben euern Lasten doch nur dasjenige hinzugefügt, was uns nöthig war, um den Frieden uns zu behaupten. Denn Ruhe der Völker kann man nicht ohne Waffen, noch Waffen ohne Sold, noch Sold ohne Steuern gewinnen. Alles Uebrige haben wir unter uns gemeinschaftlich. Aus euerer Mitte selbst werden meist die Anführer unserer Legionen, die Verwalter dieser und anderer Provinzen genommen. Nichts bleibt euch verschlossen und nichts ist zwischen uns beiden abgesondert. Der Nutzen, der durch preiswerthe Fürsten uns wird, kommt auch den Entferntesten zu gut; die Wütheriche sind ihren nächsten Umgebungen am verderblichsten. Wie ihr Mißwachs oder Wassersnoth oder andere Uebel der Natur ertragt, so ertragt auch die Verschwendung oder den Geiz eurer Beherrscher. Laster werden seyn, so lange als die Menschen selbst. Doch auch diese Laster werden nicht ewig dauern, sondern durch die Dazwischenkunft von Besserm wiederum aufgewogen werden. Es müßte nur seyn, daß ihr unter der Herrschaft des Tutors und Classikus ein milderes Regiment erhofft, oder mit geringern Kosten als jetzt Heere zu rüsten gedenkt, um Germanen und Britannen von euch abzuhalten. Denn sollten, was die Götter verhüten

mögen! die Römer überwältigt werden: was würde wohl anders folgen, als ein allgemeiner Krieg der Völker unter sich. Durch das Glück und die Kriegszucht von achthundert Jahren schmolz diese Masse in Eins zusammen. Nur mit dem Verderben derer selbst, die solches thun, kann sie jetzt auseinander gerissen werden."

Durch diese Rede, in welcher eben so tiefe politische Ansicht der Dinge, als viele Kenntniß der Neigungen und Leidenschaften der betreffenden Völker lag, gewann er ihre Gemüther und der Ueberrhein gieng für die teutsche Sache verloren.

Civilis aber, durch eine falsche Nachricht von Vespasians Tode hintergangen, trachtete in seiner gegenwärtigen Verlegenheit auf einen ehrenhaften Vergleich mit Cerealis. Er bot ihm die galische Krone an; für sich selbst bedung er sich blos Unabhängigkeit seiner Völkerschaften. Wolle aber Cerealis sich schlagen — auch das. So gedachte er wenigstens einen Theil seines Werkes oder Ruhms zu retten.

Der Römer antwortete nicht hierauf, sondern umgab sein Lager mit Wall und Graben. Unter den Feldherren der Teutschen herrschte inzwischen große Verschiedenheit der Meinung, darüber, ob jetzt schon gekämpft, ob noch gezaudert werden müßte. Für ersteres stimmte Tutor; für letzteres Civilis. Classikus, der der Meinung Tutors beitrat, gab den Ausschlag. An der Mosel kam es zum erstenmal zur Schlacht, in welcher auf Seite der Verbündeten Bataver, Brukterer, Teuchterer, Ubier und Lingonen stritten. Sie entschied sich siegreich für dieselben, indem das Lager der Legionen durchbrochen, die Reiterei in die Flucht geschlagen, und die Brücke über den Fluß, welche die Verbindung mit der jenseitigen Hälfte der Kolonie unterhielt, besetzt wurde. Doch stellte Cerealis, der die Nacht auf den Tag, da dies geschehen, außerhalb des Lagers zugebracht hatte, durch Besonnenheit und Muth das Treffen bald wieder her. Die Brücke ward neuerdings erobert. Beide Theile faßten sich mit äusserster Streitwuth, der eine für Freiheit, Ruhm und Beute, der andere für Rettung und Herrschaft. Aber auch diesmal würde der Preis des Tages den

Teutschen sich zugewendet haben, wenn nicht der Anblick der im ersten Treffen zersprengten Cohorten, welche inzwischen auf den nahen Anhöhen sich wieder gesammelt, den Eidgenossen die irrige Meinung beigebracht hätte, daß den Römern frische Hülfen genaht. Sie traten demnach übereilt den Rückzug an, und Cerealis bemächtigte sich ihres Lagers. Darauf rückte er gegen Köln vor.

Die Bewohner dieser Stadt, mit so großer Milde von Civilis behandelt, ja von gänzlichem Untergang durch seine Verwendung gerettet, brachten ihr ehrloses Daseyn nur dadurch in Sicherheit, daß sie alle Teutsche in ihren Mauern niedermachten, seine vertrauteste Cohorte, aus Chauken und Friesen, in Zülpich überfielen, sie innerhalb der Häuser verbrannten, und, ihrem schwarzen Undank die Krone aufsetzend, selbst des Civilis und Classikus, ihnen anvertraute Familien, auszuliefern sich anboten.

Aber diese Unfälle sämmtlich beugten die hohe Seele des Civilis nicht. Auch ersetzte das Glück sie bald wieder durch glänzende Vortheile. Es wurde bei Neuß die nachgeschickte Reiterei der Römer geschlagen. Die Kaninefaten eroberten den größten Theil der Flotte, welche die aus Britannien gezogene Legion überschifft hatte, und züchtigten zu gleicher Zeit schwer die abtrünnigen Nervier. Die bedeutenden Verluste, welche Gefechte und Abfälle zugefügt, ergänzte Civilis durch neue Werbungen in Teutschland. Bei Vetera, dem Denkmal seines Ruhms und römischer Schmach, nahm er seine Stellung, und machte, um die Gewalt der Waffen durch den Beistand des Elementes zu verstärken, am Rheinstrom so künstliche Arbeiten, daß er mit leichter Mühe die Heermassen seiner Feinde unter Wasser setzte. Diese Maaßregel hatte für die Römer die verderblichsten Folgen; schon ihre ersten Angriffe kosteten ihnen eine Menge Menschen. Die Teutschen schützte der ihnen wohl vertraute Sumpf. Beide Feldherren trieb es aber nun zu entscheidender That. Der Teutsche suchte sein Glück zu verfolgen: der Römer, alten und neuen Schimpf zu tilgen. Mit kurzen aber eindringenden Worten ermahnte er die Seinigen zur Schlacht. Auch Civilis, nachdem eine wilde Nacht unter Sang und

Klang verbracht worden war, befeuerte seine Schaaren durch Hindeutung auf den Kampfplatz, den das Schicksal selbst ihnen eingeräumt: „Teutsche und Bataver — rief er — stehen auf den frischen Spuren ihres Ruhms und zertreten die Asche und das Gebein von erschlagenen Legionen. Wo immer aber der Römer sein Auge hinwendet, erblickt er nur Gefangenschaft, Niederlage und Grauen. Laßt euch darum nicht schrecken den zweifelhaften Ausgang der trierischen Schlacht. Ihr eigener Sieg ist feindlich hier den Germanen entgegengetreten, da sie, der Waffen vergessend, zu frühe sich den Arm mit Beute beladen. Bald aber ist alles wieder zu unsern Gunsten und dem Feind zum Nachtheil ausgefallen. Welche Vorsichtsmaaßregeln von der Klugheit eines Feldherrn nur gefordert werden können, sind hier genommen worden. Gefilde, euch wohlbekannt, sind unter Wasser gesetzt. Tiefe Sümpfe drohen Unheil den Feinden. Des Rheines und Teutschlands Gottheiten schweben vor euern Augen. Von diesen geschirmt, stürzet euch in die Schlacht, eingedenk eurer Frauen, eurer Eltern, und eures Vaterlands. Und es wird dieser Tag entweder der glorreichste unter denjenigen unserer Väter, oder der schmachbedeckteste bei unsern Nachkommen seyn.“

Allein so tief auch der Pfeil dieser Rede in die Herzen der Krieger drang, und so ungestüm sich bei ihnen die Sehnsucht des Kampfes zeigte, so hatte sie dennoch den erwarteten Erfolg in dem nun begonnenen Treffen nicht. Ein zweiter Ephialtes wies dem römischen Feldherrn einen Weg, auf dem dieser, den Sumpf umgehend, Civilis in den Rücken fallen konnte. Der Verrath gelang. Die Teutschen, überlistet und übermannt, wandten sich gegen den Rhein zurück, und am folgenden Morgen, ohngeachtet so eben noch von den getreuen Chauken einige Hülfe eingetroffen war, geschah der vollständige Rückzug nach der batavischen Insel. Zuvor aber wurde alles Kriegsgeräth, das nicht mitgenommen oder behauptet werden konnte, verbrannt. Und, um die Heimath vor jedem plötzlichen Ueberzug wenigstens so lange zu schirmen, bis mit hinlänglicher Macht der Feind wieder aufgesucht werden konnte, so zerstörte der Feldherr den Damm, welcher Ba-

tavien mit dem übrigen festen Land vereinigte. Die vorzüglichsten Hauptleute setzten mit hinüber. Andere blieben auf Werbung zurück. Und bald wurden der Streitkräfte wieder so viele gewonnen, daß Civilis an einem Tag einen vierfachen Angriff auf römische Standlager unternehmen konnte; und zwar auf die zehnte Legion zu Arenaculum, wobei mehrere der vornehmsten Hauptleute, darunter der Präfekt des Lagers, fielen; sodann auf die Brücke bei Batavodurum, um welche ein unentschiedenes Treffen bis in die Nacht hinein geliefert wurde; und endlich bei Grinnes und Vada, wo Civilis und Classikus selbst unwiderstehlich vordrangen, und bereits eine Menge der Tapfersten erschlagen hatten, als Cerealis mit Kerntruppen anlangte, und dem Kampf eine neue Wendung gab. Die Teutschen wurden in den Fluß gesprengt. Civilis, unter einem Hagel von Pfeilen, durchschwamm ihn glücklich, indem er sein Streitroß zurückließ.

Nach wenigen Tagen aber kam, auf diesen theilweisen Vortheil, von neuem Schmach über die Römer. Cerealis eilte nach Bonn und Neuß, um für das Lager des künftigen Winters zu sorgen. Die Teutschen, welche trotz ihrer letzten Niederlage den Feind nicht aus dem Gesicht verloren, rückten nach und bemerkten die Vernachlässigung der Kriegszucht und die Saumseligkeit der Wachen desselben. Da sannen sie plötzlich auf Hinterhalte, stürmten in einer finstern Nacht, vom Strome begünstigt, den Wall des nächtlichen Lagers, das neben der Flotte aufgerichtet war, und richteten ein gewaltiges Blutbad an. Zu gleicher Zeit ward ein Ueberfall auf die Flotte ausgeführt; erst in größter Stille, während die Schiffe gekapert oder geentert wurden, hierauf mit furchtbarem Geschrei, als das Gemetzel begonnen. Das Admiralschiff selbst, in welchem sie den Cerealis gewähnt, wurde von hinnen geführt. Aber der Feldherr hatte die Nacht im Ehebruch mit einer ubischen Frau zugebracht; dieser Umstand rettete ihn. Das Kriegsvolk fand in der frevelhaften Ueppigkeit des Anführers die Entschuldigung für seine eigenen Vergehen. Bei Anbruch des Tages zogen die Teutschen sich zurück, und sendeten den prätorischen Dreiruderer der Velleda zum Geschenk.

Nach diesem so glorreich ausgeführten Hauptstreich wandelte Civilis

die Lust zu einer entscheidenden Seeschlacht an, und er suchte demnach seine Flotte bestmöglichst in wehrhaften Stand zu setzen. Bei dem Ausfluß des Rheines und der Maas in das Weltmeer sollte der Kampf statt finden. Die Flotte des Cerealis war an Zahl der Schiffe zwar die geringere, aber durch Tüchtigkeit der Ruderer, Gewandheit der Steuerer und Größe der Fahrzeuge die bei weitem mächtigere unter den beiden. Ueberdies hatten die Römer den Wind für sich, welcher auf Seite der Teutschen alle Bewegungen vereitelte. Nach kurzem Pfeilgefechte gieng Civilis über den Rhein zurück. Cerealis aber fiel nun ins Gebiet der Bataver selbst ein, und verwüstete alles mit Feuer und Schwert, während er die Güter und Landhäuser des Civilis unbeschädigt ließ, um ihn, wie weiland Hannibal den Fabius Maximus, bei seinem eigenen Volke in Verdacht zu bringen.

In diesem Augenblick, wo alles verloren und fernerer Widerstand nutzlos schien, trat durch dasselbe Element, welches schon einmal geholfen, abermals ein Umstand ein, der, kräftig benützt, die Teutschen zum Kampfe frisch ermuthigen, den Römern aber vollständigen Untergang bringen konnte. Es war nämlich durch den Wechsel der Jahreszeit und den unablässigen Platzregen die ganze Insel zu einem Sumpfe gemacht, und das römische Lager fürchterlich zerrissen worden. Sämmtliche Legionen konnten jetzt mit leichter Mühe aufgerieben, und dem Kriege für immer ein Ende gemacht werden, und zwar um so mehr, da die Flotte nicht vorhanden, und an allem Mundvorrath Mangel war. Die Teutschen waren, nach Civilis Versicherung, wirklich entschlossen, dies zu thun; allein durch List und Trug wurden sie von der Partei des Civilis abgebracht. Cerealis, mit der Stimmung des Tages nicht unbekannt, eilte, den Batavern Frieden und dem Civilis Verzeihung anzubieten. Er erinnerte auch Velleda und ihre Verwandten an die Wechselfälle des Glücks und an den günstigen Augenblick, mit dem römischen Volke sich wieder zu versöhnen. Er erinnerte ferner an der Trevirer Niederlage, an der Ubier Ergebung, an den Verlust ihres eigenen Vaterlands, und an die ungeheuern Einbussen und die namenlose Trauer, die aus Civilis Freundschaft ihnen erwachsen. Am Schlusse seines

Aufrufs drohte er mit der Rache der Götter. Den Drohungen wurden lockende Verheissungen beigefügt.

Nachdem der kluge Römer auf solche Weise die Treue der Teutschen zum Wanken gebracht, erregte er auch in den Gemüthern und in den Gemeinden der Bataver selbst Zwietracht und Parteiung. Die gewöhnliche Sprache der Feilheit unter dem werthlosen Pöbel, der in das Nichts zurückfällt, woraus die Tugend einiger Bessern ihn gehoben, redete sich auch diesmal also aus: „Nicht müsse man den allgemeinen Ruin weiter ausdehnen; nicht sey eine einzige Nation im Stande, die Ketten der ganzen Welt zu brechen. Was habe man nun ausgerichtet durch die Ertödtung so mancher Legionen, als daß deren wiederum mehrere und stärkere in die Waffen gemahnt worden? Wenn dem Vespasian der Krieg gegolten — es sey derselbe nun Herr der Welt. Wenn man das römische Volk zum Kampf gefordert — den wie vielten Theil des Menschengeschlechtes bildeten wohl die Bataver? Vergleiche man ihren frühern Zustand mit dem der Rhätier, der Noriker und anderer römischer Bundesgenossen; von ihnen habe man niemals Tribut, nur Tapferkeit und Männer gefordert. Solches komme der Freiheit zunächst. Wenn aber die Wahl von Herren Nothdurft würde, so sey es ehrenvoller, die Fürsten der Römer als die Weiber der Teutschen über sich zu dulden.“ So murrete, gedankenlos und über seinen eignen Vortheil irre, das Volk. Die Vornehmen aber, welche aus kleinlicher Eifersucht dieses Feuer schon längst geschürt, erklärten: „Durch den Wahnsinn des Civilis seyen sie mit zu den Waffen getrieben worden. Seinen Privatverlegenheiten habe er helfen wollen durch den Untergang des Volkes. Von der Stunde an seyen die Götter den Batavern gram geworden, als man Legionen belagert, Legaten ermordet habe. Ein Krieg, der blos einem Einzigen nothwendig, ihnen Allen aber tödtlich sey, müsse einmal aufhören. Ihrer aller Heil stünde nun auf der Spitze, wenn sie nicht zur Besonnenheit zurückkehren, und durch Bestrafung des einen schuldigen Hauptes ihre gemeinsame Reue beurkunden würden.

Als Civilis diese Stimmung der Gemüther wahrgenommen, beschloß

er, dem Schlimmsten zuvorzukommen, und sich selbst für bessere Tage dem Vaterland und der Freiheit zu erhalten. Er begehrte demnach eine Unterredung mit Cerealis, und wurde von demselben mit Bewunderung und Anstand empfangen. In einer kräftigen und würdevollen Rede legte er Rechenschaft über sein bisheriges Benehmen ab. Friede ward vermittelt, und ein ehrenvoller Vergleich geschlossen. Derselbe sicherte den Batavern, wenn auch nicht volle Unabhängigkeit, doch einen anständigern gesellschaftlichen Stand in der Reihe römischer Bundesgenossen oder Unterthanen zu. Denn durch den mörderischen Kampf, welcher aus ihrer Mitte hervorgegangen, war den Römern offenbar geworden, welche furchtbaren Kräfte in einem Volke durch das Genie, die Ausdauer und den Muth eines hervorleuchtenden Mannes geweckt werden könnten; Kräfte, die mehr als einmal dem Koloß der Weltherrschaft Untergang gedroht und nur an unvorhergesehenen Umständen sich zersplittert hatten.

Die Berichte von Civilis Wirksamkeit und Schicksal und jenem seiner Freunde enden jetzt; und nur der edeln Velleda Gefangenschaft wird aus spätern Tagen uns kund. „Die Geschichten des Tacitus — so drückt ein sinnverwandter teutscher Mann*) sich aus — brechen hier ab. Er hat aber von Civilis Thaten genug aufgezeichnet, um ihre Wichtigkeit zu bewähren, und um ihm unter den großen Männern der alten Zeit eine hohe Stelle zu sichern. Denn welche sind größer, als die ihr Vaterland befreien, oder es mit Nachdruck und Verstand wollen und wagen? Auch der Feind versagt dann den Beifall nicht, wenn er auch nicht, wie Tacitus, die Kunst zu schildern und zu loben versteht. Beispiel und Ermahnung geht auf die spätern Generationen über.“

Und sie giengen bei Civilis über auf sein Volk. Sie begeisterten und schufen einen zweiten glücklichern Civilis in Wilhelm von Oranien. Und die Schlachten des Helden der Urzeit, von der Meisterhand des Otto Venius gemalt, zeigten im Saale der Generalstaaten den Häuptern des niederländischen Volks, was Liebe des Vaterlandes und Muth der Freiheit vermögen.

*) Der Minister von Gagern in seiner National-Geschichte der Teutschen. 1r Bd.

Alarich der Balthe.*

Hanc ego vel regno victor vel morte tenebo
Victus humum. — —
Claudian.

Von dem Ausgang des großen Kampfes der Bataver und ihrer Eidgenossen, bis zum Beginn der Regierung des Markus Aurelius, tritt der teutsche Osten, allerwärts wieder in sich selbst zerfallen, und, durch getäuschte Erwartungen und ohne Erfolg verwendete Kräfte muth- und machtlos, in den Hintergrund. Desto kräftiger erwachte den Völkern im Westen der Geist. Nur die überlegene Regentenweisheit und persönliche Größe des Trajanus hatten den, nicht ohne Berechnung begonnenen und mit wilder Tapferkeit fortgesetzten, Angriff der Dazier sieghaft zurück-

* Quellen: Claudianus: in Rufin. L. II.: De bello Getico. — Stilichonis Panegyr. In Consulat. Honorii. Zosimus, Histor. Imperator. L. V. sq. Jornandes, de rebus geticis. Orosius, Histor. L. VII. Prudent. in Symmach. S. Hieronymi opp. Olympiodorus (bei Photius.) Eutropius, Rer. Romanor. continuatio Pauli Diaconi. L. XIII. Prosper, Chronica. Sozomenus: Histor. eccles. Socrates, Histor. eccles. Philostorg. Histor. eccles. Augustinus, de civitate Dei. Neuere Bearbeitungen: Mascov, Gesch. II. Tillemont, Histoire des Empereurs. t. V. Gibbon, Gesch. des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches. H. Luden, Geschichte des teutschen Volkes. II. Bd. Schmidt. Menzel.

gedrängt. Gefahrvollere Kämpfe mußte die vielgeprüfte Tugend Mark Aurels des Weisen mit der kriegerischen und zahlreichen Eidgenossenschaft der Markmannen und Quaden bestehen. Dieselbigen drängten immer mehr und mehr gegen die römischen Provinzen vor. Nach dieser Völker scheinbaren, und zum Theil wirklich in der Folge durch Gold erkauften Beschwichtigung, beginnt für das wechselseitige Verhältniß der Römer und Teutschen ein neuer, verhängnißvoller Zeitraum. Viele alte Namen von Völkern verschwinden; neue werden angeführt. Aus Siegern und Besiegten im innerlichen Kampf der wechselseitig sich drängenden Stämme blühen neue Völker und Bünde auf. Vor allem aber bedrohte diejenige Nation, welche Markmannen und Quaden vorwärts gen Süden getrieben hat, allmälig das römische Reich in der Nähe, und entwickelte, im Verhältniß zu den meisten frühern Ereignissen, ungewöhnliche Kräfte: die Gothen.

Von der Weichsel waren sie nach den Ufern des Dniepers und Dniesters gekommen. Gepiden, Mösogothen, Greuthunger, Thervinger und Taifalen (oder Victovalen) waren die einzelnen Zweige einer und derselben Familie. Mit Unrecht haben Schriftsteller die Gothen (Gothonen) mit den Geten zusammengeworfen, und, des zeitlichen Aufenthalts willen, den sie in jenen Ländern genommen, für Sarmaten und Scythen sie erklärt. Ihre Sprache zeugt für germanische Abkunft. An der Ostsee hausten sie lange Zeit neben Rhugiern und Lemoviern, und ebenso am Ostufer der Weichsel. Von den Venedern schied sie das Gebirge dieses Namens. Im Süden gränzten sie, bis zur Bug, an das Land der Finnen. Hier blieben sie in Achtung-gebietender Stellung, zu den Zeiten Marbods mit den Markmannen verbrüdert, jedoch, als die Zwingherrschaft desselben durch das unzufriedene Volk und durch ihren Landsmann Cattualda zerstört wurde, getreue Helfer dieses letztern. Als aber andere Völker, die Veneder zumal, dem allgemeinen Stoße nicht Widerstand mehr leisten mochten, wurden auch sie weiter gen Süden getrieben. Schon

zu Anfang des dritten Jahrhunderts finden wir die Gothen in Dazien; daher ihre Verwechslung mit den Geten. Eine andere Abtheilung des Volkes hatte, ohngefähr um dieselbige Zeit, der gesammten Nordküste des Pontos sich bemächtigt, bis hin zum Mäotischen See. Von da aus geschahen nun in die Ostprovinzen des Römerreichs häufige Einbrüche. Aurelianus vertrug mit ihnen. Konstantinus schlug sie. Die Gothen zeigten sich der Schiffahrt kundig. An der Küste von Kleinasien landeten sie mehrmals; der Tempel der großen Diana, welchen Herostratus verbrannt, ward zum zweitenmal in Asche gelegt; zum zweitenmal sank Troja, wiewohl diesmal unbesungen, in Trümmer. Durch alle Küstenstädte gieng der Schreck ihres Namens. Die Meisten erkannten bereits Christus.

Bald theilte sich die Kraft des abentheuer- und beute-lustigen Volkes während des Aufenthalts in den südlichen Sitzen, weil mit erhöhterm Lebensgenusse bisher unbekannte Leidenschaften und größere Bedürfnisse sich eingestellt. Im Verlaufe der Zeit unterschied man zwei Hauptstämme, die durch Zweck, Lebensweise und mannigfache Eigenthümlichkeiten sich von einander sonderten, und durch zwei verschiedene Königshäuser regiert wurden. Am nördlichen Ufer des Pontos hauseten die Ostrogothen; in Dazien die West- oder Visigothen. Aber auch hier blieben sie nicht lange. Durch sie sollte nach dem Willen des Geschickes das Weltgericht über Rom in Erfüllung gehen. Als im Jahre 375 die furchtbaren Schwärme der asiatischen Hunnen über den Mäotis gebrochen, vermochte weder die Erfahrung des beinahe hundertjährigen Hermanrichs noch die Tapferkeit seiner Ostgothen den Sturm zu beschwören. In blutiger Feldschlacht wurden ihre Tapfersten niedergemäht. Der König starb, größer als er gelebt, durch sein eigenes Schwert. Der Rest unterwarf sich Attila. Alatheus und Saphrax aber, die Fürsten des Heeres, retteten die Person des jungen Königs, eine Anzahl freigebliebener Männer und die Hoffnung auf bessere Zeiten, durch besonnene Flucht nach den Ufern des Dniesters. Dort hatte Athanarich mit den Westgothen Lager geschlagen. Aber auch er stand

der Uebermacht nicht, die der Besieger Hermanrichs gegen ihn führte. Diese, und noch mehr der gebrochene Muth des Volkes bestimmten ihn zum Zuge nach dem Südufer der Donau. Von hier aus unterhandelte man mit Konstantinopel über sichere Freistätten im römischen Reich. Dieselben wurden gewährt, nicht ohne harte Bedingungen für die sonst so stolze Nation, und zum Verderben der Beschützer. In Mösien und Thrazien zogen über 200,000 streitbare Männer, im Ganzen eine Masse von beinahe einer Million Menschen, ein. Als Valens das Thörichte vollbracht, erkannte er es. Ein ähnliches Gesuch, das die bedrängten Ostgothen an ihn gerichtet, ward darum abgeschlagen. Bald offenbarte sich das große wechselseitige Mißtrauen zwischen beiden Nationen. Verrath, Gewaltthat, Wohllust, Habsucht von Seite römischer Statthalter erbitterten das Herz der Gothen. Nach den ersten Anzeichen eines lange und stillbewahrten Grolles, erwachte der Gedanke des Aufstandes. Das Gefühl der Wehrlosigkeit — den größten Theil ihrer Waffen hatten sie beim Einzug abgegeben — entflammte nur um so heisser die Begierde der Rache. Die Römer, ängstlich darauf bedacht, gegen deren Ausbrüche sich zu schützen, zogen Truppen und Schiffe zusammen. Dadurch ward die Donau entblößt, und Alatheus und Saphrax, an der Spitze der noch immer durch Attila geängstigten Ostgothen, setzten ungehindert über dieselbe, und lagerten sich auf römischem Gebiet, entschlossen, durch friedliche oder gewaltsame Mittel sichere Wohnstätten sich zu erwerben.

In dieser Lage der Dinge erhielten bei den Westgothen Alavivus und Fritigern die Leitung der Angelegenheiten der Nation; jener als Richter, letzterer als Feldherr. Noch heuchelte man Unterwürfigkeit und Freundschaft, bis der geeignete Zeitpunkt zum Handeln eingetroffen, und suchte die Freundschaft der Ostgothen nach, da gleiches Interesse zu gemeinsamem Kampfe aufforderte. Darauf bewegte sich das Heer in langsamen Zügen gen Marcianopel, der Hauptstadt Niedermösiens, siebenzig Meilen vorwärts von der Donau. Trotz scheinbarer Begütigung zwischen beiden Parteien gab der

verrätherische Uebermuth und die verstandlose Politik des Lupizinus das Loos-zeichen zur allgemeinen Empörung. Fritigern, durch Geistesgegenwart aus den Dolchen der Römer gerettet, führte das Heer, welches feierliche Rache schwur, zur Schlacht. Sie ward gewonnen. Der Marsch in die thrazische Provinz wurde fortgesetzt. Neue Zuzüge stammverwandter Kriegs-völker, die in römischem Solde bisher gestanden, jedoch, wie ihre Brüder, schwer beleidigt worden, erschienen zu erwünschter Stunde, angeführt durch Suerid und Kolias. Ein neues Treffen zwischen Römern und Gothen ent-schied nichts. Aber Ostgothen, Alanen und selbst hunnische Schwärme ver-banden sich nun mit Fritigern. Valens hoffte Hülfe von Gratian, seinem Verwandten, der über das Abendland als Kaiser herrschte. Aber diesen hielt der Krieg mit den Allemannen ab, und als es endlich, nach deren Ueberwäl-tigung, ihm auch möglich ward, dem Orient beizustehen, kam er zu spät. Nur um wenige Zeit. Der untüchtige Valens, umsonst von seinem Anzug benachrichtigt, zog, ohne die abendländische Hülfen abzuwarten, gegen die Gothen an. Er verlor bei Hadrianopel in einer Hauptschlacht Sieg und Leben. (9. August 378.)

Furchtbar verwüsteten die Sieger nun weit und breit die Provinzen, und entschädigten sich für langen Schimpf und treulose Bedrückung. Gratia-nus, erkennend, daß ein Arm für das gesammte wiedervereinigte Reich zu schwach sey, übergab den Orient dem Sohne eines von ihm Verbannten und unter seinem Namen Hingerichteten, dem Spanier Theodosius. Der-selbe zähmte viele Jahre lang mit Klugheit und Kraft die Wuth der Gothen, und hielt das beschlossene Verderben für die Dauer seiner Regierung noch auf. Als der treffliche Fritigern gestorben, war lange Zeit kein Kriegsfürst noch Richter unter den Westgothen, welcher die Sache seines Volkes im Kriege verfochten und im Frieden geleitet hätte. Vielmehr erhoben sich Parteiwuth und Wechselhaß unter den Häuptern, Rohheit und Gesetzlosigkeit unter der Menge. Da erlosch auch ihr Glücksstern. Der Sieg wandte sich von ihnen, als sie dem ungewissen Spiel der Waffen abermals die Entscheidung zwischen

ihnen und den Römern heimgaben. Die Niedertracht eines Fürsten, aus dem Hause der Balthen, Modar, welcher in Gemeinschaft mit den Römern wider seine Stammgenossen stritt, trug nicht wenig zu ihrem Unglück bei. Dieses brachte sie zur Besinnung. Die einflußreichsten Häupter anerkannten die Nothwendigkeit gemeinsamer, kräftiger Maaßregeln und der Wiedererwählung eines Königs. Demnach ward der tapfere Athanarich auf den Schild erhoben. Dieser, welcher mit der größten persönlichen Tapferkeit einen ziemlichen Scharfblick in politische Angelegenheiten verband, und die Vorzüge der Kultur, durch die Aussenseite imperatorischer Majestät geblendet, für sein Verhältniß als König der Gothen vielleicht allzusehr schätzte, trachtete nun auf friedlichem Wege, den Ruhm der Nation wieder herzustellen, und mit Theodosius sie zu versöhnen, als der Tod ihn plötzlich in dem Begonnenen überraschte. Das Heer, von seinem Geiste bereits durchdrungen, und durch lockende Verheissungen bestimmt, ehrte gleichsam das Vermächtniß des Gestorbenen, und begab sich in Masse unter die Fahne des großen Theodosius, dessen Heldenkraft und Weisheit es mit Achtung erfüllten. (Oktober 382.)

Inzwischen hatte es sich gefügt, daß die Ostgothen, obgleich sie aus den Donauländern weggezogen, und mehrere Germanenstämme gegen Gallien vorwärts drängend, mit Gratian in friedliches Vernehmen gekommen waren, neuerdings ihre alten Standlager aufsuchten. Beträchtliche Zuzüge von teutschen und scytischen Stämmen hatten ihre Zahl, so wie ihre Zuversicht vermehrt. Allein durch Treulosigkeit gelang es den Römern, ihnen eine bedeutende Niederlage zuzufügen. Gebeugt, und zu Vergleichs-Unterhandlungen nunmehr genöthigt, erhielten sie in Lydien und Phrygien Wohnsitze. Ihre westgothischen Brüder dagegen hatten mittlerweile in Thrazien ziemlich festen Fuß gewonnen, und unter eigenen Richtern und Anführern lebten sie, trotz der anerkannten Oberherrschaft des Kaisers, nach eigenen Gesetzen und Bräuchen. Vierzig tausend Krieger aus ihrer Mitte bildeten, unter dem ehrenvollen Namen von Bundesgenossen, ein stehendes Heer für die Nothdurft des Reiches oder für die Zwecke des Imperators. Theodosius hatte,

klug genug, die Miene sich gegeben, als wenn er nicht aus Politik, sondern blos aus Freundschaft für die Nation der Gothen, ihnen so großes Vertrauen geweiht und so wesentliche Rechte zugestanden. Dennoch war auch die sorgfältigste Vermeidung unangenehmer Berührungen nicht im Stande, das tiefer gewurzelte und aus der Denkart und Stellung der beiden Nationen leicht zu erklärende Mißtrauen zu vernichten. Wohl gab es unter den Gothen eine bedeutende Partei, die aufrichtig im Interesse des Hofes handelte. Der glatte Fravitta, welchem die Gunst und die Auszeichnungen der Römer höher als die Sache und die Leiden seines Volkes galten, stand an der Spitze dieser Hofpartei. Die nationale aber ward durch den ungestümen Priulf geleitet.

Nachdem Theodosius, dem dieser innere Zwiespalt in den Herzen und unter den Häuptern der Gothen, bei mehr als einer Gelegenheit, nicht entgangen war, gleichwohl nur mit der angestrengtesten Mühe den Frieden erhalten hatte, starb er im Jahr 395, und mit ihm die letzte Hoffnung des römischen Reiches. Zwei Minister barbarischer Herkunft, ein Gallier und ein Vandale, herrschten sofort im Namen seiner, ihr ganzes Leben hindurch niemals mündigen Söhne; der eine durch die abgenutzten Kniffe einer Serails- und Günstlingswirthschaft; der andere durch einen Ehrgeiz edlerer Art, ja durch Tugenden, die an die alten Zeiten Roms erinnerten. Aber noch im Winter desselben Jahres standen alle Westgothen und deren Bundesgenossen unter den Waffen, bereit, eine verrätherische Freundschaft aufzukünden, mit der man zeither sie getäuscht. Ein kleiner Theil von ihnen war, nach dem Siege über Eugenius unter Gainas in Italien geblieben. Die zurückgekehrte Mehrzahl erkannte den Oberbefehl des Jünglings Alarich. Dieser, aus einem alten, blos dem Königshause der Amaler nachstehenden Geschlechte entsprossen, war durch ungewöhnliche Geistesvorzüge schon frühe ein Gegenstand der Liebe und Verehrung seines Volkes geworden. Unter Theodosius hatte er, während des Feldzugs wider Eugenius, als Anführer einer gothischen Hülfsschaar, den ersten Kriegsruhm erworben, und Auszeichnungen ver-

schiedener Art wurden hiefür ihm zum Lohne. Ein genauer Kenner der Lage des Römerreichs, zu Konstantinopel selbst lange Zuschauer unwürdiger Leidenschaften und zerrüttender Parteiungen, den Tag von Hadrianopel beständig im Auge, mochte er mit Gewißheit hoffen, entweder als Feldherr der Römer dereinst durch Unternehmungen großartigerer Natur als die bisherigen, oder als Befreier seiner Nation aus drückenden Verhältnissen und als Rächer der unterjochten Welt zugleich, unsterblichen Ruhm sich zu erkämpfen. Er beschloß bis auf ein Weiteres das Erste zu versuchen, und aus den Umständen den größt möglichen Nutzen zu ziehen. Nachdem er deshalb die Stimmung der Westgothen hinlänglich geprüft, und seinem Plane entsprechend gefunden; und nachdem die Einzel-Interessen der verschiedenen Oberhäupter des Volkes in freiwilliger Unterwürfigkeit vor seinem überlegenen Geiste sich ausgeglichen, erhob er bei dem Hofe bittere Klage über unverdiente Zurücksetzung und über das Ausbleiben vertragsmäßiger Jahrgelder für seine Krieger. Zugleich begehrte er den Oberbefehl über das römische Heer, da unter den Anführern des Kaisers nach allem Recht ihm zuerst diese Stelle zukomme. Der Hof, unklug genug, verweigerte das Gesuch. Und nun zog Alarich alle Streitkräfte zusammen, über die er gerade verfügen konnte. Den Hof zu Byzanz befiel Furcht und Schrecken. Nur in den starken Mauern der Herrscherstadt fand er seine Vertheidigung, denn der beste Theil des Heeres hatte bisher aus eben den Gothen bestanden, die jetzo mit Empörung und Angriff drohten. Der ungeheure Umfang und die Lage Konstantinopels waren es übrigens auch, welche Alarichs verwegenen Ungestüm bald wieder dämpften. Eine künstliche Belagerung war bei der mangelhaften Taktik seiner Krieger unmöglich, ein allgemeiner Sturm bei der Menge von natürlichen und künstlichen Vertheidigungsmitteln unausführbar. So ließ er denn ab, Thrazien und Dazien, den bisherigen Schauplatz seiner kriegerischen Versuche zu verwüsten. Ein anderes Ziel, das größern Ruhm und reichere Beute darbot, lockte ihn zu einer Heerfahrt nach Griechenland. Die beleidigte Eitelkeit des bisherigen gewaltigen Ministers Rufinus, welcher

den Kaiser Arkadius statt mit seiner Tochter, durch Eutropius, seines Nebenbuhlers, Betriebsamkeit, mit der Tochter eines fränkischen Anführers vermählt sah, gab ihm hierzu einen nicht unbedeutenden Anstoß, und ließ ihn sogar geheimer Hülfe von dieser Seite her gewärtig seyn. Ja Alarich empfieng, wenn wir zürnenden Schriftstellern jener Zeit Glauben beimessen dürfen, vom Minister sogar Gesandte und Geldsummen zu diesem Zwecke. Begünstigt durch den Verrath des Statthalters dieser Provinz, welcher mit Eutropius vielleicht ebenfalls in Zerwürfniß und im Interesse des Rufinus stand, zog Alarich ohne Widerstand durch die Thermopylen, deren alter-grauer Ruhm vergebens die Enkel der Leonidas auch nur zu einiger Vertheidigung des unüberwindlichen Bollwerks und den verrätherischen Gerontius zur Rückkehr zu dem Gesetz der Ehre mahnte. Verheerend brach er in Phokis und Böotien ein. Die streitbaren Männer fielen durch das Schwerdt; die Wehrlosen, das Vieh und die Beute wurden mit fortgeschleppt. Nur Thebä's schonte der Feldherr, da die Zeit ihm alles galt, und der Besitz Athens und des Piräus ihm von den wichtigsten Folgen für das Gelingen des Feldzugs im Ganzen scheinen mußte. Athen, das auch nicht den geringsten Funken des alten Muthes mehr in sich spürte, unterhandelte voll feiger Ergebung und lieferte den größten Theil seiner Schätze aus, um den Zorn des Siegers von sich abzuwenden. Ein Vergleich wurde beschworen, und von beiden Theilen mit einer, für diese Zeit ungewöhnlichen Gewissenhaftigkeit beobachtet. An der Spitze der tapfersten und schönsten seiner Krieger hielt Alarich seinen Einzug in die Stadt, und wurde von den Bewohnern aufs Feierlichste empfangen. Pallas Athenä und Achilleus zwangen ihn, nach der Meinung der Heiden, zu Schonung derselben. Er ehrte die Schatten der Helden, welche einst von hier aus die Welt mit dem Ruhm ihres Namens erfüllt. Vor ihren Denkmalen stand er mit Gefühlen der Bewunderung und geistverwandter Größe. Darauf genoß er, gleich den Heroen der Urzeit, ein Bad, wohnte festlichen Spielen bei, und nahm das Mahl an, welches die Vorsteher der Stadt ihm zu Ehren veranstaltet. Während seines ganzen Auf-

enthaltes suchte er den Athenern zu beweisen, daß Sitte und Bildung auch barbarischen Gothen nicht unbekannt, und diese größern Vorzüge des Menschengeschlechts durchaus nicht Alleineigenthum der vorurtheilsvollen Griechen seyen. Auch zerstörte er, voll Eifers für den Glauben, mit kräftigem Arm die letzten Reste des Götterdienstes, und erwarb sich somit ein unbestreitbares Recht auf den Dank aller für Christo begeisterten Zeitgenossen.

Ohngeachtet dessen fühlte die übrige Landschaft Attika schwer die Nähe des Siegers. Er durchschritt nun, eben so leicht wie die Thermopylen, den Isthmus; und Korinthos, Argos und Sparta öffneten ihre Thore. „Die Sieger behandelten die Einwohner, wie deren gepriesene Helden einst die überwältigten Feinde“ und die Religion hielt die christlichen Gothen von Mord und Plünderung nicht mehr ab, als die durch Homer, Solon und Sophokles erhaltene Kultur einst die alten heidnischen Hellenen.

Die Verwüstung einer der schönsten Provinzen des Reichs, und die noch ferner drohende größere Gefahr aus Alarichs Fortschritten weckte endlich den Hof zu Konstantinopel aus seiner langen Unthätigkeit. Da er jedoch keine Hoffnung nährte, durch seine alleinigen Kräfte die Rache an den Gothen vollziehen zu können, so wurde Stilicho, der erste Minister und Feldherr der abendländischen Monarchie, zum Beistand herbeigerufen. Zufolge andern Berichten jedoch unternahm er ohne Zuthun des Hofes die Sache, welche früher durch Rufinus Eifersucht vereitelt worden war, gleich darauf, nachdem dieser Letztere durch Gainas, in Folge eines Einverständnisses mit Stilicho, schmählichen Tod erlitten hatte. (396.)

Stilicho, nebst Belisar die edelste Gestalt der römischen Geschichte zur Zeit des untergehenden Reiches, säumte nicht, zu Wasser und zu Land solche Maaßregeln zu nehmen, welche den sichersten Erfolg gegen einen so trotzigen und beharrlichen Feind verbürgen konnten. Eine zahlreiche Flotte lief, bemannt mit dem auserlesensten Kriegsvolk, welches aus Römern und gemietheten Barbaren zusammengebracht worden, von den italienischen Häfen aus. In der Nähe von Korinth wurde die Landung glücklich bewerkstelligt. Bald

ſtanden ſich beide Feldherren gegenüber, und die Gefilde von Arkadien wurden durch Ströme chriſtlichen und heidniſchen Blutes geröthet, bis römiſcher Kriegskunſt über die Tapferkeit der Teutſchen ein theuer bezahlter Sieg wurde. Alarich, welcher ſein Heer durch Ausreiſſer, Seuchen und Gefechte beträchtlich geſchmolzen ſah, wich den Umſtänden, und zog ſich nach dem Pholoe und an die Eliſche Gränze. Hier ſchlug er ein befeſtigtes Lager, welches jedoch von Stilicho, der in raſchem Marſche auf den Ferſen ihm folgte, umzingelt und hart bedrängt wurde. Die Gothen leiſteten den tapferſten Widerſtand; allein da die Belagerer den Alpheus ableiteten und von allen Seiten die Zufuhr abſchnitten, ſo kamen ſie zuletzt in die fürchterlichſte Noth, aus der blos die Unvorſicht des Gegners ſie rettete.

Der römiſche Feldherr, im ſichern Glauben, daß Alarich hoffnungslos verloren ſey, verließ auf einmal, um von langen Anſtrengungen einige Erholungen zu genießen, die Linien, in welchen er ſeinen Feind eingeſchloſſen hielt, und ergieng ſich in griechiſchen Städten bei Feſten und voreiligen Triumphzügen, gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit. Inzwiſchen überließ ſich das gemeine Volk allen Ausſchweifungen, zu denen es Zeit und Gelegenheit fand, mißhandelte, roher als die barbariſchen Gothen, die Unterthanen des Bruders ihres Monarchen, und machte den zwiefach gequälten Bundesgenoſſen die Wahl zwiſchen Feind und Beſchützer in der That ſchwer. Nicht ſobald hatte Alarich dieſen groben Fehler Stilicho's wahrgenommen und von ſeiner Entfernung Kunde erhalten, als er ſchnell einen Plan der Rettung durchdachte, und eben ſo raſch und glücklich ihn ausführte. Er durchbrach mit unwiderſtehlicher Macht die feindlichen Wälle und Verſchanzungen, und erreichte, nach einem Marſche von dreißig Meilen, nicht ohne die größten Gefahren, den Meerbuſen von Korinth. An dieſes kühne Wageſtück knüpfte er ein zweites. Er ließ den Reſt ſeines Heeres, die mit fortgeſchleppten Gefangenen und die gerettete Beute hier einſchiffen, und über einen Arm der See ſchaffen. Plötzlich ſtand er im Epirus, und nahm davon Beſitz. Alles dies geſchah in der größten

Stille und mit eben so viel Raschheit als Vorsicht. Zu spät war Stilicho herbeigeeilt, ihn daran zu hindern; vielleicht auch hatte er sich mit den in Griechenland errungenen Trophäen begnügt, und die völlige Beruhigung der Provinzen des Orients mochte eben nicht sein vorzüglichster Zweck seyn, um so weniger, da die elenden Ränke des Eutropius, welcher auf Stilicho's Ruhm nicht minder neidisch, als sein Vorgänger Rufinus, war, ununterbrochen wider ihn fortwirkten. Man gefiel sich zu Konstantinopel, abwechselnd ihn der Verrätherei und der Untüchtigkeit anzuklagen. In der That wurde auch Stilicho bald darauf in ziemlich gebieterischem Tone zurückgerufen, ja selbst für einen Feind der Monarchie erklärt, und der Hof des Arkadius nahm die Vergleichs-Vorschläge Alarichs mit größerer Zufriedenheit an, als er die Siegesnachrichten des abendländischen Feldherrn empfangen hatte.

Sofort wurde Alarich zum Bundesgenossen und Vasallen des Kaisers erklärt, und mit der wichtigen Stelle eines Oberbefehlshabers von Illyrikum (in wie weit es zur Monarchie des Orients gehörte) feierlich bekleidet. Vergebens warnte der durch Plato und Hypatia begeisterte Synesios, ein Grieche in der alten Bedeutung des Wortes, und suchte durch die Erinnerungen griechischer und römischer Vorzeit zum Vertilgungskampfe wider die barbarischen Gothen zu begeistern. Das Schicksal war von Griechenland und Rom nicht abzuwenden.

In denselben Städten und Landschaften, welche Alarich vor kurzem noch als Feind durchzogen, ward er nunmehr als Stellvertreter des Kaisers glänzend empfangen, und er wußte, durch kluge Verbindung unerschütterlicher Festigkeit mit Gerechtigkeit und Mäßigung, von seiner Würde so guten Gebrauch zu machen, daß die Vergleichung, welche die Unterthanen zwischen Ehmals und Jetzt, in Betreff der Verwaltungsweise der Provinz, anstellten, höchst ehrenvoll zu seinen Gunsten ausfiel. Alarich, durch die günstige Wendung seines Schicksals jedoch keineswegs eingewiegt, und in seinem stolzen Geiste nach Höherem strebend, verabsäumte keine Vorsichtsmaaßregel gegen

künftige Gefahren und für fernere Plane. Mit jeder Art von Waffen und Kriegsgeräthe, woran er bisher Mangel gelitten, versah er aus den kaiserlichen Zeughäusern selbst seine Truppen, und bereitete sich im tiefsten Frieden zu neuem Kampfe.

Als dies alles nun geschehen, und die ganze Nation unter seiner Fahne war, wurde der königlichen Macht, die er bis dahin so ziemlich ausgeübt, auch der Name beigefügt. Einmüthig ward er auf dem Schild erhoben, und er entflammte seine Westgothen zu dem Gedanken: daß es größern Ruhm gewähre, durch eigene Kraft Reiche sich zu suchen, als fremden unterthan zu seyn.

Mit der höchsten Gewalt über sein eigenes Volk und mit einer sehr hohen über die Unterthanen des Kaisers ausgestattet, an den Gränzen der zwei Monarchien, in die das römische Reich, zu Beider Unglück, zerspalten war, gelagert, hatte er es leicht, die Entwürfe seines Ehrgeizes nunmehr weiter auszuführen. Nach den Grundsätzen, welche die Politik Roms selber geheiligt, benutzte er die Schwächen beider Monarchen abwechselnd mit dem günstigsten Erfolge, gebrauchte einen gegen den andern, wie der Augenblick es gebot, und ließ sich für friedliches Wesen von beiden beträchtliche Summen zahlen. Die Moral und die Geschichte werden dieses System der Lüge zu allen Zeiten mit Nachdruck und Abscheu verwerfen; allein in der politischen Zurechnung selbst muß das, was bei dem einen nachsichtig zugelassen wird, auch dem andern zu gut kommen, der seinen Gegner mit denselben Waffen bekämpft und schlägt.

Der geheime Wunsch des Königs ging unaufhörlich nach dem Besitze Italiens. In früher Jugend hatte er das Land der Schätze und des Ruhmes selbst gesehen. Mit dem Glück der spätern Jahre ward die Sehnsucht immer unwiderstehlicher, ein unabhängiges Reich der Gothen auf jener Halbinsel zu gründen, in Rom selbst den künftigen Herrschersitz aufzuschlagen, und „sein Heer mit der angehäuften Beute von dreihundert Triumphen zu bereichern.“ Der Zeitpunkt, diese kühne Idee ins Werk zu setzen, schien

ihm nunmehr eingetroffen; der Hof von Byzanz hatte selbst von ferne ihm damit geschmeichelt, und die Vollziehung der Acht wider Stilicho gleichsam aufgetragen; so beschloß er denn, im Bewußtseyn der eigenen Kraft, der Schwäche des occidentalischen Reiches und der Schlechtigkeit beider kaiserlichen Brüder und ihrer Minister, den verhängnißvollen Zug. Die Empörung Gildo's in Afrika, die große Bewegung längs der Donau und im Herzen Germaniens, und Gainas des Gothen kühne Plane wider den Orient, hatten ihn hierzu noch mehr entflammt. Er brach, aller Wahrscheinlichkeit nach, von Thessalonika auf (401 n. Chr.), und verfolgte seinen Marsch, nicht ohne die größten Schwierigkeiten, welche die feindselige Gesinnung und der hartnäckige Widerstand der den Römern getreuen Unterthanen darbot, durch Pannonien bis zu den Julischen Alpen. Dieses unübersteigliche Bollwerk fand er durch zahlreiche Truppen-Abtheilungen und künstliche Befestigungen auf das Sorgfältigste gehütet, und nur mit großem Verluste von Zeit und Menschen gelang ihm der Uebergang. Am längsten beschäftigte ihn die Belagerung von Aquileia, welcher wichtige Punkt durchaus allen seinen Anstrengungen trotzte. Und als auch Venedig und Istrien nach und nach in seine Gewalt gefallen, war die günstigste Zeit für Verfolgung seines fernern Feldplanes verstrichen. Weil nun überdies die teutschen Völker, auf deren Beistand der König gehofft hatte, noch nicht erschienen waren, so beschloß er für eine Weile die Fortsetzung seines Unternehmens zu vertagen. Er zog sich nach der Donau zurück, beredete verschiedene kriegerische Nationen zum Bündniß mit den Gothen, oder ergänzte zum mindesten durch neue Werbungen sein Heer, und kehrte nach Verfluß von zwei Jahren wiederum zu dem Punkte zurück, bei welchem er stehen geblieben.

Mit Wetterschnelle ergossen sich seine siegestrunkenen Schaaren in die Gefilde von Oberitalien. Der Hof des Honorius, voll Feigheit und Verzweiflung, und bereits mit dem Gedanken versöhnt, Italien sogar zu verlassen, und nach einer der gallischen Provinzen zu ziehen, flüchtete sich bei Alarichs Annäherung von Mailand hinweg nach dem festern Ravenna.

Nur Stilicho verlor weder Besonnenheit noch Muth, so unbehaglich und schlimm auch seine gegenwärtige Lage nach Innen und Aussen war. Er beschloß, den furchtbaren Feind auf das Aeusserste zu bekämpfen, mit den beschränkten Mitteln, welche unwürdiger Parteihaß und die Erbärmlichkeit der Staatsverwaltung ihm noch gelassen. Auf dem Larischen See schiffte er sich ein, gieng in der schwierigsten Jahreszeit über die Alpen, eilte nach Rhätien, und versuchte durch Gold und durch Gewalt die teutschen Völker an der Donau, welche Alarichs Bundesgenosse, Radagais, befehligte, für sich zu gewinnen. Die rhätischen Kohorten vereinigten sich mit Stilicho. Allenthalben wurde Kriegsvolk in die Waffen gemahnt, und mit ausserordentlichen Anstrengungen unterhalten. Die wichtigsten Gränzwehren entblößte man, um dem gegenwärtigen, bedeutendern Feinde, was an Streitkräften vorhanden war, entgegenführen zu können.

Ungehindert waren die Gothen inzwischen, nicht wenig unterstützt von der ungewöhnlichen Trockenheit der Jahreszeit, über die Adiga, den Mincio, den Oglio und die Addua gedrungen. Der Brückenkopf dieser letztern wurde hinreichend besetzt, und kaum entzieng Honorius selbst den nachsetzenden Reitern, welche bis unter die Mauern von Asti ihn auf seiner Flucht verfolgten. Alsbald umschloß nun Alarich die letztere Stadt, und hoffte bereits den unwürdigen Monarchen des Abendlandes und mit ihm die sichere Bürgschaft des Sieges, in seine Gewalt zu bekommen; als der treue Stilicho zur rechten Stunde noch erschien, durch das gothische Lager sich hindurch schlug, und die Scene mit einem Mahl dermaßen änderte, daß die Belagerer nun selbst, durch die von allen Seiten sich mehrenden Römer, in ihren Linien förmlich belagert wurden. Schon gedachte Stilicho durch eine Reihe von Verschanzungen um dieselben dem Könige der Gothen jeden Ausweg abzuschneiden; als die Standhaftigkeit desselben ihn auch diesmal, wie früher am Peneus, wenn auch gleich mit Verlust eines großen Theils seiner Truppen, rettete. In einem Kriegsrath der Oberhäupter ward nun der in dieser gefährlichen Lage zu nehmende Entschluß berathen. Die meisten Stimmen

waren für schleunigen Rückzug. Die Sehnsucht nach dem Genuß der erworbenen Beute, der Wunsch, solche nicht durch einen Streich der Verzweiflung auf das Spiel zu setzen, und die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des Sieges bestimmten sie hiezu. „Wenn ich mich nicht täusche — sprach ein durch Narben und Erfahrung ehrwürdiger Kriegsfürst zu Alarich — so ist bereits der dreißigste Winter verstrichen, seit wir die reissenden Fluthen des Isters durchschwommen, und die Kriegsmacht der Römer beschäftigt haben. Doch Odin hat wohl nie noch, o Alarich, deine Angelegenheiten so sehr in die Enge getrieben, wie dermal. Glaube mir, dem kampf-erfahrnen Greise, der dich in zarten Jahren, gleich einem Vater, auf den Armen trug, der die ersten Waffen dir schenkte, und den Gebrauch des Bogens dem Knabenarme lehrte. Oftmals hab' ich, wiewohl vergebens, dich ermahnt, den geschwornen Vertrag zu ehren, und ruhig auf den emathischen Gefilden dich zu halten. Doch, weil das heiße Feuer der Jugend so ungestüm dich hinreißt, so achte zum mindesten, wenn die Erhaltung der Deinen dir noch einigermaßen am Herzen liegt, wenigstens jetzo meinen Rath. Ziehe, ich flehe dich darum, aus diesen Pässen, und fliehe, dieweil die Entscheidung der Schlachten noch fern, und Rückzug dir noch vergönnt ist, aus den Gefilden Italiens. Trachte nicht, neue Beute zu erwerben, sondern bringe die schon erworbene in Sicherheit; leicht dürftest du, der Wolf, dem Hirten für den frühern Raub innerhalb dieser Verschanzungen büßen. Was doch führst du nur immer das rebenreiche Etruscien, was nur Rom mit seiner Tiber im Munde? Traun, keiner der im Wahnsinn diese Stadt mit Krieg überzog, ist, wenn die Ueberlieferung unserer Väter anders wahr, noch jemals glücklich zurückgekehrt. Die Gottheit giebt ihren geheiligten Sitz nicht preis. Fern treffen ihre Blitze den verwegenen Feind; göttliche Flammen streiten für seine Mauern, ob nun der Himmel, ob Rom selbst den Donner sende. Hüte dich vor dem großen Stilicho, mit dem das Glück stets zu Unterdrückung seiner Feinde verbunden. Gedenke, wie mit Haufen von Erschlagenen er die Gebirge Arkadiens bedeckte, wie rings er die

Flüsse Griechenlands mit unserm Blute röthete. Damals warst du verloren, wenn nicht Verrath, unter dem Titel des Gesetzes, und die Gunst des morgenländischen Reiches dich beschützt hätten.“

Kaum konnte Alarich das Ende dieser Rede erwarten. Zornfunkelnd entgegnete er dem kühnen Warner folgendes: „Wenn nicht dein an Sinnen und Geisteskräften geschwächtes Alter Verzeihung dir gewährte, so dürfte wahrlich die Donau nicht ungerächt solch schimpfliches Gerede ertragen, so lange noch ein Tropfen Blutes in mir wallt. Wie? mir räthst du die Flucht an? mir, dem die Natur selbst sich gebeugt, — der Gebirge gehorsam zu seinen Füßen, Flüsse vor sich austrocknen sah? — Nein, nicht mögen die Schutzheiligen der Gothen und die Manen unserer Väter es also fügen, daß ich mit zurückgekehrtem Laufe die alten Pfade wiederum beschreite. Diesen Boden will ich entweder sieghaft als Herrscher, oder besiegt mit meinem Leichnam festhalten. Durch so viele Völkerschaften und Städte bin ich gezogen, Alpen hab' ich durchbrochen, und mit siegreichen Helmen aus dem Po geschöpft; was übrigt mir noch als Rom? Unser Volk, mit der ihm angebornen Stärke, war schon damals gefürchtet, als es noch auf keine Waffen sich verlassen konnte. Nun aber, nachdem die Beherrschung von Illyrikum mir übertragen worden, und nachdem sie zu ihrem Feldherrn mich gemacht, habe ich so viele Pfeile, Schwerter und Helme durch den angestrengtesten Fleiß der Thrazier uns erworben, die Erhebung der Zölle zu meinem Gebrauch durchgesetzt, und die Städte der Römer als rechtmäßiger Befehlshaber im Gehorsam erhalten. So sehr ist das Schicksal mit mir im Bunde. Sie, deren Gebiet ich Jahre lang verwüstete, müssen mir nun dienen. Seufzend müssen sie selbst die Waffen herbeischaffen, welche ihnen Unheil bringen werden, und der durch Glut und Kunst erweichte Stahl wird von dem trauernden Meister zu seinem eigenen Schaden verarbeitet. Zu dem allem füge ich nun noch die Mahnung der Heiligen. Keine Träume, keine Vögel, sondern klar und laut im Haine wurde die Stimme vernommen: „Auf, Alarich! nicht länger gezögert,

noch in diesem Jahre wirst du nach rasch durchbrochenen Alpen zur Hauptstadt Italiens gelangen. Ist mir bis zu dieser Stelle der Weg nur darum geöffnet worden, daß ich nun muthlos nach Vollbringung so vieles Großen, zweifelhaft schwanken, oder dem Rufe des Himmels ungläubig ferner nicht gehorchen sollte?"

Nachdem Alarich durch das Gewicht dieser Worte die Gründung der Meinungsgegner unter den Fürsten seines Heeres besiegt, und durch den eigenen Feuermuth die allgemeine Begeisterung neu entfacht hatte, bereitete er sich in seinem Lager bei Pollentia, fünfundzwanzig Meilen südostwärts von Turin, mit seinen Truppen zur heiligen Osterfeier, die gerade in diese Tage fiel. Die Grundsätze der christlichen Religion und somit eine Art völkerrechtlicher Sitte verbot den Genossen des gleichen Glaubens, selbst den Feind in einer so ehrwürdigen Handlung zu stören. Allein die Anführer des kaiserlichen Heeres setzten sich über diese gemeinen Bedenklichkeiten hinweg, und beschlossen einen durch die einzelnen Umstände wirklich niederträchtigen, listigen Ueberfall des gothischen Lagers. Mitten in ihrer Andacht, und während sie gerade das Brod des Lebens aus den Händen ihrer Priester empfiengen, stürmte die Reiterei des Stilicho, angeführt von Saul und einem Heiden, auf welchen der Feldherr sehr viel baute, mit Macht heran, und verbreitete Schrecken, Tod und Verwirrung. Gleichwohl besaß Alarich Geistesgegenwart genug, um die Hauptmasse seiner Streiter wieder in Ordnung zu bringen, und bestand fest und tapfer den mörderischen Kampf. Er blieb lange zweifelhaft, bis die Niederlage eines alanischen Häuptlings, der in den Reihen der Römer und mit Begeisterung gestritten, fiel, und durch seinen Verlust die Niederlage des Flügels der Reiterei herbeiführte. Der Sieg neigte sich auf Seite der Gothen. Allein die Beharrlichkeit Stilicho's gab dem trotzigen Muthe seines Gegners in keinem Stücke nach, und mit dem römischen Fußvolk und den barbarischen Hülfsvölkern setzte er das Treffen bis zum späten Abend fort. Die Taktik feierte auch diesmal ihren Triumph über die Tapferkeit. Alarich

gab das Lager preis, und beschloß den Rückzug. Die Römer fanden den größten Theil der von den Griechen gewonnenen Beute wieder; sie erlösten mehrere tausend ihrer Landsleute aus den Banden der Knechtschaft, und Alarichs eigene Gattin befand sich mit unter den Gefangenen. Solches war auf denselbigen Gefilden vor sich gegangen, auf welchen vor fünfhundert Jahren der kriegserfahrne Marius Rom und Italien von den Kimbern gerettet. (401).

Jubel erscholl durch ganz Italien; Rom erhob sich aus tiefer Todesangst; Honorius aus seiner noch unrühmlichern Verzweiflung. Auf den zweifelhaften Sieg folgte schnell unerträglicher Uebermuth. Allein noch fehlte viel zur Vollständigkeit der errungenen Trophäe. Alarichs Rückzug war mehr eine durch Klugheit ihm eingegebene Maaßregel, als das Werk strenger Nothwendigkeit gewesen, und die Berichte der Geschichtschreiber über die Schlacht bei Pollentia selbst weichen noch immer beträchtlich von einander ab, indem Drosius, Jornandes, Kassiodoros und Prosper einstimmig von einer Niederlage der Römer melden, und nur der Lobhudler Claudianus und der beschränkte Prudentius den Sieg des Stilicho feiern. Ersterer jedoch selbst sieht sich genöthigt, dem Benehmen des barbarischen Königs bei diesen Vorfällen ehrenvoll zu huldigen. Die Wahrheit liegt somit auch hier in der Mitte. Die Schlacht hatte, nach großem gegenseitigem Verlust, ohne Entscheidung sich geendet, und vielleicht hatten beide Theile gesiegt und Niederlagen auf den verschiedenen Flügeln erlitten.

Alarich verließ mit dem Ueberreste seines Fußvolks und der noch zum größten Theil vorhandenen Reiterei die Wahlstatt in musterhafter Ordnung, und sein ungebeugter Geist entwarf plötzlich einen neuen Plan, nämlich, der appeninischen Gebirgspässe sich zu versichern, und nach der Verheerung Thusciens, Rom selbst, oder Heldentod zu gewinnen. Vor dem Schicksal der Unterjochung rettete für diesmal Stilicho noch die Hauptstadt, indem er die Bewegungen der Gothen auf jede Weise durchkreuzte. Aber auf dies beschränkte sich auch bis zum Weitern sein ganzer Feldplan. Er kannte und

fürchtete die in dem Feinde noch vorhandene Kraft, und selbst den Sieg um jenen Preis, für welchen er gegen Alarich hätte erkauft werden mögen, verschmähend, suchte er durch Gold der Halbinsel und seinem Monarchen völlige Beruhigung vor den Waffen der Gothen zu verschaffen.

Hiezu verstand sich ihr König, oder mußte, gedrängt durch die Macht der Umstände, sich verstehen. Der Geist Alarichs war nicht in seinem Volke; dieses spalteten Ehrgeiz der Kriegshäupter, und die zuchtlose Habsucht der Masse. Dieselben Männer, welche mit so großem Nachdruck vor dem Tage bei Pollentia gesprochen, erneuerten nun, durch die theilweise Niederlage oder vielmehr die Unvollständigkeit des Sieges in ihrem Widerstand bestärkt, ihre Vorstellungen gegen die Fortsetzung des italienischen Feldzuges. Dieser Stimmung, welche unter den gegenwärtigen Umständen bald zur allgemeinen wurde, wich der kluge König. Er bequemte sich zum Rückzug, für den ein feierlicher Vergleich bürgte, erhielt seine Gemahlin und alle Gefangenen zurück, und nahm das ständige Jahrgeld an, welches Stilicho, im Namen seines Hofes, für ihn festsetzte. Darauf trat das übrige Heer den Rückzug über den Po an. Eine bedeutende Abtheilung Römer folgte in einiger Entfernung und hütete sorgfältig jede Bewegung Alarichs.

Um dieselbige Zeit, als mit diesem letztern über einen Vergleich unterhandelt worden, hatte Stilicho den unzufriednen Theil der gothischen Fürsten durch Bestechung in sein Interesse gezogen. Durch sie erfuhr er alles, was im Lager Alarichs beschlossen wurde, und gründete hierauf seine fernern Plane. Der König, durch allerlei Gründe zum Mißtrauen gegen Stilicho und Ravenna berechtigt, gedachte auf die schlimmsten Fälle sich in Italien einen festen Punkt zu sichern. Als solcher stellte sich ihm besonders die Gebirgstadt Verona dar. Von hier aus sollte nach einiger Zeit neue Werbung unter germanischen Stämmen und ein Einbruch in Gallien statt finden. Allein so klug und ineinandergreifend die zu Ausführung dieses Streiches gewählten Maaßregeln auch waren, so ward Alarich dennoch mitten in der

Ausführung durch die Römer überrascht, welche durch jene verrätherischen Edlen davon benachrichtigt worden waren, und, Meister der unbezwinglichen Pässe, von allen Seiten nun über ihn herfielen. Unter den Mauern von Verona erhob sich mörderischer Streit. Die Gothen, durch Uebermacht gedrängt, litten großen Verlust an Menschen, und sahen sich, nachdem der König selbst in nicht geringe Gefahr gerathen, zum Rückzug auf die nahen Felsen genöthigt. Hier trotzte Alarich längere Zeit den Angriffen Stilicho's, welcher mit aller Macht ihn umlagerte, bis Krankheiten, der Abgang von Lebensmitteln und Verrath der Häupter wie der Gemeinen, von denen durch die Macht des Goldes ganze Reihen durch die Römer zur Flucht gelockt wurden, zu abermaligen Unterhandlungen ihn bestimmten. Stilicho, vielleicht aus Achtung vor Alarichs Kräft, oder von dem geheimen Gedanken getrieben, einen Feind durchaus nicht ganz zu vernichten, an dessen ferneres Daseyn sein eigener, bereits zum Theil untergrabener, Einfluß in Ravenna sich knüpfte, oder vielleicht auch aus Scheu vor den Gefahren eines Kampfes auf Tod und Leben mit einem Helden wie Alarich, gewährte auch diesmal demselben ruhigen Rückzug, und bereitete dadurch dem Haß seiner Feinde einen äusserst willkommenen Anlaß, in der Folge seine Treue und Grundsätze bei dem schwachsinnigen Honorius zu verdächtigen.

Aus einer zweiten Angst neuerdings so glücklich befreit, überließen die Italiener, zumal die Bewohner Roms, welche zitternd schon an Ausbesserung ihrer halb verfallenen Mauern, jedoch erst im Augenblicke der Noth, gedacht hatten, sich dem ungemessensten Jubel, und prahlerische Inschriften auf errichtetem Triumphbogen verkündigten die völlige Vernichtung der gothischen Nation. Honorius aber, um bei möglichen Fällen neuer Einbrüche von Barbaren nicht derselben Gefahr sich auszusetzen, welche durch Alarich ihn bedroht, verlegte seinen ständigen Herrschersitz nunmehr von dem schutzlosen Mailand nach dem stark befestigten Ravenna.

Nicht ohne Ursache. Der Abzug Alarichs war blos eine Frist gewesen, welche bald von Feinden anderer Art benützt wurde, um die Zer-

störungsplane gegen das abendländische Reich dennoch auszuführen. Neue Revolutionen im europäischen Norden, besonders durch den Einbruch der fürchterlichen Hunen veranlaßt, trieben eine ungeheure Masse von heidnischen und christlichen Völkern gegen den Süden vor, unter Anführung des schon genannten Radagais (405). Die Geschichtschreiber dieser Zeit berichten die widersprechendsten Dinge über diesen Heerführer selbst, über die Stärke seiner Streitmacht, und über die Elemente, aus denen sie gebildet war. Vandalen, Sueven, Burgunder und Alanen (bereits damals mit den Gothen zusammengeworfen,) kämpften erwiesenermaßen in ihrer Mitte. Stilicho, in der großen Bedrängniß, die aufs neue sich über das Reich gesammelt, und vor einer Theilnahme Alarichs an dem Unternehmen bange, sorgte zunächst für Italien, und gab Gallien und den Rhein, wohl für immer, den Barbaren und innerm Aufruhr preis. Bereits war Radagais über den Po vorgedrungen; Florenz wurde belagert; Rom, dessen Untergang beschlossen war, zitterte. Da zernichtete die Schlacht bei Fäsula den größten Theil des barbarischen Heeres (zu Ende des Jahres 406). Italien ward zum drittenmal durch Stilicho befreit; aber nur noch für kurze Zeit. Sein Schicksal nahte durch Alarich, und die schönen Westprovinzen gingen an den Ueberrest von Radagaisus Truppen verloren, welche nach dem Mißlingen des gemeinsamen Abentheuers, sich plötzlich nun in das unbewehrte Gallien machten, um durch Beute und Rache hier für den verlornen Sieg sich zu entschädigen. In dieser allgemeinen Verwirrung der Zeit, als die Kräfte des Occidents erschöpft, das Band der Provinzen zerrissen, und die Parteien am Kaiserhof im heftigsten Kampfe wider sich begriffen waren, faßte Alarich den Entschluß, von Neuem in die Halbinsel einzufallen, und den alten Eroberungsplan unter günstigern Umständen nunmehr zu vollführen. In der Zwischenzeit, welche seit seinem Rückzug von Verona verstrichen war, hatte er sein Heer wieder ergänzt und zum Kühnsten ermuthigt. Der Ruhm seines Namens trieb aus Ländern kampflustige Schaaren ihm zu. Er hatte bald nach seinem ehrenvollen Unglück mit Stilicho persönliche Freundschaft

geschlossen, die Dienste des Arkadius verlassen, und war, indem er den abendländischen Theil von Illyrikum zu dem morgenländischen erhielt, als Oberbefehlshaber des Honorius daselbst anerkannt worden. Die Furcht vor Radagais hatte dies Zugeständniß erzwungen. Gleichwohl vergaß Stilicho über den Gefühlen persönlicher Achtung vor den Eigenschaften des Königs nicht, daß derselbe stets als der gefährlichste Feind der römischen Monarchie betrachtet werden müsse, und er suchte deshalb, indem er mit dem glänzenden Plane ihm schmeichelte, an der Spitze der vereinigten Römer und Gothen gegen Konstantinopel anzuziehen, denselben blos von seiner Lieblingsprovinz, Italien, abzuhalten.

Alarich durchschaute das Getriebe dieser Politik und arbeitete seinerseits, ebenfalls im Geiste der Diplomatik, ihr entgegen. Er unterhielt mit den beiden Höfen zu Ravenna und zu Konstantinopel, zwischen welchen die Feindseligkeit einen hohen Grad erreicht hatte, beständigen Briefwechsel, durch den er beide über seine Gesinnungen und Entwürfe zu verwirren bemüht war. Auch zögerte er, in Angelegenheiten des Honorius gerade mit Thessalien und Epirus beschäftigt, absichtlich über Gebühr. Endlich, als er alle Umstände sich günstig glaubte, kehrte er in sein befestigtes Lager bei Aemona zurück, und erinnerte den Kaiser in einem der Form nach zwar anständig abgefaßten, aber in seinem Inhalt, durch die im Hintergrunde beigefügten Drohungen, auf den Weigerungsfall sehr nachdrücklichen, Schreiben, an vertragsmäßige Versprechungen, welche seither unerfüllt geblieben; ausserdem aber stellte er neue hohe Forderungen, deren Gewährung dem römischen Stolz unmöglich scheinen mochte. Alarich betheuerte übrigens seine fortwährende Freundschaft für Stilicho und seine Treue für den Dienst des Kaisers. Er verhieß gegen Einräumung einer Provinz, als einer sichern Wohnstätte für seine Nation, an der Spitze des Gothenheeres wider Konstantinus, der in Gallien das Pannier der Empörung aufgesteckt, alsbald ins Feld zu ziehen.

Ueber diesen Vorschlag wollte Stilicho, seine geheimen gefährlichern

Feinde nie aus Augen verlierend, keineswegs entscheiden, und beschloß alle daraus entstehende Verantwortlichkeit auf die Schultern des Senates zu wälzen. Dieser so lange in Schatten gestellte, einst so ehrwürdige, durch Sklavensinn und Selbst-Erniedrigung aber nach und nach tief herabgesunkene und vernichtete politische Körper faßte den Gegenstand der Berathung mit allem Feuer auf, das denjenigen erfüllt, welcher nach langer Unbedeutendheit zum erstenmal in einer wichtigen Sache um seine Meinung gefragt wird. Die meisten Glieder redeten die Sprache der alten Republik, ohne zu erwägen, daß die Zeit eine andere geworden, und die Kräfte nicht mehr vorhanden waren, durch welche die Katone und Tullius auch in verdorbenen Geschlechtern noch einmal die römische Größe hervorgeweckt. Stilicho, mit seiner Zeit und seinen Menschen besser vertraut, hielt selbst die tumultuarische Begeisterung, welcher der kurz zuvor noch so schmiegsame und feige Senat sich überließ, für unklug, setzte die Billigkeit der Forderungen Alarichs und die dringende Nothwendigkeit auseinander, derselben zu entsprechen. Und er bewirkte somit den unfreiwilligen Beschluß, Italiens Ruhe und den Frieden mit Alarich für ein Jahrgeld von 4000 Pfund zu erkaufen. Der Mann, welcher hierauf, von tiefem Unwillen erfüllt, ausrief: Dies ist kein Bund des Friedens, sondern der Knechtschaft — war gewiß eines bessern Zeitalters und einer bessern Gesellschaft würdig. Er hatte wahr geredet. Dies Dekret des Senates war jedoch auch das Todesurtheil des Ministers und Feldherrn. Der Vorwurf der Parteilichkeit gegen die Barbaren hatte durch das Zugeständniß der Subsiden einen ziemlichen Anstrich von Wahrscheinlichkeit erhalten. Die Mehrzahl der Senatoren, Lanpadius kühnes Wort, der Haß der Truppen, und Olympius Ränke stritten wider ihn. Er fiel, nachdem er, auch im Tode groß, Italiens Städte vor den Barbaren noch zu verschließen ermahnt, auf meuchlerische Weise, und mit ihm der letzte Hort des abendländischen Kaiserthums.

Der Hof von Ravenna überließ sich von jetzt an allen Schwächen und Unwürdigkeiten, die ein Regierungssystem, wie das seinige, nur immer zu

erzeugen im Stande ist. Die verkehrtesten Maaßregeln wurden von den neuen Ministern zu Herstellung der Ruhe im Innern und zu Rettung des Reiches nach Aussen genommen. Die untüchtigsten Anführer sah man an die Spitze der bewaffneten Macht gestellt. Nur willenlose Geschöpfe der allmächtigen Günstlinge empfiengen die Stellen, in welchen einst die Helden und Staatsmänner Roms die größten Kräfte menschlichen Geistes und Willens entwickelt. Ein unzeitiger Glaubenshaß verführte zur abscheulichsten Gewaltthat wider Andersdenkende, und nur die feigste Grausamkeit konnte die Niedermetzlung der als Geisseln bewahrten Familien gothischer und anderer Hülfsvölker, die im römischen Heere gedient und in italischen Städten zerstreut sich aufhielten, befehlen. Dieser letztere Staatsstreich beschleunigte aber nur um so mehr die Rache über das sündenvolle Rom. Dreißigtausend Krieger, barbarischer Herkunft, schlossen sich, wuth-erfüllt, dem ruhmgekrönten Könige der Westgothen an, und das Verderben nahete nun unaufhaltbar.

Mit gesteigerter Aufmerksamkeit hatte Alarich bisher allen Begegnissen in Italien von seinem befestigten Lager bei Aemona aus zugesehen. Der Parteihaß, welcher das Reich des Honorius zerfleischte, arbeitete für ihn. Auf dem Grabe des Stilicho erwuchs ihm die Siegespalme. Er machte sich bereit, einen Feind, welcher ihm nicht furchtbar war, feierlich zu rächen.

Mit stiller Zufriedenheit empfieng er deßhalb aus allen Gegenden Italiens von Mißvergnügten unausgesetzt Aufforderungen, die treulosen Römer zu züchtigen. Das Gefühl persönlich erlittenen Unrechts entflammte ihn in gleichem Maaße, wie der längst erwachte Ehrgeiz und die große Idee, für die er seit Jahren arbeitete. Der Hof hatte mit den zugesicherten Bundesgeldern hartnäckig gezögert. Auf der Entrichtung derselben bestand nun Alarich durchaus, forderte aber zu mehrerer Sicherheit Geisseln, und bot solche auch von seiner Seite an.

Allein die Höflinge zu Ravenna hielten unglücklicherweise in der

Beschränktheit ihres Geistes die Sprache der Mäßigung in des gothischen Königs Mund für ein Anzeichen der Demuth vor ihrer und des Honorius Majestät, und vernachlässigten, voll unzeitiger Hoffart, jede, damals noch mögliche Unterhandlung. So sollte denn allein das Schwert entscheiden, und es übersetzte Alarich, in raschen Märschen, das lang gehütete Lager nunmehr verlassend, die Alpen und den Po. Nicht widerstand ihm diesmal das einst so wehrhafte Aquileia, noch Altinum, Konkordia und Kremona. Alle diese Städte wurden geplündert. Allenthalben strömten beleidigte Germanenhaufen seiner Fahne zu. So erschien er vor Ravenna; aber sein Hauptziel war Rom. Er gewährte dem feigen Monarchen des Abendlandes und seinen Geschöpfen noch einige Frist: nach Roms Besitznahme hoffte er mit leichter Mühe von ganz Italien Herr zu werden. Verheerend zog er darum, entlang der Meeresküste, weiter, und entwaffnete unglückverkündenden Prophetenmund durch die feierliche Versicherung, daß eine höhere Stimme zu diesem Heereszug ihn getrieben. Auch die Apeninen hemmten seinen Siegeslauf nicht, noch weniger Narni, welches Uebergabe verschmähte. Er sah die stolzen Trophäen, welche die römische Eitelkeit nach Stilicho's vorübergehendem Siege allzueilfertig erbaut, und auf welchen seine und der gothischen Nation vollständige Vernichtung zu lesen war. Endlich lag die verlassene Hauptstadt der Welt in ihrer ungeheuern Ausdehnung vor ihm, und mit ihr das glänzendste Denkmal seines thatenreichen Lebens.

Ein und zwanzig Meilen zählte sie in jenen Tagen im Umfange. Ihre Form war die eines Zirkels. Die Zahl der Häuser in den vierzehn verschiedenen Regionen betrug über achtundvierzigtausend dreihundert zweiundachtzig. Die scheinbare Schwierigkeit des Unternehmens reizte blos den Muth der Seinigen um so mehr. Verachtung des Feindes und Begierde nach Beute machten jeder Gefahr sie trotzen. Das Heer der Gothen sehnte sich nach schleunigem Sturm.

Allein der König, seiner Sache mehr als gewiß, beschloß das kostbare

Blut seiner Streiter zu schonen, und die Stadt auf andern Wegen zu freiwilliger Uebergabe zu zwingen. Er schnitt ihr nach allen Seiten die Zugänge und Lebensmittel ab. Auch die Tiber wurde durch Ketten und durch Wachen gesperrt. Hunger, Pest und Zwietracht drückten die Bewohner aufs äusserste. Vergebens boten heidnische Wahrsager sogar die Hülfe der längst gestürzten Götter an. Weder der Olymp noch die Heiligen erbarmten sich des von ihnen beiden verworfenen Roms. Nur in Alarichs Großmuth schien noch einige Hoffnung zu ruhen. Der Rathschlag der Vernünftigern, welche zu dieser letztern zu flüchten vorschlugen, siegte endlich über die steigende Verzweiflung der Menge. Abgeordnete giengen in das Lager, mit ausgedehnter Vollmacht. Sie erklärten den festen Entschluß der Römer: entweder ihre Würde in Frieden und Krieg zu behaupten, oder dem Könige, im Fall er billige und ehrenvolle Unterhandlung verweigere, ein zahlloses, waffen-geübtes und durch Verzweiflung begeistertes Volk kämpfend entgegenzustellen. Auf diesen Antrag brach Alarich in lautes und bitteres Gelächter aus, das von allen Umstehenden wiederholt wurde, und er gab zur Antwort: „Je dichter das Gras, desto leichter mag es gemähet werden.“ Er setzte nun das Lösegeld fest, und forderte nicht weniger, als alles Gold und Silber, alle Schätze und Kostbarkeiten des Staates und der Privaten, und alle in Sklaverei befindlichen Individuen teutscher Abkunft. Und als die Gesandten zitternd sich die Frage erlaubten: „Wenn, o König, darin dein Verlangen besteht, was denn wirst du uns noch übrig lassen?“ — entgegnete jener stolz-verächtlich: „Die Seelen.“ Jetzo wagten Basilius und Johannes keine fernern Vorstellungen mehr. Gnädig bewilligte Alarich jedoch bis zu Austrag der Unterhandlungen einen Waffenstillstand, und nach einigen Tagen kam, da er von der strengen Forderung etwas nachließ, ein Vergleich zu Stande, durch welchen die Römer die Summe von fünftausend Pfund Goldes, dreißigtausend Pfund Silbers, und überdies viertausend seidene Kleider, dreitausend Stück Scharlach und dreitausend Pfund Pfeffer an den König, gegen Aufhebung fernerer Feindseligkeiten, abzuliefern verhiessen.

Der Vertrag wurde von Seite der Ueberwinder aufs gewissenhafteste erfüllt. In Alarichs Lager herrschte die strengste Zucht und einzelne Ausschweifungen wurden von ihm mit ungewöhnlicher Strenge geahndet. Nach wenigen Tagen brach er mit seiner ganzen Heermacht auf, und eilte nach Thuscien in die Winterlager. Ueber vierzigtausend Sklaven begleiteten ihn, als eben so viel tapfre Krieger, den Sieg des Befreiers preisend, alle begierig nach künftigen Thaten.

Um dieselbige Zeit erschien auch sein Schwager, der edle, ritterliche Athaulf, mit einem bedeutenden Zuzug von Hunnen und Gothen, nach einem äusserst gefahrvollen Marsch durch überlegene Feindesheere, und nach dem Verluste von eilfhundert der besten Streiter. Hunderttausend, durch den Ruhm des Feldherrn, durch das Gefühl der Rache und die Hoffnung reicher Beute begeisterte, Soldaten machten nunmehr, unter Alarichs Fahne vereint, Italien und Europa zittern. Gleichwohl erklärte Alarich, mit unbegreiflicher Mäßigung in seinem großen Glücke: er wünsche aufrichtig Frieden und mit dem Kaiser Freundschaft zu halten. Er unterhandelte neuerdings mit dem treulosen Hofe, der ihn schon mehrfach getäuscht, forderte blos Auswechslung der Gefangenen, Bestätigung des abgeschlossenen Vertrags, jährliche Subsidien an Geld und Getraide, die Oberfeldherrnwürde über sämmtliche Heere des Occidents, und die Provinz Norikum zum beständigen Wohnort seiner Nation und zum Sitze seines Reiches.

Auch diesmal zeigte sich jedoch die Politik des Hofes von Ravenna in ihrer ganzen Armseligkeit. Auf die unbesonnenste Weise begleitete man die von Alarich nach der Hofstadt gesandten Senatoren mit zahlreicher Mannschaft und ohne genügende Antwort zurück. Die sechstausend Dalmatier, welche die unglückliche Ehre dieses Auftrags erhalten hatten, und welche den Kern der Kriegsmacht des Honorius gebildet, verloren beinahe sämmtlich das Leben. Alarich, obgleich tief erbittert über diesen thörichten Staatsstreich des Olympius und seiner Genossen, faßte sich noch einmal, und ordnete eine zweite Gesandtschaft nach Ravenna ab, an deren Spitze sich der

Bischof von Rom, Innocentius, befand. Durch dieselbe erneuerte er die schon gemachten Anträge, und zeigte fortwährend friedliches Wesen. Allein sie hatte keinen bessern Erfolg als die erste. Olympius verharrte in seiner verderblichen Sprödigkeit gegen jeden billigen Vergleich mit dem Könige, und gab den Staat der Rache desselben preis, ohne doch nur im mindesten für seine Vertheidigung gesorgt zu haben. Sein bald hierauf erfolgter Sturz schien einigermaßen die Verhältnisse ändern zu wollen. Ein kräftiger Barbar, Gennerid, ward zu den Staatsgeschäften gezogen. Derselbe nöthigte den Kaiser zu größerer Duldung in Glaubenssachen, suchte den Staatskredit zu heben, und als Oberbefehlshaber der, damals wichtigsten, Provinzen Dalmatien Panonien und Norikum der alten Kriegszucht im römischen Eingang zu verschaffen. Einer Abtheilung von zehntausend Hunnen, welche reichlicher Sold zur Treue gegen den Kaiser begeisterte, ward die Hut der illirischen Gränze vertraut.

Alle diese Maaßregeln und Reformen wurden durch das nimmermüde Getriebe höfischer Kabalen wiederum vereitelt, und ein thöricht abgefaßter und unklug besorgter Brief, in welchem Alarichs auf ungeziemende, der gothischen Nation aber auf ehrrührige Weise gedacht war, entzündete in dem Herzen des Königs die Lohe unversöhnlichen Grimms. Diplomatische Betrügereien, Verletzungen geschworner Eide und Feindseligkeiten mannigfacher Art hatte er zeither mit einer, für seine feurige Gemüthsart preiswerthen Nachsicht ertragen. Nicht aber duldete er den Hohn, welcher gegen die Nation, als solche, und gegen seinen Charakter, als König der Barbaren, ergieng. Diesen Punkt hatte der unbesonnene Honorius auf äußerst fühlbare Weise in seiner, dem Präfekt der Prätorianer gegebenen, Vollmacht herausgehoben. Alsbald brach Alarich alle fernern Unterhandlungen ab, und war seinerseits eben so sehr entschlossen, niemals mehr mit einem so verächtlichen, treulosen und selbst im Zustande tiefster Erniedrigung noch übermüthigen Feinde zu verkehren; als dieser sich durch einen thörichten Eid den Rückweg selbst versperrte. Die Minister und alle Staatsdiener hatten bei des Kaisers Haupt

schworen, niemals und auf keine Weise mit dem Feinde der Republik in Vergleich sich einzulassen. Dieser Eid war, nach Tertullianus, der einzige, welchen die Römer zu jenen Tagen noch hielten, vielleicht jedoch aus keinem andern Grunde, als weil sein Bruch den Strafen der beleidigten Majestät aussetzte.

Der Hof verließ sich auf die Stärke der Mauern Ravenna's mehr, als auf den Muth ihrer Vertheidiger. Die Siebenhügelstadt dagegen stand wehrlos dem Feind preis gegeben. So große Ursache nun aber auch Alarich hatte, die ganze Schaale seines Grimmes auf die Römer auszugießen, welche ihn persönlich und in seinem Volke aufs tiefste gereizt und alles unternommen hatten, was nur immer einen Eroberer rücksichtslos zu machen im Stande ist, so zeigte er sich doch noch einmal über alles Erwarten großmüthig; bot er Honorius wiederholt, durch das Organ italienischer Bischöfe, Frieden auf anständige Bedingungen, und machte selbst ihn für das Blut seiner Unterthanen verantwortlich, welches bei längerem Verharren auf den gegenwärtigen Grundsätzen, durch unausweichliche Nothwendigkeit vergossen werden dürfte.

Der Nachfolger des Trajans und der Sohn des Theodosius fühlte jedoch weniger Erbarmen für sein römisches Volk und den Ursitz römischen Sieges und Ruhmes, als der barbarische König der Westgothen, und er verschmähete eben so beharrlich die Friedens-Anträge Alarichs, als er jede Maasregel zur Vertheidigung Roms, im Schooße träger Ueppigkeit, vernachlässigte. Demnach rückte Alarich längs der Flaminischen Straße in raschen Märschen vorwärts, jedoch nicht unmittelbar gleich gegen Rom, sondern zuvörderst gegen Ostia, mit kluger Berechnung der Verhältnisse und Folgen. Durch die Besetzung dieses äusserst wichtigen Hafens schnitt er den Römern abermals die Nahrungsmittel ab, und forderte sie zu unbedingter Ergebung auf. Die Furcht, daß der König seine Drohung erfülle und die Magazine zerstöre, aus denen allein sie ihre Nahrung bezogen, wirkte auf die Römer, welche in der Haupt-

stadt durchaus keine Möglichkeit der Rettung ersahen. Sie nahmen daher begierig den Vorschlag an, einen andern Kaiser zu wählen, nachdem der bisherige schmählich sie ihrem Schicksal überlassen und daher des Kaiserthums sich unwürdig gemacht hatte. Attalus, Präfekt von Rom, wurde dazu von Alarich bezeichnet. Er empfieng die Bestätigung des Senates, erkannte den König der Gothen als Oberfeldherrn des abendländischen Reiches, Athaulf aber als Grafen der kaiserlichen Haustruppen. Zwischen Römern und Gothen sollte von nun an Friede und alles Uebrige gemeinsam seyn.

Als der Bund beschworen, zog der neue Monarch, umgeben vom Kriegsvolk seines Beschützers, nach dem Pallaste der Cäsaren. Seine Regierung eröffnete sich unter nicht ungünstigen Anzeichen. Der größte Theil der Städte Italiens, vor der Gothenmacht erzitternd, huldigte. Eine römische Heerabtheilung gieng nach Afrika, den Gehorsam dieser Provinz zu erzwingen. Alarich aber, den Attalus in seinem Gefolge, erschien an der Spitze seiner gesammten Heermacht, in der Nähe von Ravenna, wo alles sich, auf die Kunde von diesen Vorfällen, nach langem Trotz und Uebermuth, der vollkommensten Verzweiflung überlassen hatte. Honorius, in der Hoffnung, doch wenigstens einen Rest der Herrschaft sich zu retten, trug, durch eine glänzende Gesandtschaft, Attalus, welchen er als Kaiser anzuerkennen bereit sich zeigte, Theilung der kaiserlichen Gewalt an. Allein er erhielt einen solchen Bescheid, welcher ihm nichts übrig ließ, als das letzte Mittel der Nothwehr zu versuchen.

Das Schicksal selbst rächte solchen Uebermuth. Der neue Monarch beging täglich so viele und grobe Irrthümer, daß gar bald der allgemeine Haß ihn verfolgte, welcher blos der Verachtung wich, die von den Gothen selbst allmählig ihm bezeigt wurde. Der afrikanische Feldzug war auf eigene Faust von Attalus unternommen worden, und mißlang. Bei Einschiffung der Truppen hatte er, unklug genug, großes Mißtrauen gegen die Gothen bezeigt. Auch später offenbarten sich Spuren von Zurücksetzung

und selbst von Treulosigkeit gegen dieselben seine Wohlthäter. So geschah denn durch solche verkehrte Maasregeln, daß Honorius Zeit fand, von seiner Angst sich zu erholen und Verstärkungen zu erhalten, mit denen er zum mindestens sich wieder in eine Achtung gebietende Stellung setzte. Alarich, um weder der eigenen Ueberzeugung von Attalus Untüchtigkeit, noch der öffentlichen Meinung, welche so äusserst stark sich gegen denselben ausgesprochen hatte, länger Gewalt anzuthun, erklärte auf der Ebene bei Rimini, wohin Gothen und Römer entboten worden, das Geschöpf seiner Macht für abgesetzt, und sandte den ihm ausgezogenen Purpur, als Unterpfand der Versöhnung und Freundschaft, dem Honorius zu. Den entthronten Monarchen aber, um ihn gegen alle Mißhandlungen des gemeinen und vornehmen Pöbels zu schützen, behielt er in seinem Gefolge.

Kaum hatte dem Hofe zu Ravenna wieder ein Strahl des Glücks geleuchtet, so kehrte auch schon die alte Unvernunft in seiner Politik zurück. Man reizte Alarich auf das Schwerste, durch Erhebung eines alten Nebenbuhlers und geschwornen Gegner seines Hauses, Sarus, welcher, treulos gegen seine Nation, seine Talente und Tapferkeit an die Römer verkauft hatte. Der, bei einem Ausfall von Ravenna über eine Abtheilung des Gothenheers errungene Vortheil verblendete zum ganzen thörichten Uebermuth der frühern Zeit. Oeffentlich ließ Honorius den Alarich, wie wenn er nie mehr etwas von ihm zu fürchten hätte, durch Sarus verhöhnen, als einen Fürsten, der sich für immer der Freundschaft und des Bündnisses mit dem Kaiser unwürdig gemacht habe. Der König schwor feierliche Rache.

Zum drittenmal denn also bewegte er sich mit Heeresmacht wider Rom, welches bei diesem erneuerten feindlichen Besuch an der Großmuth der beiden frühern verzweifelnd, seine Thore verschloß, und zum äussersten Widerstand sich rüstete. Aber mit dem Feind von außen hatte sich im Innern bereits der Verrath verbunden. Sklaven teutscher Abkunft, voll Sehnsucht nach baldiger Befreiung, öffneten beim mitter-

nächtlichen Sturm *) das Salarische Thor, und die Heermassen der Gothen erfüllten, wuth- und racheschnaubend, die Straßen der übermannten Stadt. Obgleich nun Alarich beim Einrücken in dieselbe den Seinigen vor Gesetz und Religion Achtung und gegen Wehrlose Schonung empfohlen, dagegen die Plünderung, zum Ersatze für viele Mühsale und Kränkungen, völlig zugelassen hatte, so begaben sich dennoch, was bei einem Anlaß dieser Art niemals verhindert werden mag, Gräuel jeder Art in Menge. Der Rausch des Sieges, einzelner Widerstand, das Rachegefühl befreiter Sklaven, und endlich der National- und Glaubenshaß reizten zu Mißhandlungen, Nothzucht und Mord gegen jedes Alter und Geschlecht. Die Kirchen jedoch schirmten. Und mitten in dem allgemeinen Trauerspiel wurden die geweihten Gefäße und Schätze, die den heiligen Aposteln Petrus und Paulus gehörten, in feierlichem Zuge von dem äussersten Ende des Quirinals nach dem andern äussersten des Vatikans von einer großen Anzahl Gothen in Sicherheit gebracht. Mit den Siegesliedern der Teutschen vermischten sich die Psalmen römischer Priester, und ein großer Theil des Volkes, den Anlaß der Rettung ergreifend, schloß dem Zuge sich an, und gelangte ebenfalls dadurch in sichere Freistätten. Diese religiöse Handlung milderte und endigte den Gräuel der Verwüstung. Die Religion und die Heiligen hatten, durch das Gefühl gemeinsamer Verwandtschaft im Christenbunde, einen glänzendern Sieg als selbst Alarich, erfochten. Nach sechs Tagen bereits zog der Letztere von Rom wieder ab, unermeßliche Beute und eine große Zahl von Gefangenen mit sich fortschleppend. Dieselben erlitten nun das gleiche Loos der Knechtschaft, welches sie kurz zuvor noch eine Menge von Sklaven germanischer Abkunft und aus verschiedenen Völkern der Erde hatten

*) Einige lassen den Sturm auch bei Tage geschehen. Der Künstler hat aus mehreren Gründen diese letztere Meinung, als der Darstellung günstiger, vorgezogen.

fühlen lassen. Das Jahr aber, in welchem Alarich durch das verzweiflungsvolle Rom seinen siegreichen Einzug hielt, war das fünfhundertste, seit König Teutobach, hoch über alle Gefangenen seines Volkes ragend, in Fesseln den Triumphwagen des Marius geziert hatte.

Der parteiische Fanatismus orthodoxer Geschichtschreiber hat die Ereignisse, welche auf die Erstürmung von Rom sich beziehen, mit geflissentlicher Uebertreibung entstellt, da er in den Gothen nur die verhaßten Arianer sah. In neuern Zeiten aber, wo teutsche Berichterstatter sich nicht schämen, die edelsten und großartigsten Gestalten ihres Volkes mit dem beliebten Namen der Barbaren, genau an die römischen Muster sich haltend, zu belegen, ist es längst zum Tone geworden, Ungerechtigkeiten und Gräuel, die das Kriegshandwerk seiner innersten Natur nach mit sich bringt, nur solchen Heroen nachzusehen, welche durch angebliche Fortschritte in der Kultur hiezu einen Freibrief erhalten zu haben glauben. In allen Kämpfen Alarichs, jene Erstürmung Roms miteingeschlossen, findet sich nicht die Hälfte jener Unthaten vor, welche durch Kreuzheere und Inquisitionssoldaten, durch die Truppen Karls V., Tilly's und Gustav Adolfs, durch jene Ludwigs XIV. und der großen Czarin, in teutschen wie in türkischen Ländern verübt worden sind. Für die Verwüstung von Washington hat vielleicht die ganze alte Geschichte nichts Aehnliches. Die grellste Parallele jedoch findet sich in den beiden Einnahmen von Rom selbst, welche im Jahr 410 durch Alarich und im Jahre 1527 durch den Connetable von Bourbon geschahen. Dort ein arianischer König, durch politische und religiöse Triebfedern mehr als gereizt zu blutiger Rache, und überdies an der Spitze der verschiedenartigsten, zum Theil noch in den Gräueln des Heidenthums befangener Völker stehend; hier ein katholischer Prinz, geborner Unterthan des allerchristlichsten Königs, sodann Feldherr des kräftigen Beschützers der angefochtenen Kirche und des bedrohten Papstthums, Anführer glaubenseifriger Spanier und Italiener; damals allgemeine Gährung barbarischer Völker, im Glaubensgebäude

noch lockerer Zusammenhang, ein Hof voll Ränke und Treulosigkeit; auf der andern Seite das Zeitalter der Wiederherstellung der Wissenschaften, der Humanität und der Geistesfreiheit, und der bekämpfte Feind die geheiligte Person des in dieser Eigenschaft anerkannten und vertheidigten Statthalters Christi; — gewiß diese Paralelle wird nicht zu Gunsten des katholischen Königs, nicht zum Vortheil der modernen Kriegskunst entscheiden. Doch wir verfolgen den ferneren Siegeslauf der gothischen Heldenfürsten bis zu dessen Ende.

Nach sechstägigem Aufenthalt in Rom trat Alarich, welchem jetzt, nach dem Gewinn der alten Hauptstadt der Welt ein noch größeres Ziel, als die bloße Beherrschung der Provinzen des Honorius, sein ursprünglicher Hauptzweck, vorleuchtete, und welcher aus längerem Verweilen in jenem Sitze der Ueppigkeit und Entnervung Gefahr für die Kriegszucht in seinem Heere befürchtete, längs der appischen Straße den Rückmarsch an. Er durchzog Süditalien, mit unwiderstehlicher Gewalt alles, was sich ihm entgegensetzte, niederwerfend. Kapua und Nola erlitten hartes Geschick. Die Herrschaft der Westgothen über Italien war entschieden, denn bis auf den Punkt von Ravenna, wo der feige Sohn des Theodosius sein Pflanzenleben noch fristen mochte, war die Macht des alten Kaiserthums gebrochen. Die Sieger ruhten aus nach heissem Streit. Aber das Beispiel Hannibals warnte Alarich, daß die Muße nicht in Müßiggang, der Genuß nicht in Weichlichkeit sich verkehrte. Er sah an der südlichsten Spitze Italiens das blühende Sicilien. Und von da aus schweifte sein Blick herüber nach Afrika. Beide Länder sollten ihm ebenfalls, wie einst den Cäsaren, gehorchen. Darum rüstete er eine Heerfahrt, welche aber durch die Gewalt eines fürchterlichen Sturmes zu Grunde gieng. Das Geschick Afrikas sollte sich durch einen andern Helden und durch ein anderes Volk erfüllen. Der Tod überraschte den König in seinem Winterlager bei Rhegium, noch in der Kraft der Jahre, und gab den Begebenheiten in Europa eine gänzlich veränderte Richtung. (410.)

Groß war die Trauer der Nation über einen Unfall, der die Früchte langer Anstrengung plötzlich zu zerstören drohte. Ein glanzvolles Leichenbegängniß verkündigte die Größe des Verlustes. Nicht auf gewöhnliche Weise sollte er bestattet werden, sondern, damit niemals die Gebeine des Helden entweihet würden, gruben sie bei Cosentina, im Bette des Barentinoflusses, welcher zu dem Ende abgeleitet worden, ihm ein Grab. Die Körper von erschlagenen Gefangenen, welche diese Arbeit besorgt hatten, und kostbare Schätze, nach dem alten Brauch der Väter, legten sie ihm bei, und sonach wurde der Fluß wieder zurückgeleitet. Niemand hat auch noch bis auf den heutigen Tag die Ueberreste des großen Königs der Westgothen entdeckt. Die Herrschaft über sein Volk und seine kühnen Plane erbte Athaulf; aber er führte sie nach andern Grundsätzen und nach anderer Richtung, vielleicht nach Alarichs eigenem letzten Willen, aus. Das Charakterbild Alarichs ist am treusten in seinen Thaten und Entwürfen selbst gezeichnet. Viel des Großartigsten von ihm hat die Zeit vertilgt, oder in Hintergrund gestellt. Aber auch so erscheint er unter gefürchteten Eroberern jener wechselvollen und lasterreichen Zeit in einem milden und ehrenvollen Lichte. Sein Zweck war nicht auf Zerstören, sondern auf Erringen und Gründen gerichtet.

Athaulf.*

Es war ein frommes Blut in ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuenmuth, und mild wie eine Maid.
Schenkendorf.

Nach Alarichs Tode fielen die Stimmen der verwaisten Gothen bei der vorgenommenen Königswahl einmüthig auf Athaulf, seinen Schwager, einen Anführer von erprobtem Kriegstalent, als Mensch liebenswürdig, und in seinem Wesen milder, als jener Ueberwinder Roms und Italiens, übrigens durch gleichen Adel des Geschlechtes, durch eine, wenn auch nicht große, doch einnehmende Körpergestalt und geistreiche Manieren, auf Gemüth und Sinne des Volkes einwirkend. Es scheint, daß er Alarichs politisches Vermächtniß anfänglich auf dem gleichen Wege zu erfüllen gesucht, den dieser bereits mit so glorreichem Erfolge eingeschlagen hatte. "Festvertrauend auf Tapferkeit und Sieg, — also gestand er gegen einen Bürger von Narbonne — hatte ich mir vorgesetzt, die Gestalt der Welt zu verändern, Rom's Namen zu vertilgen, und auf seinen Trümmern ein großes Reich der Gothen zu errichten, welches mir, gleich jenem

* Quellen: Jornandes. Zosimus. Olympiodorus. Orosius. Idatius. Prosper. Paulinus. Sidonius. Apollinaris, in den früher angeführten Werken sind die Hauptquellen. Unter neuern Bearbeitungen vergl. Mariana, Maskov, Gibbon, Schmidt, Luden.

Augustus, den unsterblichen Ruhm des Gründers einer neuen Monarchie gewonnen haben würde. Allein, mehrfache Erfahrungen haben mich überzeugt, daß zu Anordnung und Befestigung eines gut eingerichteten Staates, Gesetze unumgänglich nothwendig sind, und daß der Gothen trotzig-unlenkbarer Charakter durchaus sich nicht dazu eignet, das heilsame Joch der Gesetze und eines bürgerlichen Regimentes zu ertragen. Von der Stunde an erkohr ich mir einen andern Gegenstand des Ruhmes und Ehrgeizes. Jetzt noch ist es mein aufrichtiger Wunsch, daß die dankbare Nachwelt das Verdienst eines Fremdlings anerkennen werde, welcher das Schwert seiner Gothen nicht zu Zerstörung der Wohlfahrt des römischen Reiches, sondern zu dessen Wiederherstellung und Erhaltung verwendet hat.“ Es ist nicht anzunehmen, daß Hieronymus und Orosius, welchen diese Erklärung Athaulfs von dem Manne mitgetheilt worden, an welche sie gerichtet war, einem arianischen Fürsten den Ruhm so großen Edelmuths und bereits geläuterter politischer Kultur zugewendet haben würden, wenn derselbe nicht in der That ein solches System aufgestellt und verfolgt hätte. Auf jeden Fall geht aus allen vorhandenen Andeutungen hervor, daß Athaulf bald von fernern Eroberungsplanen gegen Sicilien und Afrika abließ, und mit Honorius unterhandelte. Wenig wahrscheinlich ist, daß er vor diesem Schritte wirklich noch einmal Rom besucht habe, wie der gothische Geschichtschreiber Jornandes behauptet. Der Hof von Ravenna horchte mit freudigem Erstaunen auf die Anträge des neuen Königs der Barbaren, von dem er so wenig als von Alarich sich Gutes versah. Gern opferte er deßhalb einige andere entferntere Provinzen auf, um Italien zu befreien, und Athaulf, in der Eigenschaft als kaiserlicher Feldherr, erhielt den angenehmen Auftrag, die Tyrannen und Verwüster von Gallien zu vernichten oder auszutreiben. Der dahin unternommene Feldzug hatte für das Schicksal von Spanien die entscheidendsten Folgen: auch dieses Land erhielt bald fremde Bewohner, teutsche Gesetze, und durch dieselben gesicherte bürgerliche Freiheit. Konstantinus, Konstans, Gerontius und Maximus hatten hinter-

einander die Herrschaft über Gallien sich angemaßt, und zum Theil selbst nach dem Kaiserdiademe die verwegene Hand ausgestreckt. Gerontius, der gewandteste jener Empörer, welcher Maximus den Namen, sich selbst aber die Gewalt vorbehielt, war Ursache des Einbruchs der Sueven, Alanen und Vandalen in Spanien (409). Konstans fiel in seine Gewalt, nachdem er über die Pyrenäen gezogen. Konstantinus aber ward in Arles belagert, bis er durch die Waffen des Pannoniers Konstantius mit Gerontius zugleich endlich seinem Schicksal erlag. Inzwischen war zu Mainz in dem Gallier Jovinus ein neuer Usurpator aufgestanden, welcher durch die Kriegsmacht der Alanen und Burgunder, und, nach Einigen, selbst durch fränkisch-allemannischen Beistand sich stärkte. Die Eindringlinge auf der Halbinsel aber, nach blutigem Kampfe wider die Eingebornen und unter sich selbst, hatten um diese Zeit eine Art Theilungsvertrag geschlossen. Also fand die Angelegenheiten im Westen Athaulf, bei seiner Ankunft in Gallien (412).

Sein erstes war, den treulosen Sarus, welcher dem Geschlechte der Balthen und der gothischen Nation im Allgemeinen schon so viele Unbilden zugefügt, gebührend zu züchtigen. Undank von Seite des Honorius hatte diesen ebenfalls zu einem Zuge nach Gallien vermocht, in der Hoffnung, daselbst auf irgend eine Weise für eigene Rechnung handeln zu können. Nach tapferer Gegenwehr erlag Sarus dem stärkern Arme seines Gegners. Kurze Zeit zuvor waren auch Jovinus und Maximus gefallen, da das frühere freundschaftliche Verhältniß mit den Gothen plötzlich aufgehört hatte. Zu Gunsten des Honorius griff Athaulf sowohl jenen erstern als dessen Bruder Sebastian im Jahr 413 an, übersandte das Haupt des letztern dem Kaiser, den Jovinus aber, welcher bei Valencey in seine Gewalt gerathen, an Dardanus, der alsbald ihn ebenfalls tödten ließ. Allein weil der Hof die gemachten Zusagen nunmehr zu erfüllen sich weigerte, so kündigte Athaulf die Freundschaft auf, und bemächtigte sich der Städte Narbonne, Toulouse und Bordeaux. Nur der Versuch auf Marseille scheiterte, durch die Besonnenheit des Grafen Bonifacius, welcher die Stadt mit ungemeiner Ausdauer und Treue dem Kaiser behauptete.

Die vorzüglichste Ursache des verzögerten Vergleichs war die Prinzessin Placidia, Schwester des Honorius, durch Schönheit, Anmuth und Tugend gleich ausgezeichnet, und seit der ersten Eroberung Roms in der Gothen Gewalt. Bereits mehrmals war dieselbe zurückbegehrt worden; allein Athaulf, welcher bei ihrem ersten Anblick heftige Liebe zu ihr gefaßt, wußte stets die kostbare Geissel durch Hindeutung auf unerfüllte Verträge und Verheissungen des Hofes noch zurückzuhalten. Der am meisten auf der Auslieferung bestand, war Konstantius, welcher um den Kaiser so große Verdienste sich erworben, und ein nicht minder eifriger Bewerber um den Besitz der reizenden Tochter des Theodosius, auftrat. Allein noch längere Zeit mußte er die ungestüme Sehnsucht des Herzens dämpfen, und einem Glücklichern vorerst den Gegenstand derselben überlassen. Athaulfs Wünschen, Placidia auf diplomatischem Wege zur Gemahlin zu erhalten, wurde von dem aufgeblasenen Ministerium von Ravenna mit Geringschätzung begegnet; allein desto willfähriger bezeigte sich die Gefangene selbst gegen ihn. Seine schöne Gestalt, sein trefflicher Sinn und sein eben so kühnes als edelmüthiges Wesen, das besonders auch durch die Art und Weise, wie er für ihre Behandlung während der Dauer ihrer Gefangenschaft sorgte, sich kund gegeben hatte, waren unwiderstehliche Brautwerber für ihn gewesen. Die Vermählung wurde daher, den Weigerungen des Honorius oder seiner für ihn regierenden Vormünder zum Trotz, beschlossen, und gieng noch im Anfang des Jahres 414 zu Forli, nach Andern zu Narbonne, im Hause des Ingenius, eines der angesehenern Bürger daselbst, mit ausserordentlicher Pracht vor sich. Placidia saß, auf römische Weise und wie eine Kaiserin geschmückt, auf einem etwas erhabnern Throne; ihr zur Seite Athaulf, ebenfalls wie ein Römer gekleidet. Unter den vielen Hochzeitgeschenken, womit der König seine Braut begabet, zeichneten besonders sich aus: fünfzig der schönsten Knaben, in seidenen Gewanden; jeder derselben hielt in beiden Händen ein Becken, angefüllt mit Gold und Edelsteinen von unschätzbarem Werth, Ueberreste der Gothenbeute von der Einnahme

und Plünderung Roms her. Zierliche Hochzeitgedichte, welche abgesungen wurden, belebten das Fest, und der ehemalige Kaiser der Römer, Attalus, bildete mit Phöbadius und Rufalius, zwei Meistern in der Tonkunst, den Anführer des Chors. Man deutete auf dieses glückliche Ereigniß die Worte des Propheten Daniels: „Die Tochter des Königs von Süden wird kommen zum Könige von Mitternacht, Frieden zu machen. Aber sie wird nicht weilen bei der Macht des Arms, dazu ihr Same auch nicht stehen bleiben.“ Heraklea an der Rhone (das nachmalige St. Gilles), ward der Sitz des neuen Herrscherpaars, und die durch die Trefflichkeit desselben entzückten Einwohner der Provinz verewigten sein Andenken durch ein lange Zeit noch in Ehren gehaltenes Denkmal mit folgender Inschrift:*) „Dem Flavius Athaulf, dem mächtigsten und gerechtesten König der Könige, dem Besieger der Sieger, dem unüberwindlichsten Verdränger vandalischer Barbarei; und der kaiserlichen Placidia, seiner Seele, ihren beiden allermildesten Beherrschern, und besten Fürsten, haben die Anatilier aus Narbonne und Arecomicum, wegen der Wahl Herakleas zum Sitze ihrer königlichen Majestät, dies Denkmal errichtet.“

Trotz des Umstandes, daß die Noth hier alle übrigen Rücksichten überwältigte, und Geschehenes nicht geändert werden mochte, und trotz der Versöhnungsversuche der Placidia, schien der Hof von Ravenna weder das neue verwandschaftliche Verhältniß besonders zu ehren, noch irgend ein bedeutender Schritt für aufrichtige Annäherung zu Stande gekommen zu seyn. Daher trat Athaulf von nun an sowohl gegen Honorius, den spröden Schwager, als gegen Konstantius, den eifersüchtigen Nebenbuhler, welchen Ehrgeiz und verschmähte Liebe zu doppeltem Hasse trieben, mit entschiedener Feindseligkeit auf. Durch Wiederbekleidung des Vorsängers Attalus mit dem schon einmal ausgezogenen Purpur gab er seine Verachtung gegen den Kaiser zu erkennen. Zu Vermehrung oder sicherer Begründung

*) Ihre Aechtheit wird jedoch von Vielen bezweifelt.

seiner Macht aber entschloß er sich, Gallien zu verlassen, und einen Heerzug nach Spanien zu unternehmen. Nicht sofast Besorgniß vor Konstantius, obgleich derselbe nicht unkräftig Athaulf in seinen Bewegungen einige Zeit hindurch im Schache hielt, war es, was zu diesem Schritt ihn trieb; wohl aber einerseits der bereits in Gallien einreissende Mangel, und das beständige Zusammenstoßen mit andern teutschen Völkern, welche für und für in römische Provinzen einbrachen; anderseits dagegen die lockende Aussicht auf leichte Eroberung und eben so leichte Behauptung Spaniens. Aller Wahrscheinlichkeit nach war auch durch Placidia bereits ein neuer Vergleich eingeleitet, und, für den Abzug aus Gallien, Athaulf von den Ministern des Honorius Spanien, das nun einmal doch verlorne, zum Besitze angeboten worden. Genug, Athaulf brach mit seiner gesammten Macht über die Pyrenäen, ward Meister eines großen Theils von Spanien, und würde ohne Zweifel die Eroberung des ganzen Landes vollendet haben, wenn nicht Meuchelmord im Innern seines Pallastes zu Barcellona seinem Heldenleben ein früheres Ziel gesetzt hätte. Nach einigen Berichten war es die Rache eines gereizten Mannes, nach andern die in solchen Dingen allzeit geschäftige Politik des römischen Hofes, was die Gräuelthat veranlaßte; zum mindesten ward von demselben diese Todeskunde als eine Siegesbothschaft empfangen, und durch rauschende Freudenfeste förmlich gefeiert (415). Singerich, ein Bruder des Sarus, des Mordes Urheber oder Werkzeug, verfolgte seine Rache auch am hinterlassenen Geschlechte des Königs mit ungesättigter Wuth. Die Kinder erster Ehe, welche dem Bischof Sigesar zum Unterrichte übergeben waren, wurden, sechs an der Zahl, demselben entrissen und grausam getödtet. Der Sohn, welchen Athaulf mit Placidia gezeugt, war vom Schicksal früher schon, zu unnennbarer Trauer der Beiden, entrissen worden. Ein hartes Loos traf nunmehr auch die trostlose Wittwe. Die Kaisertochter und Königin mußte, aus der Herrlichkeit und Fülle ihres Pallastes verstoßen, gleich einer Sklavin, zu Fuß dem Pferde des Mörders folgen. Doch genoß der Mörder nicht lange die

Frucht seiner blutigen That. Nach sieben Tagen der Gräuel und der Anarchie fiel auch er durch rächerischen Dolch, und Wallia ward auf den Thron Athaulfs erhoben. Derselbige erfüllte den letzten Wunsch des Königs, welchen dieser kurz vor seinem Hinscheid noch an den Tag gelegt, nämlich: Placidia möchte zurückgegeben und mit den Römern Friede geschlossen werden. Durch Beides erhielt die westgothische Monarchie in Spanien, jene erste große Erscheinung des beginnenden Mittelalters in gesetzgeberischer Beziehung, Gestalt und Festigkeit.

Dieterich I. *

Lasset uns von Helden Wunder sagen,
Recken, Kunige, hochgepreist in alten Sagen;
Riesen, Zwergen, Lindgewürm sie schlugen,
Weiche Feigheit keck verjugen.

Nach Alarich und Athaulf sind keine größern Helden unter teutschen Völkern auferstanden, als Dieterich I., der Westgothen König, glorreicher Kämpfer wider Attila, und Odoaker, der erste Gründer eines durch Gesetze gesicherten Germanenreiches in Italien. Viel der Kriegsgräuel und Verwüstungen sah das dreimal unglückselige, aller frühern Herrlichkeit so ganz entkleidete, von aller alten Tugend verlassene und weder Christo noch den Göttern getreue Land, in furchtbar schnellen Wechseln vorübergehen, bis durch Odoaker und dessen Besieger, Dieterich, die ersten Keime einer neuen, eigenthümlichen Kultur gesäet werden konnten. Des Zusammenhanges wegen gehe der Kunde von dem thatenreichen Leben dieser Helden eine kurze Uebersicht der großen welthistorischen Ereignisse voran.

Burgunder und Franken hatten die steigende Noth der Römer sich zu Nutzen gemacht, und waren in das so reiche, als schlecht beschützte Gallien, ihrer Tapferkeit und Habsucht ein nahes und lockendes Ziel, eingebrochen; um dieselbe Zeit beinahe, als Konstantius im Süden des Landes wider die

---

*) Quellen: Jornandes. Idatius. Prosper. Salvianus (de Gubernat. Dei. VII.) Sidon. Apollinar. Panegyr. in Avitum.

Gothen stritt. Erstere brachten bereits Anfänge des Christenthums und einiger Kultur, letztere ungebändigten Freiheitssinn und die ganze alte Treulosigkeit ihres Stammes mit. Auf dem Throne des Honorius saß der Knabe Valentinianus, Sohn der Placidia und des Konstantius, welchem jene, als Wittwe Athaulfs, endlich doch noch geworden war. Aber die Kaiserin hatte ihr Herz den Barbaren zugewendet; im ganzen Reiche stand nur ein Römer, obgleich von väterlicher Seite selbst barbarischer Herkunft, mit den Gedanken und dem Muthe der alten Zeit: der allgewaltige Minister Aetius. Das ganze übrige Geschlecht ist kaum einer Geschichte werth.

Die Rache für so viele Sünden und Unwürdigkeiten der Herrscher und Völker des Römerreiches, welche Alarich und Andere nur halb genommen, erfüllete sich durch die Geisel Gottes, Attila, welcher an der Spitze der Hunnen und einer Unzahl verbündeter oder besiegter Nationen, wie eine Sündfluth über die noch stehenden sich ergoß und ihre Könige darniederwarf. Wie bei Aquä Sextiä durch Marius, also ward durch den Römer Aetius und durch den Westgothen Dieterich auf den katalaunischen Ebenen neuerdings für Bildung, Christenthum und Freiheit der Völker gestritten.

Nachdem Wallia gestorben, und die westgothische Monarchie auf der pyrenäischen Halbinsel durch glückliche Kämpfe wider andere teutsche Völker und durch eine energisch-gesetzliche Ordnung befestigt war, kam Dieterich I. zur Herrschaft. Derselbe vereinigte Kriegsruhm und Fürstenweisheit während einer mehr als dreißigjährigen Regierung auf das wohlthätigste; und während er nach Außen die Macht seines Reiches bestmöglichst zu erweitern bemüht war, hielt er im Innern desselben wildbrausende Leidenschaften im Zaume, und brach den ungestümsten Trotz der Widerstrebenden, oder leitete klug genug die Bewegung gerade durch jene kriegerischen Unternehmungen ab. Unter verschiedenen Vorwänden wurde mit den Römern gebrochen.

Es gelüstete Dieterich nach dem Besitze des blühenden Arles, dem Mittelpunkte des damals noch bestehenden Handels; doch rettete Aetius, welcher an der Spitze bedeutender Heermacht zum Entsatze herangeeilt war, für dermal die Stadt. (425.) Gleichwohl mußte der römische Feldherr dem Könige eine bedeutende Summe für Beendigung des Feldzuges entrichten; einige Unruhen in Spanien, veranlaßt durch Gegenbewegungen überwundener Feinde, zumal der Vandalen, richteten Dieterichs Thätigkeit dahin zurück. Im Interesse der Römer kämpfte er wider den gemeinsamen Gegner. (427.) Bald jedoch hörte das friedliche Vernehmen wieder auf; es scheint, daß von beiden Theilen immerdar Anlässe genug zum Streit gegeben wurden; in der Politik von Ravenna war auch niemals einige Aufrichtigkeit; nur durch den Machiavellismus, mit welchem Aetius die Kräfte der Barbaren zu theilen oder wider sich selbst zu kehren wußte, konnte der rettungslos versinkende Thron noch einige Frist wider völligen Umsturz sich versprechen. In kurzer Zeit sah man die Gothen Narbonne umlagern, während von einer andern Seite so eben die Burgunder unwiderstehlich auf die belgischen Provinzen sich geworfen hatten. Aber die Standhaftigkeit des Aetius vereitelte alle Anstrengungen und ermüdete die ungestümste Tapferkeit. Die Gothen wurden völlig geschlagen und der Rest floh ins Gebirge. Bald jedoch war die Unbesonnenheit des Unterfeldherrn Litorius Ursache, daß der Sieg sich auf Seite der Feinde wendete, welche jene Niederlage und die darauf erfolgte fernere Bedrängniß nicht entmannt, sondern mit dem Muthe der Verzweiflung erfüllt hatten.

Litorius, im übermüthigen Wahne, mit einem zweiten Hauptstreiche das Reich der Gothen zu zertrümmern, und durch abergläubisches Vertrauen auf die Zusicherungen heidnischer Zeichendeuter darin bestärkt, erschien mit einer Truppenmacht, welche zum Theil aus Römern und Italienern, zum Theil aber aus Hunnen bestand, plötzlich vor Toulouse, seit Wallia's Regierung Hauptstadt des gothischen Spaniens. Dieterich

bot, durch das Organ mehrerer Bischöfe, Frieden an; aber Litorius verwarf ihn mit Hohn. Auf dieses rüstete sich der König zum Streit auf Tod und Leben. Und während er als Feldherr nichts versäumte, was dem Krieger Muth, und den Vertheidigungsmaaßregeln Nachdruck geben konnte, empfieng er als Mensch und Christ demüthigen Sinnes die ganze höhere Weihe des Glaubens, welche zu glorreichem Sieg oder eben so glänzendem Opfertode zu begeistern pflegt. Er erschien in schlechtem Gewande und mit Asche bestreut, und seine Thätigkeit theilte sich zwischen Kriegsrath und Gebet. Sein Beispiel wirkte mächtig auf das gemeine Volk. Das Lager der Römer ward mit Sturm genommen, und der Tag schloß, nach blutiger Gegenwehr von Seite der Ueberraschten, mit deren gänzlicher Niederlage. Triumphierend zogen die Gothen mit dem gefangenen Feldherrn in die Mauern der angstbefreiten Stadt. Alles Land bis an die Rhone stand jetzt den Siegern offen, und die Bereitwilligkeit der Einwohner, welche die Mannszucht und Gesetzlichkeit der Gothen der Zügellosigkeit römischen Kriegsvolkes vorzogen, schien fernere Eroberungen bedeutend zu erleichtern.

Allein trotz jener wichtigen Waffenthat, erschien die Streitmacht des Aetius, welcher an der Rhone kampfbegierig gelagert stand, immer noch furchtbar genug, um ernsthafte Besorgnisse einzuflößen, oder doch zum mindesten vor aller unzeitigen Siegesruhe König Dieterich zu warnen. Er zog darum, bald nach dem Entsatze von Toulouse, wider die Römer an. Beide Heere begegneten sich; aber wechselseitige Ueberzeugung von der Stärke je des Andern bestimmte beide Feldherren zu einem Vergleich. Das meiste Verdienst dabei hatte wohl der prätorische Präfekt von Gallien, Avitus, dessen Stimme bei Dieterich vieles vermochte. Der Vertrag wurde von beiden Parteien redlich gehalten. (419 — 451.) Bald rief eine Unthat der scheußlichsten Art das zerrissene Vaterherz Dieterichs zu strenger Rache nach einem andern Schauplatz.

In Afrika hatte der so kühne und unternehmende, als grausame und

fanatische Genserich, König der Vandalen, unterstützt durch Bonifacius, den treulosen Feldherrn der Römer, von Spanien aus, sich dieser Provinz bemächtigt, und ein neues, mächtiges Reich gegründet, welchem blos mehr religiöse Duldung und gesetzlicheres Regiment fehlte, um zu ungewöhnlicher Größe und Dauer zu gelangen. Dem ältesten Sohne war eine der beiden Töchter Dieterichs anvermählt. Allein der finstere Argwohn des Despoten verblendete denselben zu dem Glauben, daß die Schnur geheime Pläne entworfen, ihn durch Gift aus der Welt zu schaffen. Er ließ sie daher auf das schimpflichste verstümmeln, und sandte die Unglückliche dem Vater zurück. Alles Volk gerieth in heftige Bewegung: Dieterich schwur furchtbare Wiedervergeltung: Aetius verhieß seinen Beistand. Der Untergang schien dem gekrönten Mörder nahe. Aber er deckte sich durch eine Macht, welche wetterleuchtend und verwüstend und mit allen Schrecken der Hölle über den Welttheil zog, und für viele Geschlechter die blutigen Spuren ihres Daseyns zurück ließ. Er waffnete wider Rom und Dieterich die Hunnen.

Schon hatte am Niederrhein der Franke Klodion sich ausgebreitet und alle Angriffe seiner Gegner sieghaft abgeschlagen. Die Brautwerbung um die Prinzessin Honoria, Schwester des Kaisers Valentinian, welche sich selbst angetragen, und der Streit der Söhne jenes Königs um die Herrschaft, verschaffte Attila, welcher abschlägige Antwort erhalten hatte, einen Vorwand, in Gallien einzubrechen. (450.) Die Erklärung zu Gunsten des ältern Bruders und das mit demselben geschlossene Bündniß erleichterte ihm den Rheinübergang. Es ist hier nicht der Ort, Charakter, Thaten und Plane jenes wunderbaren Mannes des Schwerts ausführlich zu schildern, welche der Feinde Haß, der Ueberwundenen Furcht und der Zeiten Dunkelheit durchaus in wesentlichen Punkten entstellt haben. Nur die allgemeinen Verhältnisse, durch welche teutsche Helden mit ihm in Berührung kamen, können hier kurz angedeutet werden. Gräßlich wurde das zitternde Land von ihm mitgenommen; weder göttliches noch mensch-

liches Recht fürder geachtet. Wenige Orte leisteten Widerstand, oder waren glücklich in demselben. Nur Orleans hielt die Macht des Feindes auf. Aber auch dieses sah seinem baldigen Fall entgegen. Der Priester standhafter Glaubensmuth allein stützte noch die sinkende Kraft. Die Vorstädte wimmelten bereits von Hunnenschwärmen; noch lag das Volk auf den Knieen. Da entdeckte man endlich, als der Jammer die höchste Stufe erreicht, fern von den Wällen herab, am Horizont ein kleines Wölkchen. „Gottes Hülfe naht!“ — rief Bischof Anianus, der treue Hirt seiner Heerde in jenen trübsalvollen Tagen, mit verklärtem Antlitz aus; und alles Volk wiederholte gläubig und neu gestärkt den Ruf: „Sie naht, die Gotteshülfe.“ Und in der That erglänzten bald die reich geschmückten Fahnen der Gothen und Römer in der Luft, und die Geschwader Dieterichs und Aetius strengten sich aus allen Kräften zu schleuniger Rettung an.

Die gemeinsame Gefahr, welche beiden Reichen durch den immer furchtbarern Eroberer drohete, hatte alle übrigen Rücksichten verschwinden gemacht, und ein enges Bündniß zwischen dem römischen Westen und dem Könige der Gothen bewirkt. Vergebens trachtete Attila, dessen Blick so schlau, als sein Arm kräftig war, dasselbe zu vereiteln, und den einen von Beiden für sich zu gewinnen, oder zum mindesten sie unter sich selbst zu entzweien. Wäre solches ihm gelungen, so würde die Weltherrschaft, nach der er strebte, sicherlich ihm zugefallen seyn. Seine Gesandten, welche vor Valentinianus kamen, versicherten listig: nicht mit den Römern, nur mit Dieterich dem Westgothen, führe der König Streit; und eben so wiederum erinnerte Attila diesen Letztern in einem äußerst schmeichlerischen Sendbrief an die alte Feindschaft mit Rom und an die frühern Schlachten. Von Beiden gieng aber keiner in die Falle, und am Hofe zu Toulouse vernahm man mit Beifall nachstehende Botschaft des Kaisers, welche der kluge und wohlberedete Senator Avitus übernommen hatte. „Eurer Weisheit ziemt, o tapferstes der Völker, mit uns gegen den Tyrannen zu ziehen, welcher der Welt allgemeine Knechtschaft drohet, welcher zu Kriegen nicht einmal Ursa-

chen für nöthig, sondern alles, was er thut, für erlaubt hält. Mit dem Arme mißt er seinen Kreis, mit Trotz ersättigt er den Uebermuth. Voll Verachtung gegen Recht und Billigkeit, zeigt er sich als geschwornen Feind alles Bestehenden. Wer aber als allgemeinen Feind sich beweiset, der verdient auch allgemeinen Haß. Erwägt dies alles, und wir sind überzeugt, daß ihr es nicht unbeachtet lassen könnt. Alles Unglück ist von den Hunnen ausgegangen; doch wo er mit Nachdruck handelt, da betreibt er sein Verlangen mit Hinterlist. Und solchen Uebermuth könntet ihr ungerächt erdulden? Ihr seyd so stark in Waffen; auf darum, folgt euerm eigenen Schmerz und schließet euch uns an, zur Vertheidigung der gemeinsamen Sache. Ihr besitzt einen Theil des Reichs; darum müßt ihr auch dem Reiche Schutz gewähren. Wie viel unsere Bundesgenossenschaft selbst aber werth sey, darum befragt die Feinde!"

Der greise Dieterich erwiederte mit kurzen Worten also: "Wir gewähren euch euern Wunsch. Attila ist auch unser Feind. Mag er jedoch immer hin aufgebläht seyn durch Siege über stolze Völker: Gothen verstehen auch mit Stolzen den Kampf."

Nachdem durch diese Erklärung, welche von seinem Volke mit unbeschreiblichem Jubel vernommen wurde, der König sein bisheriges System den Feind im eigenen Lande vorerst zu erwarten und das übrige Gallien inzwischen seinem Schicksale preis zu geben, gänzlich geändert hatte, ließen auch viele andere, bisher zwischen Rom und Attila unparteisame Nationen zur Theilnahme am Streit wider den Letztern sich bewegen; so die Armoriker, Laeten, Breonen, Sachsen, Burgunder, Sarmaten, Alanen und die salischen Franken unter Merováus. Durch Avitus Zudringlichkeit war der Entsatz von Orleans beschleunigt worden. Dieß Ereigniß mehrte Hoffnung und Muth der Verbündeten.

Attila, an der Spitze von 500,000 — nach Andern gar von 700,000 Mann — erwartete, nachdem er seinen Entschluß aufgegeben, über die Loire vorzudringen, in den sogenannten Katalaunischen

Ebenen, oder dem heutigen Chalons sur Marne, der Gothen und Römer vereinigte Macht. Den Oberbefehl führten in Person Aetius und Dieterich, trotz seines hohen Alters. Unter diesem standen auch die beiden tapfern Söhne, Thorismund und Dieterich, als Anführer beträchtlicher Heerabtheilungen. Eine Ahnung des Ausgangs und der Flucht des ihm bisher so getreuen Glückes befiel den Weltverwüster, ehe die Schlacht noch begonnen. Die Eingeweide der Opferthiere verkündeten ihm Unglück, jedoch zugleich als Trost auch den Fall des Hauptanführers der Feinde.

Um die neunte Stunde des Tages stießen beide Heere auf einander; bisher hatte blos ein Hügel sie getrennt. Auf dem rechten Flügel befehligte Dieterich, auf dem linken Aetius. Zwischen beiden stand, weil Argwohn gegen ihn herrschte, scharf beobachtet, König Sangibau mit den Alanen. Bei der feindlichen Armee dagegen ward den Ostgothen unter Walamir, Dietmar und Widemir der linke, den Gepiden aber unter Ardarich der rechte Flügel anvertraut. Die übrigen Völker waren auf die beiden Flügel vertheilt. Im Mittelpunkte selbst führte Attila, vor allen Heeresfürsten kenntlich und furchtbar, an.

Thorismund und Aetius eröffneten die Schlacht durch Besetzung der Gipfel des Hügels. Attila, welcher dies zu hindern oder die Feinde von dem wichtigen Posten wieder zu vertreiben suchte, ward zurückgeschlagen. Unruhe kam dadurch in das Hunnenheer. Aber der Tod verachtende Trotz des Eroberers verscheuchte sie bald wieder. Er bezeichnete mit kurzen aber scharfen und begeisternden Worten die Hauptblösen des Feindes, die einzunehmenden Stellungen und die wichtigsten Angriffe der Schlacht. „Sie war — nach Kassiodor — gräßlich, wechselvoll, hartnäckig und blutig, ohne Beispiel in gegenwärtiger und vergangener Zeit.“ Der Fluß, der durch die Wahlstatt lief, schwoll zum blutigen Strome an, und wälzte einen Theil der Leichen mit sich fort. Ueber 162,000 Menschen, ja nach andern wohl übertreibenden Berichten, über die Hälfte mehr, lagen auf

beiden Seiten erschlagen. Unter ihnen Dieterich selbst, der ritterliche König. Aber durch seinen Heldentod wurde, wie in uralter Zeit durch den selbstaufopfernden Kodrus, der Sieg entschieden.

Mit feurigem Zuruf war er durch die Reihen seiner Krieger geritten, mit seinem Schwerte brach er allenthalben sich Bahn; da stürzte sein Roß, und warf ihn; und er ward im Gewühl von den Seinigen selbst zertreten. Dieselben, so eben im Gedränge von Seite der Ostgothen, ihrer treulosen Stammbrüder, und von den Alanen, welche gleich im Anfang der Schlacht die Flucht ergriffen hatten, verrathen, stürzten sich, als die schreckbare Kunde überall schnell hingedrungen war, mit unbeschreiblicher Wuth auf Attila, um den Erschlagenen zu rächen. An ihrer Spitze stand Thorismund, welcher alsobald den Oberbefehl übernommen hatte. Die Hunnen wichen hier und ihr König verschanzte sich in seiner Wagenburg, entschlossen, auf derselben sich eher selbst zu verbrennen, als in der Feinde Hand zu fallen. Doch man ließ ihm hier Ruhe, da der erfochtene Sieg die Einheit der Operationen zerstört hatte. Thorismund, welcher nach dem angestellten Gewürge wiederum auf seinen Berggipfel sich gezogen und denselben fortwährend besetzt gehalten hatte, wagte zwar endlich, noch in dunkler Nacht, einen Angriff auf die Wagenburg; aber eine schwere Kopfwunde nöthigte ihn zum Rückzug. Aetius selbst wäre, von den Seinigen getrennt, beinahe durch die Hunnen gefangen worden, und er erreichte, unkundig alles Vorgefallenen, erst bei Tagesanbruch das Gothenlager.

Am folgenden Morgen, als man das gräßliche Werk der Nacht nunmehr überblickt hatte, wurde die Leiche Dieterichs, nach altem Gebrauche, auf das feierlichste bestattet. Unter einem Hügel von Feinden und Freunden, bedeckt mit rühmlichen Wunden, war sie hervorgezogen worden. Die Thränen der Westgothen flossen reichlich dem so geliebten als verehrten Könige nach; doch mischte sich in den Trauergesang von Zeit zu Zeit auch lautes Siegsgeschrei. Im Angesicht der Feinde gieng die Leichenfeier vor sich. (451.) Thorismund, welchem man, nach seinem Vater, den meisten

Antheil am Siege zuschrieb, ward einmüthig zum Könige gewählt, und seine erste Handlung war der Schwur blutiger und vollständiger Rache. Attila sollte mit Macht in seiner Wagenburg umlagert und entweder vernichtet oder zu schimpflichem Frieden gezwungen werden. Aetius jedoch, welcher nicht allein die Hunnen, sondern auch die Westgothen, seine Bundesgenossen, selber fürchtete, wußte Thorismund, durch Schilderung der ihm, von Seite seiner Brüder drohenden Gefahren, zu schneller Rückkehr nach Toulouse zu bewegen. Attila bewerkstelligte darauf ebenfalls, unter den schrecklichsten Verwüstungen, seinen Rückzug, und entschädigte sich für den in Gallien verlornen Kriegsruhm durch einen Einbruch in Italien (452,) wohin die buhlerische Stimme der Honoria unaufhörlich ihn lockte, und wo er neuerdings seinem Vertilgungshange so lang sich überließ, bis Bischof Leo's ehrwürdige Gestalt seinen Grimm versöhnte, und die wilden Leidenschaften der Trunksucht und Wollust mitten im Genuß seiner Siege, zum Frohlocken der gebildeten Welt, der zitternden Throne wie der mißhandelten Nationen, ihn dahin rafften. (453.)

Lange aber blieb das Andenken Dieterichs den Westgothen und vielen teutschen Völkern heilig, den Römern achtbar, den Feinden selbst ehrwürdig. Er war bei weitem der edelste Fürst jener Periode und auch den folgenden Beispiel und Muster. Sechs Söhne und zwei Töchter hatte er gezeugt; erstere sämmtlich von seinem Heldengeist, wenn auch nicht stets von seinem Gefühl für Recht, durchdrungen, und kundig in allen edlern Künsten, welche Gallien damals aufwies. Besonders aber lernte Dieterich, nachmals der zweite unter den westgothischen Königen dieses Namens, die hohen Vorzüge der Bildung vor roher Tapferkeit schätzen. Die Kenntniß römischer Rechte und Virgils unsterbliche Gesänge waren ihm nicht fremd. Er verdankte dieß der Fürsorge des Vaters, welcher ihm Avitus zum Lehrer gegeben. Aber uns ruft nunmehr eine neue große Gestalt nach dem Lande zurück, welches von seinen, durch Attila empfangenen Wunden nur langsam genas, und abwechselnd eine Beute innerer Parteiung und barbarischer Herrscher wurde.

Odoaker.*

. . . Man bedurfte seiner,
Die ungestüme Presserin, die Noth,
Der nicht mit hohlen Namen, Figuranten
Gedient ist, die die That will, nicht das Zeichen,
Den Größten immer aufsucht und den Besten,
Ihn an das Ruder stellt, und müßte sie ihn
Aufgreifen aus dem Pöbel selbst, — die setzte ihn
In dieses Amt, und schrieb ihm die Bestallung.

Fr. Schiller.

Während Marcianus, der Kaiser von Ost-Rom, durch kluge Stellung zu den sieghaften Germanenvölkern, die Ruhe seines Reiches sicherte, bereitete dem westlichen Theil der ruhm- und charakterlose Valentinian neues, schweres Unheil. Die festeste Säule des Staates, der Retter bei Chalons, Aetius, sank, meuchlerisch gemordet, als Opfer der Eifersucht seines Beherrschers. Alle noch besser gesinnten Römer erschracken der unglückseligen That, durch welche Valentinianus „mit der linken Hand die Rechte sich abgehauen;“ die Teutschen trauerten ob dem Falle des heldenmüthigen Bundesgenossen; die, seit Placidia's Tagen einflußreiche Barbarenpartei

---

*) Quellen: Cassiodorus. Ennodius. Eugippius (vita St. Severini). Anonymus Valesii. Marcellinus. Jornandes. Victor Vitensis. Sidonius. Apollinaris. Procopius. Neuere Bearbeitungen: Sigonius, (de regno Italiae.) Mascov. Gibbon. Manso (Geschichte des ostgothischen Reiches).

am Hofe und in den Städten aber knirschte, und die Verachtung des feigen Tyrannen offenbarte sich allgemein. Endlich setzte Valentinian seiner Verkehrtheit die Krone auf durch Entführung der Eudoxia. Er fiel durch Maximus, den beleidigten Gemahl. (455). Aber auch dieser genoß nicht lange die Frucht seines Verbrechens. Nach drei Monden schon landete, gerufen von der rachedürstenden Kaiserin, der Vandale Genserich mit einer zahlreichen Flotte, in der Tibermündung. Der Tyrann ward getödtet im Aufruhr, und Rom geplündert. Avitus bestieg den blutbespritzten Thron; die Freundschaft mit Dieterich II., welcher nach Thorismunds gewaltsamem Tode zur Herrschaft gelangt war, stützte denselben. Dagegen ließ Avitus anderseits es geschehen, daß Dieterich in Spanien den Rest der Suevischen Herrschaft zernichtete. Aber schon im folgenden Jahr (456) erlag auch Avitus den mächtigern Waffen des Empörers Ricimer, welcher, zufrieden mit dem Posten eines allgewaltigen Ministers, Majorianus mit den Purpur bekleiden ließ. Im Geist der Antonine und Trajane kündigte der durch That wie durch Gesinnung ausgezeichnetste Römer seine Regierung an. Ruhm folgte auch seinen Waffen. Ein großer Theil germanisch-scythischer Nationen strömte unter seine Fahnen. Dieterich II. wich vor ihm und wurde sein Freund. Das Ansehen Roms stieg wieder in Italien, Gallien und jenseits der Pyrenäen. Der ungestüme Muth des Herzens trieb ihn jetzt mit sicherer Siegeshoffnung nach Afrika, um auch die Vandalen zu züchtigen und die Wiedereroberung dieser Provinz zu versuchen. Allein der Verlust seiner Flotte bestimmte ihn zu einem Vergleich. Dieses Unglück führte für Majorian das Verderben herbei. Er starb bald nach seiner Entsetzung (461) und Ricimer herrschte fortan unter dem Namen Severus. Von den übrigen Zwingherren, welche, meist im Aufruhr dazu gelangt, bis auf Momylius Augustulus die römische Kaiserwürde, oder vielmehr die Würde des Königreichs Italien hinter einander geschändet, führen wir blos die Namen Anthemius, Olybrius, Glycerius und Nepos an. Die Vandalen spielten bei allen

innern Umwälzungen eine Hauptrolle. Während dieser Zeit verfolgten Dieterich II. und Eurich der Gesetzgeber, in Gallien und Spanien ihre kühnen Zwecke. Der Patricier Orestes, Anführer der barbarischen Hülfsvölker, gab Rom den letzten Schattenkönig, in der Person seines schwachsinnigen Sohnes, und der Zustand allgemeiner innerer Auflösung, ein Zustand zwischen Tod und Leben, währete noch eine Weile, bis der kräftige Odoaker dem langen Possenspiel, das mit der Majestät getrieben worden, ein Ende machte. (475). Von da an bis zu den Tagen Karls des Großen herrschte kein römischer Kaiser mehr im Abendland, sondern eine Reihe neuer Dynastien, gestiftet von teutschen Heldenfürsten, bildete sich, in einer Art von christlich-germanischem Staatensysteme, wiewohl ohne förmlich ausgesprochene Grundsätze und ohne förmlich geschlossene Verträge. Es fand dieses System seinen Schwerpunkt in den Ostgothen Dieterich, wiewohl nur für kurze Zeit. Das Schwert des Franken Klodewig zerstörte es wieder und erst durch Karls M. Arm und überlegenes Genie kam in die ungefügen und verworrenen Verhältnisse der germanischen Völker Einheit, Dauer und Charakter. Unter jenen Heldenfürsten erscheine zuvörderst Odoaker.

Die Nothwendigkeit, in welche die entarteten, kraft- und marklosen Römer, oder vielmehr die Leute, welche diesen Namen entweihten, sich versetzt hatten, durch fremde Miethkrieger ihre Angelegenheiten verfechten zu lassen, hatte sie gänzlich abhängig von denselben und den verschiedenen teutschen Kriegshäuptern gemacht. Mit vollem Rechte sprachen diese Letztern daher, da sie ohnehin nur selten richtige Bezahlung für die geleisteten Dienste erhielten, einen Drittheil des gesammten liegenden Eigenthums an, welches blos durch ihre Tapferkeit vor den immer sich erneuernden Anmaaßungen ihrer Stammverwandten und anderer barbarischen Völker bewahrt worden. Dieser Anspruch aber gab Gelegenheit zum Bruche zwischen den Gästen und den Eingebornen.

Orestes, welcher den Kaiser Julius Nepos zur Flucht nach Dalmatien

getrieben und im Namen seines Sohnes Romulus (Momylus) Augustulus die Regierung eine Zeit lang geführt hatte, gab der Gesandtschaft, welche aus Auftrag der fremden Krieger obiges Begehren stellte, und an deren Spitze Odoaker sich befand, zur Unzeit abschlägige Antwort. Sie wurden dadurch aufs äußerste erbittert. Da bemächtigte sich dieser Stimmung Odoaker, oder wurde, — da nach Ennodius Meinung der Teufel hier sein Spiel trieb — dazu aufgefodert. Er beschloß mit Gewalt zu nehmen, was auf gütlichem Wege verweigert worden, und zugleich den morschen Thron einer Dynastie umzustürzen, die gleichfalls nur Gewalt als Rechtstitel aufweisen konnte. Wunderbare Dinge werden von dem Ursprunge und den Anfängen jenes kühnen Mannes erzählt, welcher mit leichter Anstrengung das seinen Kriegern gegebene Versprechen löste. Mit Unrecht hat man ihn zum Hunnen, und zum Sohne eines gewissen Edico gemacht, wegen dem zufälligen Zusammentreffen dieses Namens mit einem Gesandten Attila's. Der Edica des Jornandes, welcher als Fürst der Sciren, nach dem Sturz des Hunnenreiches aufgeführt wird, und der Edicon des Priscus, welcher als ein vorzüglicher Krieger und als Gefährte des Orestes unter Attila's Fahnen erscheint, kommt mit dem Odovaker, Sohn des Aedicus, der an der Scyren Spitze nach Italien zog, wenn auch nicht ganz im Namen, doch in der Hauptsache ziemlich überein; es verwirrt aber uns Jornandes wiederum sehr, indem er an einer Stelle seines Geschichtwerkes Odovaker, König der Turcilinger, in Verbindung mit Scyren, Herulern und den Hülfstruppen mehrerer anderen teutscher Völker, Italien erobern, und an einer andern den Rugier Odovaker schlechtweg, mit Turcilingern, Scyren und Herulern in die Halbinsel eindringen läßt. Diesen allen entgegen führen Prokopius, Kassiodorus und Marcellinus, Odovaker als Empörer gegen die Macht des Orestes und seines Sohnes, und nicht als einen von Außen erst gekommenen feindlichen König an. Das Allermerkwürdigste aber über diese noch etwas dunkle Erscheinung findet sich bei Eugyppius, im

Leben des heiligen Severin, vor. Nach ihm kam in Gesellschaft einiger Barbaren, die gen Italien reiseten, ein Jüngling, Odovaker mit Namen, zu St. Severin, um dessen Segen zu empfangen. Schlank und ungemein groß von Körperbau, bückte er sich bei dem Eingang in die Hütte des frommen Mannes, um nicht anzustoßen. Letzterer weissagte, künftige Zeiten durchschauend, die demselben bevorstehende Größe, und rief beim Abschied ihm zu: „Zieh hin nach Italien, jetzt zwar nur noch mit einem gemeinen Pelz bekleidet; bald aber wirst du Vielen das Größte verleihen!“ — Die widerstreitenden Andeutungen und Berichte lassen sich vielleicht nun durch eine Mittelmeinung vereinigen; nemlich, daß Odoaker, Rugier oder Heruler von Geburt, und vorerst gemeiner Krieger, oder untergeordneter Anführer, nach Italien, mit einem einzelnen Haufen Söldner, wie damals häufig geschah, zu der aus Truppen verschiedener Nationen bestehenden Hausmacht des Kaisers gestoßen sey, nachdem er vielleicht früher schon unter Attila gedient; und daß in der Folge seine vortheilhafte Gestalt, ungewöhnliche Tapferkeit und hervorstechenden Talente ihm einen höhern Posten und die Stelle eines Oberanführers verschafft; ja daß endlich die Gesammtheit der fremden Söldner ihn, wie früher und später Gothen und Franken die Alarich, Athaulf und Klodewig, zu ihrem König ausgerufen habe, welcher sohin in nationellen Verhältnissen die höchste Gewalt bekleidete, ohne darum als besoldeter Bundesgenosse des Kaisers der Unterwürfigkeit gegen denselben ledig gewesen zu seyn. Wir finden ihn auch, beinahe im gleichen Rang, wie weiland Alarich unter Honorius, bei Prokop, als Doryphoros d. h. Protektor oder Oberanführer der kaiserlichen Haustruppen, und als solcher führte er die Sache seiner Völker, und kündigte Orestes und dem Schattenkönig den Gehorsam auf.

Wie dem sey, der Krieg wurde erklärt. Odoaker, welcher in dem Benehmen des Orestes gegen Nepos Rechtfertigung genug für seinen Schritt, in der Erhebung des untüchtigen Augustulus vielleicht eine ihm selbst, dem mit letztern ebenbürtigen Anführer, widerfahrne Zurücksetzung,

und den Thron somit für usurpirt und erledigt sah, wandte sich mit Macht gegen Orestes. Derselbe, anfänglich zu tapferm Widerstand entschlossen, floh, als er der Macht des Gegners ansichtig ward, nach Pavia. Die Stadt unter harten Drangsalen, welche Ennodius mit poetischer Uebertreibung schildert, ward genommen, und der Tyrann zu Plazenzia getödtet. Auch dessen Bruder Paulus und der Kaiser selbst fielen bei Ravenna in seine Gewalt. Ersterer büßte gleichfalls mit dem Leben; die Schönheit, Jugend und Unschuld des Letztern rührten dagegen des Siegers Herz. Er verwies ihn nach Kampanien und gewährte ihm dort, in der Villa des Lukullus, die Freiheit und einen Jahrgehalt von 6000 Goldstücken. (476).

Odoaker herrschte nunmehr — den Kaisertitel, welcher durch so viele Feiglinge geschändet worden, schien er verachtend auszuschlagen — als König über Italien, und wird als solcher auch von allen Geschichtschreibern angeführt. Gleichwohl hielt er nicht für unwichtig, mit dem Monarchen des Orients in friedliches Vernehmen sich zu setzen. Die im morgenländischen Reich statt gefundene Verwirrung hatte den Hof zu Byzanz von jeder Einmischung in die Angelegenheiten Italiens seither abgehalten. Als aber mit den Vandalen ein freundschaftliches Verhältniß angeknüpft, und der Ostgothe Dieterich durch die Würde eines Patricius, wie man glaubte, den Interessen des Orients gewonnen worden, schenkte Zeno auch dem Occident einige Aufmerksamkeit wieder.

Odoaker, um seine Waffen für andere Zwecke desto ungestörter verwenden zu können, entschloß sich, den Senat zu Rom als Werkzeug zu benützen, und bestimmte daher denselben zu Abfertigung einer Gesandtschaft nach Konstantinopel. Diese mußte dem Kaiser Glück wünschen zu Herstellung der Ruhe in seinem Reich, und zugleich demselben vorstellen: „Es sey überflüssig, daß Italien einen eigenen Kaiser besitze. Gar wohl könne dasselbe von dem Hofe zu Konstantinopel verwaltet werden. Sie hätten insgesammt ihr Vertrauen auf Odoaker gesetzt, und bäten demnach,

der Kaiser möchte denselben zum Patricius ernennen, und über Italien und die dazu gehörigen Länder setzen.“ Allein beinahe um die gleiche Zeit hatten auch die in Gallien gelagerten Truppen den Hof besendet und zu Gunsten des in Dalmatien noch immer als Kaiser sich behauptenden Nepos eine feste Erklärung abgegeben. Die Ehre der Majestät — meinten sie — erfordere, daß Zeno die Rechte eines Fürsten aufrecht erhalte, welcher von Leo, seinem Vorfahrer, ausdrücklich als Augustus anerkannt worden sey.

Zeno befand sich in einer sehr mißlichen Lage, und in der bittern Wahl zwischen dem was Noth, Pflicht und das eigene Gefühl verlangten, einen richtigen Ausspruch zu thun. Er selbst war schon einmal in demselben Fall gewesen, in welchen Nepos sich nun versetzt fand. Darum trachtete er die widerstreitenden Rücksichten durch einen Mittelweg zu versöhnen. Die Abgeordneten des Nepos oder seiner Anhänger wurden bestens vertröstet; dem Senate bedeutete er: „So lange der rechtmäßige Kaiser noch vorhanden, könne er keine andere gültige Entscheidung fällen, als, sie sollten demselben für und für Anhänglichkeit und Gehorsam bezeugen.“ Odoakern aber ließ er melden: derselbe würde wohlthun, wenn er bei Kaiser Nepos die Würde des Patriziates nachsuchte. Er, Zeno, selbst wolle solche ihm gewähren, vorausgesetzt, daß Nepos ihm nicht zuvor käme. Uebrigens vermahne er ihn, sobald er solche erlangt haben werde, ein den Römern zusagendes Wesen anzunehmen und zu behaupten. Eben so hege man zu ihm das Vertrauen, daß er, Odoaker, auch jenen Kaiser, welcher mit dieser Würde ihn ausstatte, wenn er anders nach Recht und Billigkeit handeln wolle, ehre und achte.“ In demselben Schreiben jedoch, darin Zeno Odoakern das Patriziat zu verleihen zur Zeit noch sich geweigert hatte, betittelte er ihn zum voraus als Patricius.

Bald hierauf kam Julius Nepos bei Salona durch Meuchelmord um, und Odoaker hatte von dieser Seite her keinen Widerspruch mehr zu befürchten. Er ehrte die Gesetze des Anstandes und rächte die

verletzte Majestät an Odiva, dem einen der Thäter, indem er in Dalmatien ihn aufsuchte, schlug und tödtete. Darauf führte er die Regierung mit großem Nachdrucke; doch suchte er sie dem Volke so angenehm als möglich zu machen. Obgleich dem Arianismus zugethan, ehrte er dennoch den Kultus der Katholiken, und schützte die Unterthanen dieses Bekenntnisses. Auf Fürbitte des Bischofs Epiphanius erließ er sogar einst der Stadt Pavia auf fünf Jahre alle Steuern, vermuthlich als Entschädigung für die bei der Belagerung erlittenen Drangsale. Der heilige Mann selbst genoß großer Auszeichnung. Doch war er nachmals der ersten einer, welche von Odoaker ab und zu dem neuen Gestirne Dietrich sich wandten In seinem Namen saß Basilius, Patrizier und Präfekt der Prätorianer, zu Rom einer Synode von Bischöfen vor, und die Verordnung kam zu Stande, daß kein römischer Bischof ohne des Königs Vorwissen und Bewilligung gewählt werden könnte; eine Verordnung, welche noch unter Dieterichs M. Regierung von den glaubenseifrigen, diesem Fürsten feindlich gesinnten Mitgliedern einer neuen kirchlichen Synode aufgehoben worden ist.

Das Reich Odoakers erstreckte sich nun mehr über ganz Italien, über die Provinzen diesseits der Alpen und selbst über Sizilien. Wegen der letztern Insel hatte er mit den Vandalen sich verglichen, und, um jene vor den jährlichen Verheerungszügen zu schirmen, zu einer Summe Geldes sich verstanden. Der Westgothen Freundschaft ward durch Abtretung der Provence erworben, welche unter Nepos Regierung bereits gänzlich in ihre Gewalt gefallen war. Gestützt auf Genserich und Eurich, glaubte er demnach den Angriffen Konstantinopels gar wohl stehen zu können, welche er, trotz freundlicher Zusagen, nur zu bald voraus sah. Er führte nach Beschwichtigung der Hauptbesorgnisse seine Waffen wider den störrischen König der Rugier, Feletheus, von andern Fava genannt, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach im Lande Pechelaren, (Oestreich und Mähren) am linken Donau-Ufer, und vorzüglich zwischen Mühl und March sich ange-

siedelt hatte. Ein Familienzwist war, nach Mannert, die Veranlassung zum Zuge. Der König, seine Gemahlin und eine Menge Volkes wurden gefangen nach Italien geführt. (487.)

Aber noch im folgenden Jahre, im zwölften der Regierung Odoakers, brach aus Griechenland das längst drohende Ungewitter über ihn los, und zwar von einer Seite, von der er sich's am wenigsten geträumet. Der Arm eines Helden, wie er, aus teutschem Stamme, sollte den kaum errichteten Thron plötzlich wieder stürzen, von dem über das unglückliche Italien bereits so viel Gutes ausgegangen war. Byzantinische Staatskunst, und eigene Nothwehr waffneten wider Odoaker den Ostgothen Dieterich, den einzigen, der im Stande war, seine Tapferkeit zu besiegen, und den einzigen, welcher als Erbe seiner Macht, durch Tugenden und Größen jeder Art den tüchtigen Vorgänger vergessen macht und mit dessen Sturze uns versöhnt.

Es ist gleichgültig, welcher von beiden zuerst den andern mit der Idee vertraut gemacht, die Masse der Ostgothen nach Italien abzuleiten und das Reich Odoakers zu zerstören, ob Dietrich selbst, oder Zeno. Beide begegneten sich darin mit ihren geheimsten Wünschen. Nicht vertrug die Anwesenheit der Ostgothen, mächtiger und zweifelhafter Schutzvölker, sich mit der Ruhe des Reichs; und dem alten Hasse wider den trotzigen Besitzergreifer Italiens konnte nun die erwünschte Befriedigung werden. Für Dieterich aber war das bisherige Verhältniß zum Hofe von Konstantinopel all zu beengend, die geschlossene Freundschaft zu unsicher, und der bisherige Spielraum seiner Thätigkeit all zu klein, als daß er nicht mit Begeisterung jenem Ziele sich zugewendet haben sollte.

Die nächste anständige Veranlassung zum Kampfe mit Odoaker gab das Unglück des Jünglings Friederich, eines Sohnes des überwundenen Ruger-Königs Fava. Nach mißlungenen Versuchen, sein väterliches Reich

wieder zu gewinnen, zu Dieterich, seinem Verwandten, geflüchtet, hatte er die Rache und die Ansprüche seines Hauses feierlich ihm übertragen. Der Zug gegen Italien ward daher beschlossen, und eine unermeßliche Menge Menschen strömte zu unter Dieterichs Fahnen. Novä in Niedermösien war der allgemeine Sammelplatz. Dem Heerbann der Ostgothen schlossen sich an die tief gereizten Rugier und viele andere Mißvergnügte, Verbannte oder Beute- und Kampfbegierigen mehr. Selbst ein Mitglied der kaiserlichen Familie, Artemidorus, konnte dem Verlangen nicht widerstehen, im Heere der Barbaren wider Odoaker sich auszuzeichnen. Ennodius spricht von einer „wandernden Welt," die sich in Bewegung gesetzt. Das Gepäcke, der Hausrath und die Wagenreihe waren unübersehbar.

Durch diesen ungeheuern Zusammenstrom von Menschen jedoch ward der Zug auch bedeutend erschwert, und durch Unbild der Witterung das große Heer auf mannigfache Weise geschwächt. Die Lebensmittel giengen aus, oder wurden mit den Kleidern und Waffen zugleich verdorben, und eben so rissen seuchenartige Krankheiten ein und vermehrten sehr die Sterblichkeit. Zu allem Ueberfluß weigerten nun auch die Gepiden am Ulca, durch deren Gebiet man sollte, beharrlich den Durchzug, und er mußte mit Gewalt erzwungen werden. Jetzt erst kamen die Gothen wieder zu Ueberfluß und Hoffnung für ihr ferneres Vorhaben.

Bei Anbruch des Frühlings (489) verließ Dieterich Pannonien, und begann sein Heer auf dem Adriatischen Meere nach Italien einzuschiffen; allein es gebrach an hinlänglichen Fahrzeugen, und er mußte daher den Landweg durch das Gebiet der Taulantier und Venetianer einschlagen. Am Isonzo, welcher Fluß nicht weit von Aquileia in das Meer sich ergießt, schlug er sein Lager, woselbst er sein, durch die Länge und Beschwerlich-

keit des Marsches abgemüdetes Vieh und eben so auch sein Kriegsvolk sich erholen ließ.

Odoaker rückte ihm mit einem großen Heere von Teutschen und Italienern entgegen, und bot seinem Gegner eine Schlacht, die derselbe alsbald annahm. Nach blutiger Gegenwehr und lange zweifelhaftem Kampf ward ersterer geschlagen. Er verließ sein verschanztes Lager und zog bis nach Verona zurück. Dort begannen neue furchtbare Rüstungen wider Dieterich. Allein dieser war in schnellen Märschen dem Ueberwundenen nachgerückt, und unter den Mauern Verona's wurde schon nach drei Tagen eine zweite große Schlacht geschlagen, welche Odoaker abermals verlor. Er flüchtete in größter Eile und Unordnung, und ein großer Theil der noch übriggebliebenen Krieger ward in der reissenden Etsch begraben, welche man zu übersetzen sich genöthigt sah. Odoaker, außer Stande, in Verona sich für die Dauer zu behaupten, gab diese Stadt den Feinden preis, und begab sich nach Rom. Die unwürdigen Bewohner jedoch, der vielen und großen Wohlthaten uneingedenk, die sie von Odoaker empfangen, verschlossen die Thore. Ueberhaupt ergiebt es sich, zumal aus Ennodius, daß geheime Einverständnisse mit den meisten Städten zum voraus eingeleitet, und dieselben zum Abfalle gewonnen waren. Er züchtigte die Verräther einzeln, wo und so gut er es vermochte, und warf sich in das treuere Ravenna, in der Absicht, hier bis zum Aeußersten sich zu wehren. Die Mauern wurden ausgebessert, und die Festungswerke in bestmöglichen Stand gesetzt. Verona, Mailand und Pavia öffneten von freien Stücken die Thore. Eine große Zahl Krieger, die dem neuen Sterne nachzogen, gesellte sich unter des Sieges Fahne; ja sogar der erste Feldherr Odoakers, Tuffa, fiel zu Dieterich ab, und jener schien rettungslos verloren.

Allein derselbe Verräther, welcher den vollständigen Sieg des Königs der Ostgothen beinahe unzweifelhaft gemacht, schien diesem letztern in kurzer

Zeit den Untergang bringen zu wollen. Tuffa, mit einer beträchtlichen Truppenabtheilung nach Ravenna gesandt, mit dem Auftrage, die Stadt zu umlagern, fühlte, als er unterwegs in Faenza auf seinen alten Gebieter gestoßen, tiefe Reue über den gethanen Schritt, und kehrte zu seiner Pflicht zurück; oder es war, wie Manso glaubt, gleich zu Anfang die Sache zwischen ihm und dem Könige verabredet worden. Er überlieferte die Anführer der Gothen, welche ihm beigeordnet worden, Odoakern, und dieser ließ sie gebunden nach Ravenna führen. Um eben diese Zeit wendete sich auch Fürst Friederich mit einer großen Anzahl Rugen von Dieterich ab, vielleicht beleidigt durch allzustolze Behandlung; und Odoaker, verstärkt durch diese ansehnliche Hülfe, stand auf einmal wieder gefürchtet im Felde. Dieterich, äußerst überrascht, und durch den Abfall eines Feldherrn und eines Bundesgenossen sehr geschwächt und gehemmt in seinen Bewegungen, führte das Heer nach Pavia zurück, um von da aus sich wiederum zu verstärken, und den Kampf aus allen Kräften fortzusetzen.

Die zweite Abtheilung desselben eröffnete sich mit Odoakers Aufbruch nach Mailand. Dieses büßte hart seinen Verrath. Während Odoaker auf der einen Seite rächend auftrat, hauseten anderer Seits die Burgunder unter Gundobad, die den günstigen Augenblick wahrgenommen, im Ligurischen auf das Furchtbarste. In Pavia selbst erlitt Dieterich eine förmliche Belagerung, und er war durch Odoaker bereits in jener menschenvollen Stadt auf das Aeußerste gedrängt, als stürmische Witterung und innerliche Zwiste die feindlichen Streitkräfte lähmten und theilten. Zur rechten Stunde noch erschienen auch die Westgothen, und brachten ihren Brüdern Hülfe. Jetzt wagte Dieterich einen mörderischen Ausfall, und Odoaker, von zwei Seiten nun selbst im Gedränge, wurde, nachdem er vergebens die Vereinigung seiner Feinde zu hintertreiben gesucht hatte, an der Adda förmlich auf das Haupt geschlagen. (11. August 490.) Eine Stadt und

eine Veste nach der andern ward genommen, und bald beschränkte sich sein ganzes Reich und einziges Bollwerk auf die Mauern von Ravenna.

Hier jedoch trotzte er ausdauernd über drei Jahre lang allen Anstrengungen Dieterichs, und ebenso zu Cäsena, welches blos dreihundert Stadien davon entfernt war. Ravenna, in einer Ebene am äußersten Ende des adriatischen Meeres, von welchem es blos zwei Stadien trennen, hatte für sich die allergünstigste Lage, da man weder zu Wasser noch zu Lande ihm recht beikommen konnte. Odoaker ließ den Po aus seinem Bette ableiten, und versenkte alle Schätze und Kostbarkeiten ohnfern seines Pallastes, worauf die Oeffnung, dem Wasser unzugänglich, mit Pech und Weiden verschlossen wurde. Von Zeit zu Zeit unternahm Odoaker heftige Ausfälle, bei deren einem sein Feldherr Levila das Unglück hatte, im Flusse Utis zu ertrinken. Er ermüdete dadurch die Gothen ausserordentlich, und stärkte den sinkenden Muth der Seinen. Allein die lange Entschließung ward endlich doch zuletzt den Belagerten verderblich, da die Lebensmittel ausgiengen, und der Hunger zur Verzweiflung trieb. (Das Maaß Getreide war bereits zu dem Preis von achtzehn Thalern gestiegen.) Diesen Ausgang hatte Dieterich vorausgesehen, und daher ruhig abgewartet. Der Fall von Ariminum machte ihn Meister zur See und den von Ravenna unvermeidlich. Demnach neigte Odoaker sein stolzes Herz zu Friedensanträgen, um so mehr, da der Bischof von Ravenna, Johannes, als Vermittler sich angeboten. Die Uebergabe der Stadt ward also beschlossen. Es sendete jener seinen eigenen Sohn, Thelan, als Geissel für seine Treue. Dieterich dagegen schwur einen Eid, nichts gegen das Leben, noch gegen die Sicherheit Odoakers zu unternehmen. Beide Könige sollten zu Ravenna, gemäß dem abgeschlossenen Vertrage, auf gleichem Fuße mit einander leben. Am 5ten März 493 hielt Dieterich, begleitet vom Bischof Johannes, den eine Ravenna-Chronik nicht undeutlich als Verräther be-

zeichnet, seinen Einzug in die Stadt, und nahm hinter einander von drei Abtheilungen, aus denen sie bestand, nämlich dem eigentlichen Ravenna, Classis und Cäsarea, Besitz. Der Vertrag wurde einige Tage gehalten, allein der tiefe Argwohn gestattete in die Dauer das seltsame Verhältniß nicht. Unter dem Vorwande, als habe Odoaker dem Könige der Ostgothen nachgestellt, wurde er mitten in dem Pallaste bei dem Mahle, wozu dieser ihn eingeladen, von dessen eigener Hand durchbohrt, und sein ganzes Geleite mit sämmtlichen Familien fiel gleichfalls an einem und demselben Tage. Nur Onulph, der Bruder, entkam über die Donau, Friedrich mit den Rugen aber war im Begriff, nach dem Lande seiner Väter zu entfliehen, als er durch einen Feldherrn Dietrichs eingeholt und geschlagen wurde. Der vielgetreue Liberius, der erst spät sich ergeben haben muß, fand eine, seiner Tugend würdige Behandlung, und bekleidete nachmals bei Dieterich dieselbe Stelle, die er bei Odoaker besessen.

Mit Recht haben geistvolle Schriftsteller teutscher Nation Odoaker zu den in jeder Hinsicht edelsten Gestalten jener Zeit hingestellt. Die Rolle, die er übernommen, hatte zwar etwas unerklärliches und zweideutiges; denn, nachdem er aus der Sphäre eines Dieners und Feldherrn herausgetreten, hätte er den Kaisermantel oder die Königskrone mit größerer Entschiedenheit und weniger Bescheidenheit tragen sollen, als er gethan. Doch die Ursachen und Motive zu so Vielem sind durch den Mangel an Quellen und durch der Zeiten Dunkelheit verhüllt. Der Ruhm bleibt ihm unbestritten, daß er „ein Mann von gesundem Verstand und menschlichem Gefühle war; daß er die Bildung und die Werke des Geistes zu schätzen wußte und sich auf die Künste des Krieges verstand. Er beschützte die Römer, begünstigte die Städte, gewährte den Flüchtlingen aus andern Ländern Schutz, ließ die alten Einrichtungen und ehrte ausgezeichnete Männer“ (Luden). Was ihn jedoch verdarb, war eben jene Halbheit

der Stellung, die barbarische Herkunft, der Nationalstolz der Italiener, die Besitznahme vom dritten Theil des Landeigenthums und das Arianische Bekenntniß. Die beiden letztern Dinge wurden niemals ihm verziehen. Doch wir wenden uns jetzt zu seinem großen Gegner, dem siegreichen Könige der Ostgothen, nunmehr auch Beherrscher von Italien.

Dieterich von Bern.*

Der war, als uns die Wahrheit
An siner Aventure seit,
Des Libes schön und wunniglich,
Getreu, kühn, milde, rich,
Und den' er Freude sollte tragen,
Den' war der Herre in sinen Tagen
Ein' freudegebährende Sunne;
Er war der Welt ein' Wunne,
Der Ritterschaft ein' Lehre,
Siner Mage ein' Ehre,
Sines Landes ein' Zuversicht
An ihme gebrast all der Tugende nicht,
Der' [ein] Herre haben sollte.

M. Gottfried von Straßburg.

Wenn Odoakers trauriges Geschick zu inniger Theilnahme uns bewegt, und die Klage über das sobald zerstörte Werk, der Beruhigung Italiens und der Beendigung des Vernichtungskampfes zwischen Römern und Bar-

*) Quellen. Griechische: Theophanes. Malchus. Procopius. Agathias. Lateinische: Anonymus Valesii. Historia miscella. Marcellinus. Cassiodorus. Jornandes. Ennodius. Sodann auch noch, mehr oder minder: Boethius. Salvianus. Evagrius. Thodorus Lector. Gregorius Turonensis. Fredegarius. Agnelli liber pontificialis. Spicilegium historiae Ravennatis. Unter den frühern und spätern Bearbeitungen stehen oben an: Cochläus (mit den Noten und Beilagen des Peringskiöld). Cuspinian. Hugo Grotius. Sigonius. Tillemont. Gibbon. Mascov. Hurter. Manso. Luden.

baren, mit Recht sich erhebt; so wird unsre ganze Seele mit desto freudigerer Bewunderung bei der glorreichen Heldengestalt des Ostgothen Dieterich erfüllt, welcher als Mensch, Krieger und Regent nicht nur unter den Herrschern seiner Zeit einen über jede Vergleichung erhabenen Rang einnimmt, sondern billig den Edelsten aller Geschlechtalter beigezählt werden muß; und welcher um so größer vor dem Auge der Geschichte dasteht, als er das, was er war, nicht in seiner Zeit vorfand, sondern durch sich selbst, seiner Zeit selber ein Vorbild, geworden ist. Darin stimmen die Geschichtschreiber von den verschiedenartigsten Ansichten überein, und außer dem Arianismus und jener übereilten Hinrichtung zweier römischer Patrioten, von der weiter unten die Rede seyn wird, wissen selbst die Orthodoxen nichts aufzufinden, was den wohl erworbenen Ruhm ihm schmälern möchte.

Aber nicht voraus möge sein Preis erschallen; der Leser huldige selbst der glänzenden Erscheinung, nachdem wir von dem thatenreichen Leben ein, leider allzukurzes, dem Gegenstande nicht genug würdiges, der innern Begeisterung lange nicht genügendes, Bild gegeben haben werden.

Wir erwähnten bereits früher der Trennung des ehmals einen großen Volkes der Gothen, und welche Richtung in dem allgemeinen Völkersturme jeder der beiden Hauptzweige genommen. Unter Attila's Fahnen fanden wir die streitbaren Ostgothen, angeführt von den drei Fürsten aus dem Amalergeschlecht, Valamir, Dietmar und Widemir, mit großer Auszeichnung, die Schlacht auf den Katalaunen mitkämpfen. Der Tod des Eroberers lösete die unfreiwilligen Lehensbande, und bestimmte jedes der ihm unterwürfigen Völker zu Heereszügen und Einbrüchen auf eigene Rechnung. Es besetzten die Ostgothen, jedoch mit Einwilligung des morgenländischen Kaisers, Pannonien, zwischen Donau, Obermösien, Dalmatien, und Norikum. Sirmium und Vindobona (Mitrowitz und Wien) waren die zwei Hauptplätze. Die drei Fürsten theilten sich brüderlich in das Land, und vertheidigten es gemeinsam und mit seltener Ein-

tracht, wider alle Angriffe von Aussen, zumal des zahlreichen Hunnenrestes; der größte Theil desselben ward in einer entscheidenden Schlacht aufgerieben, oder an die Mündungen der Donau geworfen.

Die Siegesbothschaft und die Kunde von der Geburt eines Sohnes, den er mit der Geliebten, Erelieva, gezeugt, erreichte Dietmar'n den zweitältesten der Brüder, in einer und derselben Stunde. Er gab ihm, die Umstände auf das günstigste deutend, den Namen Dieterich, und beschloß, ihn, „der gleichsam vom Siege empfangen zu werden schien," recht frühe zum Waffenhandwerk anzuhalten. Die Verhältnisse zwischen den Griechen und Gothen fügten es aber, daß die Erziehung nicht, nach des Vaters Wunsche, rein kriegerisch blieb, sondern auch ein edleres Prinzip dem wilden Heldenkreis eingeimpft wurde. Die Streitigkeiten, welche das Ausbleiben der Jahrgelder, während der Regierung des Marcianus und Leo, erregt hatte, mußten durch einen Vertrag ausgeglichen werden, zu dessen Bürgen von gothischer Seite der siebenjährige Knabe Theodorich als Geissel nach Konstantinopel gieng. Daselbst bildete er nun seinen Geist, wie weiland unter gleichen Umständen, Philipp von Macedonien bei seinen Feinden zu Thebä, an den Ueberresten griechischer Kultur, und an den großen Denkmalen des Alterthums, während sein Herz, von Heldenruhm entzündet, germanischer Sitte immerdar treu blieb, und die Lockungen der Ueppigkeit, mit denen griechische Leichtfertigkeit ihn einzuschläfern suchte, standhaft verschmähete. Achtzehn Jahre hatte er so erreicht; da wurde er, es ist ungewiß, aus welchem Beweggrunde, ob aus Großmuth oder Furcht, von Leo seinem Vater zurückgegeben, der immer mächtiger und drohender dem Griechenreiche gegenüber stund. Mit Rath und That unterstützte ihn der so tapfere als verständige Jüngling, und die Sage und das Heldenlied berichten des Wunderbaren viel aus den Tagen seines ersten Auftretens. Ein Zug gegen den Sarmaten-König Babai, und die Erstürmung von Singidunum gehören zu den wichtigsten Kriegsthaten dieser Periode. Bald darauf (474 — 475) starb Dietmar, und das versammelte Volk erkannte Dieterich als Nachfolger an.

Beinahe um eben dieselbe Zeit, und nachdem durch den Einfluß der Parthei eines andern Gothenfürsten, des ältern Dieterich, der nicht zum Geschlecht der Amaler gehörte, in Konstantinopel verschiedene Staatsumwälzungen vorgefallen waren, bestieg der Isaurier Zeno den Thron. Dieser beglückwünschte, die Wichtigkeit des Mannes erkennend, alsbald den König der Gothen feierlich, und lud ihn an seinen Hof, wo glänzende Auszeichnungen ihm zu Theil wurden. So erhielt jener unter anderm die Würde eines römischen Feldherrn, welche der ältere Dieterich bisher bekleidet hatte, so wie den Titel eines kaiserlichen Freundes. Aus allen Umständen geht hervor, daß Dieterich eine der Hauptstützen Zeno's gewesen, durch welche dieser das Diadem sich befestigt hatte.

Die Empfindlichkeit des hierbei zurückgesetzten ältern Theodorich äusserte sich aber sehr bald auf mannigfache Weise, und entfachte einen heftigen Streit, welcher den Hof von Konstantinopel anfänglich in große Verlegenheit setzte, nachher aber in dem Gedanken beruhigte, daß durch die Folgen solcher wechselseitigen Eifersucht nothwendig seine eigene Sache gefördert, und der Staat, wenn beide Nebenbuhler sich endlich aufgerieben, von der lästigen Verbindlichkeit gegen zwei gleich verhaßte Fremdlinge befreit werden würde, deren jeder Würden und Jahrgelder gleich ungestüm ansprach. Es scheint, daß den Beiden endlich über diese treulose Politik der Byzantiner die Augen aufgegangen, und daß sie unter sich übereingekommen sind, dieselbe mit vereinten Kräften und Rathschlägen von nun an in die Enge zu treiben. Beide bestürmten daher auch, von den Waffen, in denen sie sich gegenüber stunden, plötzlich ablassend, Zeno mit Anforderungen verschiedener Art. Als gütliche Vorstellungen und die alten Versucherkünste nichts verfingen, nahm der Kaiser auf einmal drohende Miene und Stellung an. Allein das Kriegsfeuer löschte sich, ehe noch die Drommete zum Aufbruch geblasen, und das schon geschlagene Lager wurde wieder aufgelöst. Noch einmal versuchte es Zeno, die beiden Fürsten wider einander zu reizen; aber sie sahen zu klar in das Spiel; und als auch endlich der Jüngere durch mannig-

fache Umtriebe zu einem Zuge wider Dieterich den Aeltern sich bestimmen ließ, so hatte das von Zeno bei diesem Anlaß an den Tag gelegte Benehmen keine andere Wirkung, als daß Stobi und Heraclea zerstört und Epidamnus von Gothen besetzt wurde. Der erschrockene Zeno eilte, den Zorn des Siegers, Dieterich des Jüngern, zu beschwichtigen, und ein für denselben höchst ehrenvoller Vergleich wurde abgeschlossen. Allein im nämlichen Augenblicke, als die Urkunde zur Unterschrift nach Konstantinopel gehen sollte, bestimmte der von dem griechischen Anführer Sabianus über eine Gothen-Abtheilung errungene Vortheil zum abermaligen Treubruch. Während der Empörung Marcians spielte der ältere Dieterich neuerdings eine Hauptrolle in den byzantinischen Angelegenheiten, und erregte dadurch den Ehrgeiz des seither thatenlos verweilenden jüngern Fürsten. Zeno benützte diese Stimmung des Gemüthes, knüpfte die früher abgebrochenen Unterhandlungen wieder an, und Dieterich verhieß seinen kräftigen Beistand. Kaum aber war er mit seinen Kriegern, zu Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes, durch die Pässe des Hämus gezogen, als er zu seiner größten Ueberraschung, statt des erwarteten Beistandes, seinen alten Nebenbuhler, welchen Zeno listig wider ihn ausgeschickt, auf dem Sondis mit großer Heeresmacht sich gegenüber gelagert sah. Nicht lange währeten jedoch die Feindseligkeiten. Die Stimme des Volkes, welche in beiden Lagern über den brudermörderischen Kampf mit Bitterkeit sich aussprach, bestimmte die Fürsten zur Versöhnung. Beide sendeten Boten an den Kaiser, und betrieben friedlich, jeder nach Kräften, ihre Sachen bei demselben. Zum drittenmale hintergieng Zeno Dietmars Sohn, und der ältere Dieterich ward mit arglistiger Parteilichkeit, zu großem Nachtheil des jüngern, wieder begünstigt.

Der Tod desselben (481) änderte aber plötzlich die Lage der Dinge. Verwüstende Einbrüche in Macedonien und Thrazien verkündeten die Rache des Schwergereizten. Zeno beeilte sich, ihn zu beschwichtigen, und eine Reihe von Auszeichnungen und Würden wurden zu diesem Zwecke an Die-

terich verschwendet. So ernannte er ihn zum Feldherrn und Konsul, und gab Dazien und Niedermösien ihm und seinem Volke zu beständigen Wohnsitzen. Noch einmal wurde das freundschaftliche Verhältniß gestört, und Dieterich stand bereits unter den Mauern der Kaiserstadt, als neue Unterhandlungen versucht wurden, und die Verhältnisse Italiens den König der Ostgothen zu gelegener Stunde nach dem Südwesten ableiteten. Die Beschreibung dieses wichtigen Ereignisses, der Eroberung von Italien, ist oben in dem Leben Odoakers, umständlich geliefert worden; wir kehren demnach zu dem Punkte zurück, auf dem wir daselbst die Dinge verlassen.

Aus dem bisherigen untergeordneten Verhältniß trat Dieterich als selbstständiger Herrscher auf, ja er behauptete in den Angelegenheiten Europas von nun an den gewichtigsten Einfluß. Der innere Zusammenhang der Begebenheiten bestimmt uns, ihn zuvörderst in seinem Helden- und Siegerlauf, und in seinen politischen Beziehungen nach Aussen, sodann aber in seiner Wirksamkeit nach Innen, als Regent und Gesetzgeber, als Mensch und Christ, zu betrachten.

Der König der Ostgothen herrschte über alle Länder, die ehedem zur sogenannten italienischen Präfektur gerechnet worden, mit Ausnahme von Ost-Pannonien, Sardinien, Korsika und Afrika; sodann aber auch über Dazien und die den Griechen abgenommenen Striche der Präfektur von Illyrien. Es bildeten diese Länder ein Reich, das alle durch die Völkerwanderung gegründeten bei weitem an Umfang, Macht und innerer Stärke übertraf. Von ganz eigener Natur war jetzt die Stellung zu Byzanz. Ehe Dieterich über Odoaker vollständigen Sieg erfochten, hatte er freilich durch Abgeordnete seine Unterwürfigkeit unter den Kaiser feierlich zu erkennen gegeben. Die Eroberung von Ravenna und seine öffentliche Ausrufung zum Könige von Italien schienen den Verhältnissen jedoch eine andere Gestalt zu verleihen. Dieterich stellte sich immer noch, als anerkenne er durchaus die Oberherrlichkeit von Konstantinopel und unterhandelte, als Zeno mittlerweile (9. April 491) gestorben war, mit dessen Nachfolger Anastasius,

welchem die voreilige Wahl Dieterichs durch die einmüthige Stimme der Gothen mißfallen hatte, über seine Anerkennung und über Auslieferung der von Odoaker bei Ausbruch des Krieges nach Konstantinopel geschickten Reichskleinodien. Die ersten Verhältnisse waren nicht die freundlichsten, ob auch gleich Anastasius in Dieterichs Anträge scheinbar eingegangen war; denn während einerseits (505) der König die Anstrengungen des Parteigängers Mundo wider Ost-Rom unterstützte, ließ anderseits der Kaiser (508), zur Rache dafür, die apulisch-kalabrische Küste durch seine Flotte verheeren. Gleichwohl hinderte dies den erstern nicht, Anastasius Bildniß auf Münzen, und dessen Namen in Urkunden und öffentlichen Inschriften dem seinigen stets voranzusetzen, auch geradezu zu bekennen, daß der Hof von Byzanz dem von Ravenna in Allem Muster und Vorbild sey. Solches geschah in keiner andern Absicht, als um den Nationalstolz der Italiener die Schmach einer barbarischen Beherrschung etwas weniger fühlen zu lassen, und durch Uebernahme der Rolle eines Cäsars oder Regierungsgehülfen, gegenüber dem Augustus, den Gedanken vergessen zu machen, als sey Italien und das übrige zum Westreich Gehörige, ein vom römischen Gesammtstaat abgerissener Theil. Dieterich behauptete demnach die Macht, und schonte noch für eine Weile die Form, an welcher der unmündigen Politik des Byzantiner Hofes oft mehr als am Wesen gelegen war. In der Folge ließ er jedoch auch jene wenig besagende Zeichen irgend einer Abhängigkeit von einer andern Macht allmählig eingehen, und behauptete durchaus seine königliche Selbstständigkeit.

Um Dieterichs Wirksamkeit nach Aussen, besonders aber in den Verhältnissen zu den übrigen germanischen Dynastien desto richtiger verstehen zu können, ist eine kurze Schilderung der Gruppe, welche dieselben damals gebildet, vor allem noth. Hierin sey Manso, der treffliche Geschichtforscher, unser vorzüglichster Führer. „Der Donau nordwärts, über den Besitzungen der Ostgothen und neben den Gepiden, deren Reich im Allgemeinen die Gran, die Donau und die Sireth beschränken möchten, etwa in

dem heutigen Mähren, Ober-Schlesien und den Karpathen, saßen, wenn wir von Osten nach Westen fortgehn, während der ersten Jahre der Herrschaft Dieterichs, wahrscheinlich gemischt mit Rugiern, Sciren und Turcilingen, die Heruler, ein eben so tapferer als roher Völkerstamm, und nachher die Longobarden, zuerst den Herulern zinspflichtig, dann sie und ihren König Rudolf in einem Vernichtungskriege überwältigend und in Kurzem erstarkt genug, um ihr Gebiet zu erweitern, und endlich an die Stelle der Ostgothen in Italien zu treten, und daselbst ein zweites germanisches Reich zu stiften. Nordwestlich von Norikum und Rhätien, in unbestimmter und, was von allen Völkerschaften des fünften Jahrhunderts gilt, unbestimmbarer Ausdehnung, gewiß im jetzigen Franken, finden wir die Thüringer. In dem nördlichen Theile der Schweiz, in dem heutigen Schwaben, in Elsaß und Lothringen, bis etwa zur Mündung der Lahn in den Rhein, wohnten an des Stromes beiden Ufern die Allemannen; in Hoch- und Nieder-Burgund, der Dauphine, der südwestlichen Schweiz und dem westlichen Savoien die Burgundionen; beiden gegenüber, zwischen dem Rhein, der Mosel und der Loire die Franken. — Nicht nur in dem südwestlichen Gallien, soweit es nicht unter den Burgundionen stand, herrschten, mit Einschluß der von Odoaker abgetretenen Provence, die Stammgenossen Dieterichs, die Westgothen; auch über den bei weitem größten Theil Spaniens erstreckte sich ihr ansehnliches Reich. Nur in Gallicien und in den nördlichen Provinzen Portugals behaupteten sich die Sueven, so wie in Asturien und Biscaia, hinter dem schützenden Wall der Gebirge, vielleicht in alter Freiheit, die Eingebornen. Noch verdienen die Vandalen Erwähnung. Von den Sueven aus Spanien verdrängt, hatten sie zwar Europa aufgegeben, und sich des west-römischen Afrika's, oder der gesammten, zwischen Cyrene und dem atlantischen Ocean gelegenen Länder bemächtigt, aber ohne innerhalb der Gränzen so ausgedehnter und fruchtbarer Besitzungen zu bleiben, oder sich der Angriffe auf den verlassenen Welttheil, als das Eigenthum Anderer, zu enthalten. Solches waren die teutschen Völker-

schaften, welche auf den Trümmern des west-römischen Kaiserthums neue Reiche gegründet hatten, und durch ihre Lage in nahe oder entfernte Beziehung mit Dieterich geriethen."

Der König, um in seinen neuen Eroberungen gegen die übrigen mächtigern Dynastien teutschen Stammes, die Italien umschlossen, sich fest zu behaupten, und hinreichende Zeit zu Begründung des neuen Zustandes der Dinge zu gewinnen, schloß mit den Königen der Vandalen, Heruler und Burgundionen, Gundamund, Dieterich und Gundobad, Uebereinkünfte. Erstern, so wie die Eingebornen Siciliens beruhigte er dadurch, daß in die Städte dieser Insel keine gothischen Besatzungen gelegt wurden; Dieterich nahm er an Sohnes Statt an; von dem letztgenannten aber erhielt er durch das Organ des frommen und beredten Bischofs Epiphanius von Mailand, die bei dem Einfall in Ligurien (während des Kampfes mit Odoaker) fortgeschleppten Gefangenen ausgelöset zurück. Durch die Allemannen kam Dieterich mit dem mächtigen und in doppelter Hinsicht furchtbaren Könige der Franken, Klodewig, in eine Berührung, welche er gern vermieden hätte. Allein nicht ohne Unruhe sah er, wie der größte Theil des Landes jenem blutverwandten Volke entrissen wurde, und ihr Ueberwinder im Zugreifen gar keine Mäßigung kannte. Ueberdies flüchtete eine große Zahl von Besiegten in seinen Schutz. Dieterich gewährte ihn geradezu, und räumte den allemannischen Ueberresten in Graubündten, einem Theile des frühern Rhätiens, bleibende Wohnstätten ein. Dafür hüteten sie, dankbar und begeistert, ihm hier die Gränzmarken wider jeglichen Feind. Damit begnügte sich der König aber nicht, sondern bot alle Gründe der Verwandtschaft und alle Vorstellungen der Politik und Großmuth auf, die Anmaßung Klodewigs zu zügeln, mit welcher derselbe, bis in ostgothisches Gebiet hinein, die vor ihm Fliehenden verfolgte. Die Katastrophe von Zülpich hatte auch vor allem die ernste Seite für Dieterich, daß die Franken von nun an seine unmittelbaren Nachbarn geworden. (496)

Wenige Jahre darauf, und als Zwischenspiel dieser und der folgenden

Berührung mit Klodewig, bestand Dieterich eine Fehde mit den Gepiden, wegen des Besitzes von Sirmium. Sie endete unblutig, durch die Feigheit der Gegner, und Sirmium wurde von neuem die östliche Gränze von West-Illyrikum und dem Reiche der Ostgothen (504). Dieterich konnte demnach zu allem Glück seine ganze Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten in Spanien verwenden, welche sein Herz mit nicht geringen Besorgnissen erfüllten. Auch hier hatte Klodewig mit Alarich II., einem Eidam Dieterichs des Großen, gebrochen. Trotz widerholter schriftlicher Vermahnungen des gemeinschaftlichen Verwandten (Klodewig hatte eine Schwester des ostgothischen Monarchen), trotz der dringendsten Vorstellungen, daß keine rechtliche Ursache zum Kriege zwischen ihnen bestehe, und gleich nach der ersten Gesandtschaft zum Schwerdte zu greifen, unrühmlich für sie sey; endlich trotz der Vermittlung, zu welcher Dieterich die Könige der Burgunder, Heruler, Warner und Thüringer bestimmte, — entloderte dennoch der vernichtende Krieg. Ohnweit Poitiers entschied das Schicksal, nicht die Tapferkeit der Franken, gegen Alarich und die Westgothen. Verheerend gossen sich Klodewig und sein Sohn Dieterich über die Staaten des erschlagenen Königs, und vollendeten ihre Eroberung durch die Einnahme von Tolosa (Toulouse), im Frühjahr 508. Das zertretene Volk, unter dem fränkischen Joche tief erseufzend, richtete seine Blicke auf Dieterich, welcher schon als mütterlicher Großvater des unmündigen Amalarichs eine heilige Verpflichtung zu kräftigem Beistand gehabt hätte, würden ihn auch keine Rücksichten der Politik, noch die Gefahren des durch Klodewig verrückten Gleichgewichts unter den christlich-germanischen Staaten dazu vermocht haben. Er entbot daher ohne Zaudern den Heerbann, und sandte, nachdem auf den 25sten Brachmond besagten Jahres alle waffenfähige Gothen sich zur Musterung gestellt hatten, ein furchtbares Heer unter Anführung des erfahrnen und treuen Ibbas, als Oberfeldherrn aus. Derselbige zog über die Cottischen Alpen nach dem Lande Gallien; und alsbald hatte ein völliger Umschwung der bisherigen Verhältnisse statt. Die tapfern Ostgothen zwangen Franken und Burgunder,

von dem hartbedrängten Arles abzulassen, und schlugen sie in einem entscheidenden Treffen. Darauf setzte Ibbas über die Rhone, und befreite die meisten der vom Feind umlagerten und berennten Städte. Nach diesen Vorfällen knüpfte der überraschte Klodewig Unterhandlungen mit seinem Schwager an, und in dem Jahre 509 wurde der Friede geschlossen. Vermöge desselben behielt Klodewig sämmtliche, nördlich und südwestlich der Garonne gemachten Eroberungen; den Westgothen verblieb nur noch die Provinz Languedoc; Dieterich selbst vereinigte wieder mit dem italischen Reich, was sein Vorgänger Odoaker an jene Nation abgetreten hatte, nämlich das Land zwischen der Durance und dem Meere. Nach diesem Ausgang der Dinge zwang Ibbas, welcher auf Dieterichs Befehl nun auch über die Pyrenäen gegangen war, den Usurpator Gesalich zu Barcellona, von wo aus dieser über das westgothische Besitzthum in Spanien schaltete, die geraubte Beute fahren zu lassen und nach Afrika zu fliehen. Dort fand der Ueberwundene bei dem zweiten Schwager Dieterichs, Thrasimund, Schutz und Unterstützung zu einem zweiten Unternehmen wider Barcellona. Es hatte jedoch denselben unglücklichen Ausgang; Gesalich erlag und fiel; und nun erst herrschte Amalarich, unter Ibba's vormundschaftlicher Leitung, auf dem Throne seiner Väter (511).

Zwölf Jahre lang ruhete jetzt das Schwert der Schlacht, und Dieterich konnte diese glückliche Muse seinen Anstrengungen für Kultur und Gesetzgebung ungeschmälert widmen. Wir werden auf das, was er in dieser Hinsicht geleistet, in ununterbrochenem Zusammenhange weiter unten zu sprechen kommen; für jetzt werde das Gemälde kriegerischer Thaten zu Ende gebracht.

Im dreizehnten Jahre nach dem Frieden mit Klodewig nöthigten dessen wilde, unwürdige Söhne den greisen Helden neuerdings zu bewaffneter Einschreitung. Seit dem Jahre 511 hatten die vier Könige über Frankreich gemeinsam regiert. Der Untergang Chilperichs von Burgund gab ihnen Anlaß, den Sohn Gundobads des Gesetzgebers, Sigmund, zu bekämpfen,

und auch Dieterich war durch den Umstand zu Aehnlichem berechtigt worden, daß Sigmund seinen mit Ostgotha, (der Tochter Dieterichs), erzeugten Sohn, Siegerich, dem Hasse seiner zweiten Gemahlin preisgegeben hatte. Noch mehr aber trieb ihn die Furcht, daß durch Burgunds Untergang die Macht der Franken allzu unverhältnißmäßig sich erweitern möchte; durch Theilnahme an dem Kampf sicherte er wenigstens einen Theil der künftigen Eroberungen sich zu. Der Held von Arles, Tulum, rückte an der Spitze von Dieterichs Heerschaaren in Burgund ein, und da Godomar, der Nachfolger seines überwundenen Bruders, Frieden bot, wurde ein bedeutender Landstrich, als Preis desselben, an die Ostgothen abgetreten.

Auf solche Weise vergrößerte Dieterich, von Ehrgeiz und Ländersucht so wenig, als irgend ein König vor und nach ihm, gänzlich frei, aber niemals ohne rechtsgültige Gründe das Schwert erhebend, und stets die Hand zur Versöhnung bietend, seine Macht. Mehr als durch Kampf, suchte er durch Unterhandlungen und Wechselheirathen die Bande der Freundschaft zwischen den verschiedenen Fürsten enger zu ziehen. Mehrere der vornehmsten dieser Verbindungen, als mit Frankreich, Burgund und Spanien, sind von uns bereits angezeigt worden; hier erwähnen wir blos noch die Vermählung seiner Schwester Amalafrida mit Thrasimund von Karthago, und jene der Tochter derselben, Amalaberga, mit Hermannfried dem Thüringer. Gestützt auf diese verwandschaftlichen Verhältnisse, auf seinen hohen Kriegsruhm, auf den Ruf seiner Staatsweisheit, auf das Vertrauen der öffentlichen Meinung und die Ehrwürdigkeit seines Alters, spielte Dieterich in vielen wichtigen Dingen, darüber Streit die Könige entzweite, den väterlichen Schiedsrichter, und redete in Briefen und durch Gewaltboten die Sprache Nestors im Rath der versammelten Fürsten von Hellas. Ihn erfüllte, glaubwürdigen Andeutungen zufolge, kein geringerer Plan, als der einer Vereinigung aller vorhandenen teutschen Reiche zu einem durch Grundsätze des Christenthums und einer gemäßigten Politik vereinigten Gemeinwesen oder Staatenbund. Klodewig allein, mit seiner trotzigen

Gemüthsart und aller Gerechtigkeit und Ordnung widerholden Staatskunst, durchkreuzte das großartige Unternehmen. Dem Franken war nichts ehrwürdig als das Schwert.

Nachdem wir König Dieterich als Helden der Schlacht und als Mittelpunkt der damaligen Politik unter den abendländischen Völkern in seiner Glorie gesehen; ist es erforderlich, ihn auch in seinen Verhältnissen zu Gothen und Römern, als Regent und Gesetzgeber, und in seinen Beziehungen zur Kirche, als Anhänger der Lehre des Arius zu betrachten. Nach Odoakers Beispiel ließ er seinen Gothen die Besitznahme des dritten Theiles vom Grundgebiet und den Sclaven in ganz Italien zu. Der erlittene Verlust ward jedoch von einzelnen überreichen Landeigenthümern mehr als von der Masse des Volkes gefühlt. Für den eingebüßten Drittheil erhielten die feigen und entnervten Italiener desto kräftigere Beschützer der übrigen zwei Drittheile. Die Besitznahme selbst geschah nicht willkührlich, sondern in gewisser Ordnung und mit besonderer Ermächtigung des Königs oder seiner Stellvertreter. Dreißigjähriges Besitzthum allein schirmte gegen spätere Rückforderungen. Von untheilbaren Gütern wurde als Ersatz die sogenannte Drittelabgabe, an den Fiskus, zu Handen der Betheiligten entrichtet. Diese konnte, gegen die frühere willkührliche Besteuerung römischer Statthalter gehalten, nicht nur sehr mild, sondern im Ganzen, da für den Ueberrest die größte Sicherheit von Seite der Regierung herrschte, als eine wahre Wohlthat betrachtet werden.

Die Seele der Staatsverwaltung Dieterichs, in den aus- und inländischen Verhältnissen, war der Senator M. Aurelius Kassiodorus, entsprossen aus einer alten, sehr verdienstvollen Familie Bruttiens. Schon der edle Odoaker war auf seine Talente aufmerksam, und durch das Achtung einflößende Wesen des jungen Staatsmannes bestimmt worden, in allen wichtigen Angelegenheiten ihn zu verwenden. Dieselbe Auszeichnung, und in noch erhöhterm Grade, genoß er bei dem Ueberwinder Dieterich. Er half die Parteien in den verschiedenen Provinzen beschwichtigen, stand an

der Spitze von Gesandtschaften, half die Gesetzgebung und den Geschäftsgang regeln, und leitete, als Geheimschreiber und erster Minister, während der ganzen Dauer der Regierung des großen Königs, alle wichtigern Staatsangelegenheiten, weil in den Künsten der Rede und der Diplomatik genau bewandert und mit allen politischen Verhältnissen tief vertraut. Er bestimmte oder erhielt mit großer Geschicklichkeit die Geistesrichtung des Ostgothen auf die alt-römischen Verhältnisse, nährte dessen Hang zur klassischen Vorwelt, und suchte seine Nation für die verlorene Freiheit oder Herrschaft auf die wohlthätigste und edelste Weise dadurch an den eingedrungenen Fremden zu rächen, daß er den angebornen Kriegsmuth derselben durch die Kultur der Italiener und Griechen herunterstimmte und milderte. Damit verlor freilich die gothische Nation als solche, ungemein viel von den alten Eigenthümlichkeiten und Vorzügen; aber die Menschheit im Allgemeinen, welche von Nationen und Individuen nichts weiß, gewann desto mehr bei dieser Verwandlung.

In die alten Staatsformen der römischen Zeit wurden demnach die zügellose Kraft und der zerstörerische Freiheitssinn der Gothen eingezwängt. Gesetze, Richter und Gerichtshöfe blieben unverändert. Nur die Bekanntmachung des von Dieterich benannten „Ediktes“ und die Einsetzung eines besondern Oberrichters, unter dem Titel eines „Grafen der Gothen“ bildeten von diesem Systeme die Ausnahmen. Jenes Edikt, in hundert vier und vierzig Abschnitten, und in rein römischem Geiste, ohne besondern innern Zusammenhang, abgefaßt, behandelte zunächst die Verhältnisse des Güterbesitzers, des Sklaven und des weiblichen Geschlechtes. Sein Zweck war, die Verschmelzung der Gothen mit den Römern desto leichter herbeizuführen, und erstere mehr an römische Gesetzgebung zu gewöhnen. Der Zweck der Ernennung eines Gothen-Grafen dagegen sollte die Unparteilichkeit gegen beide Völker, bei Ausübung der Rechtspflege befördern, und den ursprünglichen Nationalhaß versöhnen. Nach Verfassung und Gesetzgebung waren die Finanzen ein nicht minder gewichtiger Gegenstand von des Königs Sorg-

falt. Das alte Steuer- und Abgabensystem, wiewohl auf mildere Weise als unter den Römern ausgeübt, bestand fort. Die Krongüter waren von den Staatsgütern genau geschieden. Die Mißbräuche bei Erhebung der Grundsteuer, deren Bedeutsamkeit für den Staat von Dieterich sehr bald gefühlt wurde, suchte er bestmöglichst zu heben oder zu mindern, und seine Großmuth gegen Dürftige oder Unglückliche wetteiferte hierin mit strenger Aufsicht über die Beamten, welche mit Erhebung jener Steuer beauftragt waren. Die Güterbesitzer wurden eben so kräftig als die Kurialen geschützt, welche für richtige Ablieferung der Steuersumme ihres Bezirkes verpflichtet waren. Als fernere Abgaben wurden aufgeführt, die Auraria oder Gewerbsteuer, das Monopolium und das Siliquaticum. Ueber Maaß und Gewicht wurde eifrig gewacht, und jede Verfälschung streng geahndet.

Während Dieterich den Organismus der Staatsverwaltung beinahe ganz aufrecht hielt, wie er ihn bei den Römern vorgefunden, bewahrte er im Kriegswesen so ziemlich das alte Nationalgepränge, und ehrte die altgermanischen Bräuche. So lange Dieterich waltete und kämpfte, in Griechenland wie in Italien, ward er stets an der Spitze des Heeres gesehen. Nur gegen die Gepiden, Franken und Burgunder sandte er in späterer Zeit, als das Alter mit seinen Gebrechen genaht, und sein Kriegsruf fest genug begründet war, erfahrne und tapfere Feldherren, und zwar stets Gothen, statt seiner, aus, damit dem Reich inzwischen der Herrscher nicht entzogen würde. Die Verpflegung der Krieger war gut; die Mannszucht streng; der Ruhm des königlichen Helden die Seele des Heeres. Nicht minder als für die Bedürfnisse dieses letztern, sorgte er für die Wiederherstellung der gänzlich vernichteten Seemacht und für Beschützung des Küstenhandels. An diese Anstrengungen für die Finanzverwaltung, das Kriegswesen und den Seedienst reihet sich gleich rühmlich dasjenige an, was durch Dieterich für Befestigung der öffentlichen Sicherheit und Begründung der innern Wohlfahrt geschehen ist. Zuerst komme die genaue Bewachung der Gränzen durch Vesten, Kastelle und Wälle in Betracht; sodann die ungewöhnlichen

Bauten in den gröſsern Städten, zumal in Rom und Ravenna, deren Kosten der König häufig aus seinem Schatze bestritt. Verfallene Kloaken, Kanäle und Wasserleitungen wurden wieder hergestellt; alte Denkmäler geschützt und von dem Unrath der Zeit gereinigt; viele neue durch ihn selbst gegründet, und eben so prachtvolle Gärten und Bäder angelegt. Auch von Seite des Ackerbau's, wiewohl derselbe bei den Eigenthümlichkeiten des alten Nationalgeistes der Ostgothen nicht so eifrig betrieben wurde, gewann Italien verhältnisſsmäſsig sehr viel unter ihrer Herrschaft. Sümpfe wurden ausgetrocknet, verödete Gefilde wieder urbar gemacht. Dem häufigen Mangel an Getreide begegnete Dieterich dadurch, daſs er die für sein Heer gefüllten Speicher auch dem Volke öffnete, oder aus entfernten Provinzen Früchte herbeischaffen lieſs, oder durch strenge Verbote die Ausfuhr beschränkte. Nicht zu berechnen ist der Werth der Pflege, welche dem äussern Handel geworden, der durch die bürgerlichen Kriege und jene der einwandernden Völker völlig zerstört worden war. Und ob auch die Ergebnisse nicht so glänzend, als die Maaſsregeln ehrlich gemeint waren: der Maaſsstab jener Zeit muſs bei unserer Beurtheilung des Verdienstlichen uns vorzüglich leiten. Noch preiſswerther stellt sich die Anstrengung des Königs dar, Wissenschaft und Kunst, von Tyrannen und Eroberern seit mehrern Jahrhunderten unterdrückt oder völlig zertreten, zur alten Würde, Selbstständigkeit und Blüthe wiederum zu erheben. Auch hier entscheiden Irrthümer, Miſsgriffe und kärgliche Resultate nicht über den Werth der Sache. Der Geist der Zeit war noch zu rauh, als daſs die edelste Frucht der Humanität reichlich hätte aufkeimen mögen. Die feindlich widerstrebenden Sprachen beider Völker verdarben einander wechselseitig; und während die lateinische um Glanz, Reinheit und Zierde kam, verlor die gothische vieles von ihrer alten Kraft, Körnigkeit und Einfalt. Schulen wurden, auf Dieterichs Befehl, so viel nur möglich angelegt; in den gröſsern Städten bestanden gelehrte Anstalten, auf welchen Rechtsgelehrsamkeit, Arzneiwissenschaft, Grammatik und Redekunst vorgetragen wurden. Die Sprache Roms

herrschte am Hof, in den Gerichtshöfen, und bei den Gesandtschaften vor. Kassiodorus, Symmachus, Boethius, Ennodius, Epiphanius u. A. waren die Heroen der Litteratur, als Geschichtschreiber, Politiker, Theologen, Redner und Dichter. Derselbe falsche Geschmack, der in den vielfach verdienstvollen Schriften dieser Männer herrscht, waltet auch vor in der Kunst. Aber man schützte und ehrte sie doch, und rettete die Ueberreste der klassischen Vorwelt. Nicht wurden Pferd-Gestüte und Parke von Wildthieren, wie an manchem Hofe neuerer Zeit, den ehrwürdigsten Aeußerungen der vom geistigen Bildungstriebe angeflammten Menschheit vorgezogen oder letztere durch dieselben gar verdrängt. Desto reiner war der Geschmack des Königs hinsichtlich alter Sitten und Volksgebräuche. Er ehrte die meisten, aus Ueberzeugung oder Politik; nur solche, welche die Sitten beleidigten, oder das Gefühl verwundeten, oder den erhabenen Grundsätzen des Christenthums widersagten, bekämpfte oder mißbilligte er, auch wo er sie zur Zeit noch dulden mußte.

Die gleiche weise Politik beseelte Dieterich in kirchlichen Verhältnissen so lange, bis der Fanatismus der einen Partei verfolgerische Rückwirkungen der andern erzeugte. Aufrichtig suchte der Monarch, wiewohl er fest an den Ansichten des Arius von der Natur Christi hing, das hauptsächlichste Hinderniß, welches die Verschmelzung der Römer und Gothen bildete, die Religionsverschiedenheit, durch die großmüthigste Duldung zu heben. Er, der selbst die Juden gegen die Gewaltthaten der Christen beider Bekenntnisse schützte, gestattete nicht nur keine Beeinträchtigung der katholischen Kirche, wiewohl sie das herrschende Volk als ketzerisch und unrein betrachtete; sondern er beschenkte sogar das Grab der Apostelfürsten mit schweren Leuchtern aus Silber, und den Vatikan mit einem tausend und vier Pfund schweren, silberumzogenen Balken. Auf die Bitten des Bischofs Eustorgius schützte er auch die Kirche zu Mailand, vermittelst ausgestellter Briefe, in ihren Rechten und Gütern. Das gleiche widerfuhr jener von Narbonne und Ravenna. Diese Großmuth des Königs gegen

die Priester und Bekenner des feindlichen Lehrsystemes, eine Großmuth, welche nicht selten schwere Beleidigungen durch Wohlthaten rächte, hat der Künstler zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt. All dies jedoch verhinderte keineswegs die Ausbrüche wilden Hasses von Seite der orthodoxen Partei, welche blos durch die Furcht vor Dieterichs Macht in hochverrätherischen Unternehmungen gegen die jetzt regierende Dynastie zurückgehalten wurde, übrigens stets auf jede Weise deren Verderben wünschte und mit ihren Feinden heimlich verbündet war. Während die Bischöfe von Rom und Konstantinopel wechselseitig einander zur Anerkennung ihrer Obergewalt und der in beiden Hauptstädten der Welt ausgesonnenen Glaubensformeln zu zwingen suchten; und während in Rom selbst zwei Parteien über die Wiederbesetzung des erledigten Stuhles sich zerhaderten; blieb Dieterich so lange unparteisam, bis man ihn selbst zum Schiedsrichter zwischen Symmachus und Laurentius, den beiden Bewerbern um die Tiare, sich erbat; und nun entschied er nach aller Gerechtigkeit für den früher und mit Stimmenmehrheit Gewählten. Diese Dazwischenkunft hatte jedoch aus mannigfachen Ursachen die Folge, daß die Römer, welche schon früher den König angegangen hatten, einen Visiator in kirchlichen Angelegenheiten zu ernennen, bald darauf bei Wiederausbruch der alten Feindseligkeiten, von demselben die Einberufung einer Synode wünschten. Als jedoch aus allen Theilen des Reiches bereits die Bischöfe nach Rom gezogen, und selbst Symmachus, trotz mancher Bedenklichkeit, in die Versammlung gekommen war, erhoben die Anhänger des zurückgesetzten Laurentius Streit und Aufruhr, und die Hirten der Gläubigen zerfleischten sich, wie Gladiatoren, mit unchristlicher Wuth. Dieterich verweigerte die Gewährung der Bitte, daß in Ravenna selbst die Synode künftig versammelt werden möchte, und erwirkte durch ernsthafte Vorstellungen die Wiederversammlung der Bischöfe zu Rom, welche die Anwesenheit des königlichen Grafen und der beiden Hausmeier fortan schützte; auch lehnte er mit größter Zartheit die von der Versammlung ihm neuerdings übertragene Entscheidung in der Sache des Symmachus

ab. Kühn dadurch gemacht, und ihrer Stellung als katholische Bischöfe zum Arianischen Monarchen von nun an mehr eingedenk, erklärten die Mitglieder derselben, zur Dankbarkeit für diese Großmuth, das von Odoaker bei einem ähnlichen Anlaß ausgesprochene Gesetz — daß kein römischer Bischof ohne des Königs Berathung gewählt werden könne, als unkirchlich und nichtig.

Dieterich zeigte über diese Schmälerung seiner Rechte durchaus keine Empfindlichkeit, sondern er blieb mit Symmachus, wie mit dessen Nachfolger Hormisdas in dem freundschaftlichsten Verhältniß. Gleichwohl entwaffnete er den geheimen Haß der Häupter der katholischen Partei und des bigotten Pöbels dadurch keineswegs; wohl aber war seine ungewöhnliche Mäßigung für sie noch eine Zeit lang das Hinderniß, unter anständigem Vorwande den mühsam bezähmten Widerstand frei walten zu lassen. Das Verfahren der Kaiser Justinus und Justinianus zu Konstantinopel, welche plötzlich ein System der Verfolgung gegen alle nicht-orthodoxen Christen in ihrem Reiche entwickelten, zwang endlich auch den König der Gothen zum Nachdenken und zu ernster Dazwischenkunft, indem er als das Haupt der Arianischen Bekenner, und als der zweitmächtigste Fürst der damaligen Welt die rücksichtslosen Maßregeln, welchen auch die gothischen Unterthanen im Kaiserreiche preisgegeben waren, keineswegs gleichgültig ansehen konnte. Er schlug daher den Weg der Unterhandlung ein, und wählte das Haupt der römischen Kirche, Johannes, der auf Hormisdas gefolgt war, selbst, zu Ausführung seines Vorhabens, Justinian für mildere Gesinnung zu stimmen. Allein der Papst, welcher an der Spitze einer Gesandtschaft wirklich nach Konstantinopel gieng, spielte in dieser Angelegenheit eine sehr zweideutige Rolle; und während er öffentlich im Geiste seines Beherrschers und seiner Sendung zu handeln schien, soll er — verschiedenen Berichten zufolge — heimlich auf das Gegentheil hingewirkt haben. Dieser Umstand bereitete ihm Kerkerschmach, und zwei andern Männern, welche sonst zu den Zierden Italiens und der damaligen Welt gehörten, den Untergang.

Manlius Torquatus Severinus Boethius, als Staatsmann, Redner, Dichter, Weiser und Patriot von großen Verdiensten; und Aurelius Memmius Symmachus, Anverwandter und Freund des Erstern, damals Konsul von Rom, wurden in den Handel des Patriziers Albinus, welcher eines verrätherischen Briefwechsels mit dem Griechenkaiser angeklagt war, durch allzufeurige Vertheidigung des Bezüchtigten und durch schlimmgesinnte Zeugen verwickelt, und in den Jahren 524 und 525, Boethius zu Verona, Symmachus aber zu Ravenna hingerichtet. Diese That wird immerhin ein unaustilgbarer Flecken in dem sonst reinen Gemälde der Regierung und des Charakters von Dieterich bleiben, auch wenn man bedenkt, daß die Getödteten als Opfer finsterer Bosheit, die dem Auge des Richters undurchdringlich war, oder der Politik, welche in jenen Männern Urheber von Feindseligkeiten gegen den Arianismus und Verbündete des byzantinischen Monarchen ersah, gefallen sind. Die Geschichte hat wohl größere Mißhandlungen der Menschenwürde und Blutschuld jeder Art ihren Gewaltigen verziehen; aber der Freund uud Bewunderer Theodorichs selbst, welche von dessen Gemüthskraft und Geistesgröße den Maaßstab nimmt, richtet strenger, als die meisten Beschreiber der Könige und ihrer Thaten. Der Mord eines Weisen und Freien schreit durch alle Jahrtausende laut anklagend gen Himmel. Darum werde ein Schleier über jene That geworfen, aber ein solcher, welcher sie in ihrer eigentlichen Beschaffenheit dem forschenden Auge nicht verbirgt.

Bald nach diesem traurigen Ereignisse, das auf die geistige Stimmung des Königs einen höchst nachtheiligen Einfluß übte, weil Reue über das Geschehene und die angeborne Milde ihn anwandelten; und nachdem Dieterich der katholischen Kirche, durch die Ernennung des trefflichen Felix (IV.) zum Pabste, vollen Ersatz für den im Kerker gestorbenen Johannes gegeben, starb er, am 26. August 526, im drei und dreißigsten Jahre seiner Herrschaft über Italien. Sein Leib wird noch jetzt — wenn wir der gutmüthigen Legende glauben — im Liparischen Feuerpfuhl von höllischen

Dämonen hin und her gepeinigt; sein Geist aber, der zuerst als frischer Sturm über unhaltbare Werke feiger Tyrannei und feiler Knechtschaft gegangen, sodann als segnendes Frühlingssäuseln über die seinem Scepter anvertrauten Völker geweht hat, lebt in der Erinnerung aller Zeiten, und in dem Herzen der Freien, Weisen und Gewaltigen teutscher Nation, die in ihm das Ideal eines Herrschers den Italienern zu einer Zeit gab, wo das Große des Alterthums vernichtet, und der politische Charakter der neuen Zeit kaum im Beginn seiner Entwicklung begriffen war. Nach allem dem, was von seinen Thaten als Krieger, Regent und Gesetzgeber gemeldet worden ist, noch seine Tapferkeit, Großmuth und Gerechtigkeit zu preisen, wäre unwürdig des erhabenen Gegenstandes, wie des Geschichtschreibers. Darum erinnern wir blos noch an die ausdauernde Liebe und Verehrung, mit welcher viele Jahrhunderte hindurch teutsche Helden, Weise und Sänger an seinem Namen gehangen; an die wunderbaren Mähren, welche das Heldenbuch, das Lied der Nibelungen und viele andere Gesänge über die Thaten seiner Jugend und diejenigen seiner königlichen Herrschaft verbreitet haben. Ueberall erscheint er als unerreichbares Muster, als Blüthe des Heldenthums; als Retter, Mittler und Versühner; dem Gemeinen unzugänglich, allem Tüchtigen hülfreich; Mensch und Christ, Held und Sänger, König und Krieger eng in ihm verschmolzen.

So groß die Verdienste Dieterichs von Bern um die Nation der Ostgothen und das Reich Italien gewesen, so wurden sie dennoch mit dem Untergang seines Hauses gelohnt, und ein furchtbares Schicksal zerstörte sehr bald die blühenden Hoffnungen, welche alle Bessern auf dies Geschlecht gegründet hatten. Der alte König, welchem die schlimmen Folgen einer vormundschaftlichen Regierung im Geiste wohl sich dargestellt hatten, suchte durch die Vermählung seiner Tochter Amalasuntha, (Amalasvintha) mit dem westgothischen Fürsten Eutharich denselben zu begegnen. Aber der treffliche Eidam, welchen Vorzüge des Geistes und des Herzens der öffentlichen Meinung bereits im günstigsten Lichte und der Tochter eines

so großen Monarchen würdig gezeigt, starb noch vor dem Tode dieses letztern (522), und hinterließ einen sechsjährigen Sohn, Athalarich. Diesen hatte Dieterichs Wunsch zum Nachfolger bestimmt, und Gothen und Italiener anerkannten ihn auch zu Ravenna und Rom ohne Widerrede. Amalasuntha, die Mutter, übernahm die Vormundschaft bis zur erreichten Großjährigkeit des Königs; ein bei den Gothen unerhörter Umstand, übrigens auch die erste Ursache ihres nahen Verderbens.

Amalasuntha verband mit einer edlen und blühenden Gestalt alle Vorzüge alter Römerinnen und germanischer Frauen. Prokopius rühmt ihren lebhaften Verstand und ihre vielfache Bildung, und Kassiodorus zollt ihrer Vertrautheit mit verschiedenen Sprachen, zumal aber dem Glanz des Ausdruckes, wenn sie die vaterländische gebrauchte, volle Huldigung. Ohne Dollmetscher unterhielt sie sich mit den Gesandten fremder Fürsten; hörte mehr als sie redete; entschied stets nur nach reifer Ueberlegung, und auch dies in wenigen Worten; alles gegen die sonstige Sitte der Frauen in der Mehrzahl. Den Gothen gegenüber zeigte sie sich mit der Kraft und dem Geiste des Vaters; den Römern mit dessen Großmuth und Milde. Die Manen des Symmachus und Boethius wurden von ihr, durch liebreiche Behandlung ihrer Familien, versöhnt; der Staat erhielt zahlreiche Beweise von Achtung, das gemeine Volk der Römer gegen jede Gewaltthat der Gothen Schutz. Während der ganzen Dauer ihrer Regierung wurde kein Römer weder körperlich gezüchtigt, noch um Geld gestraft. Ihr ganzes Wesen trug mehr antikes als gothisches Gepräge; daher offenbarte sich in den rauhen Gemüthern ihres Volkes auch bald unverkennbares Mißfallen, und der alte Nationalwiderwille gegen jegliches Frauen-Regiment erhielt durch verschiedene Umstände nur zu leicht Nahrung und Vorwand.

Mit dem Hasse der Großen in Mitte der Gothen selbst verschworen sich die geschäftige Intrigue von Aussen, und die rohe Politik der übrigen Dynastien, zu Zerstörung des Hauses der Amaler und der von ihm gegründeten Werke. Der Kaiserhof zu Byzanz unterstützte die feindseligen

Bewegungen der Donauvölker und der Franken und Sachsen; Amalarich nahm zwar das von seinem Großvater Dieterich verwaltete Land dies- und jenseits der Pyrenäen in Besitz, aber nicht für lange; der Vandale Hilderich ließ Amalafriden, die Wittwe seines Vorfahrs, erwürgen; einige Jahre darauf fiel der Gemahl Amalaberga's, Hermanfried von Thüringen, durch fränkische Verrätherei, und sein Land wurde von Franken und Sachsen getheilt. Nach kurzer Frist verlor auch Amalarich das Leben, und Theudis bemächtigte sich des Reiches. Alle diese Unfälle ihrer Verwandten konnte die Fürstin in ihrer damaligen Lage nicht rächen; die Mißvergnügten aber verwechselten politische Ohnmacht mit Mangel an festem Willen von Seite der Regentin-Vormünderin, und schrieen laut über Schmälerung der Nationalehre. Amalasuntha durchschaute ihre Gegner wie deren Plane; aber ausser Kassiodorus, dem sie auch das unbedingteste Vertrauen schenkte, fand sie keine Stütze für ihre Wirksamkeit und zu ihrer Vertheidigung. Der Geist ihrer Regierung selbst sollte daher für sie sprechen. Sie handelte in Allem mit der Gerechtigkeit ihres Vaters, handhabte fest die Gesetze, steuerte den Mißbräuchen, schützte die Curialen und bekämpfte die Simonie. Der junge König selbst wurde ganz nach römischer Art erzogen, und der zügellosen Freiheit, deren die meisten Gothenjünglinge genossen, für edlere Beschäftigungen entrissen. Statt zu Spielen, Gelagen und Waffenübungen, wurde Athalarich zu den großen Beispielen griechischer und römischer Vorwelt und zu den Thaten seiner eigenen Väter, durch den Mund der Römer selbst gepriesen, hingeleitet. Drei edle Gothen, durch Verstand und Alter ehrwürdig, trugen die Oberaufsicht. Aber die mißvergnügten Großen zeigten hierüber, des erhaltenen Anlasses zur Parteiung froh, neues Mißvergnügen; und als eines Tages Athalarich, für ein geheimes Laster von der tief entrüsteten Mutter gezüchtigt, weinend zu einigen derselben floh und die erlittene Unbild klagte, brachen sie mit dem lang verhaltenen Plane förmlich los, und nöthigten die königliche Frau, nicht ohne rauhe Vorwürfe, den Jüngling von nun an männlicher Pflege zu überlassen. Bald warf er, jeder Fessel ledig, allen nur möglichen

Ausschweifungen sich in die Arme, deren Opfer er auch nach kurzer Frist geworden ist. Das Ansehen der Mutter aber wie der Regentin war für immer gebrochen. Zwar weigerte sie sich, die Königsburg zu räumen, wozu man frech genug sie zwingen wollte; aber sie erkannte das Mißliche ihrer Lage nur zu gut, und sann auf Sicherheit. Sie suchte die Parteihäupter zu trennen, unterhandelte mit Justinian, zog treue Vasallen ins Vertrauen, und belud ein Schiff mit Gold und Schätzen nach Epidamnus, wo sie künftig von den falschen Freuden der Herrschaft für immer geschieden, ihren Aufenthalt zu nehmen gedachte.

Inzwischen fügte es sich, daß jene Häupter ihren Tod fanden, und Athalarich, schon im sechszehnten Jahre an den Folgen seiner Laster verschied (534). Justinian, besorgt über die Veränderung der Umstände und Amalasuntha's Entschluß, sendete Bevollmächtigte an sie, scheinbar um über die vorenthaltene Feste Lilybäum sich zu beschweren, in der That aber um über Italiens Abtretung mit der Königin weiter zu verhandeln. Noch begieriger ergriff der Kaiser den minder gefahrlosen Weg, welchen der treulose Theodat, Statthalter von Thuscien, ein naher Verwandter Amalasunthas, aber wegen mehrfach erlittener Beschränkungen der Fürstin gehaß, zwei andern griechischen Gesandten eröffnet hatte. Die Königin, welche von allerlei Planen dieses Menschen ahnete, und die immer schwierigere Stimmung der Gemüther unter den Gothen sah, beschloß nunmehr, da mit den Umständen ihr früherer Entschluß, ins Privatleben zu treten, sich geändert hatte, einen Staatsstreich; sie bot dem Theodat ihre Hand und den Königstitel an, gegen eidliches Versprechen, damit zufrieden zu seyn, und niemals sich in Staats-Angelegenheiten zu mengen. Kaum aber war die Vermählung vorüber, und dem Hofe zu Byzanz von Theodat mit Aeusserungen warmen Dankes gegen seine Wohlthäterin angezeigt worden, als derselbe zuerst einige Freunde der Königin tödtete, die Verwandten der auf Amalasunthens Befehl hingerichteten Verschwörer zu hohen Aemtern beförderte, und seine Gemahlin selbst auf einer Insel des Volsinischen Sees verhaften ließ. Die Sache mußte unter

dem Volke sowohl, als am Byzantinerhof den schlimmsten Eindruck erregen. Der Verräther, dies erkennend, nöthigte der Gefangenen eine schriftliche Erklärung ab, daß Alles mit ihrem Willen geschehen sey, und übermachte solche durch eine Gesandtschaft von Senatoren nach Konstantinopel. Justinian, vor Ankunft derselben über die Bedrängniß Amalasuntha's belehrt, verhieß ihr in einem Schreiben, welches sein Unterhändler Petrus überbringen sollte, kräftigen Beistand. Aber Brief und Unterhändler kamen zu spät; schon war die Königin, auf Befehl Theodats, welchen jene rachedürstenden Verwandten unablässig zu schwarzer Gewaltthat trieben, im Bade erdrosselt worden. Der Fluch dieser That kam über die unglückselige Nation, die sie veranlaßt hatte, und dieselbe brachte auch dem Mörder keineswegs die gehoffte Frucht. Justinian und das Schicksal rächten den schwarzen Undank an Dieterichs Geschlecht; und nach schwerem Ungemach, aber glorreichem Widerstand gieng das heldenmüthige Volk der Gothen, welches einen Augenblick wohl verführt und in die Gewalt eines feilen Knechtes gerathen, aber bald wieder zur alten Gesinnung zurückgekehrt war, würdig eines bessern Schicksals, unter. Aus ihm treten in dieser Periode schnell wechselnden Sieges und Unglückes vor allen übrigen herrlich hervor, die Könige Vitigis, Totilas und Tejas, deren Thaten und Schicksale wir nun beschreiben.

Vitigis. Totilas. Tejas.*

Wohl wieget Eines viele Thaten auf:
Das ist für's Vaterland der Heldentod.
L. Uhland.

Da Justinian die Ermordung Amalasunthens, als seiner Freundin und Bundesgenossin, anständigen Vorwand gab, den längst geschmiedeten Plan zu vollführen, und Italien, als eine vom römischen Gesammtreich abgetrennte Provinz, mit demselben wieder zu vereinigen: so wurde alsbald von dem Ueberwinder der Vandalen der Krieg auch gegen die Gothen beschlossen. Zwanzig Jahre lang verwüstete er, nur mit weniger Unterbrechung, die Gefilde von Italien; er hat an Prokopius, der selbst Theilnehmer war, einen würdigen Geschichtschreiber gefunden, welcher allen teutschen Völkern auch für frühere und spätere Zeiten und Begebenheiten zu wünschen wäre. Die Rüstungen wurden von Seite des Kaisers eben so rasch betrieben, als Theodat feig alle Vertheidigungsmaaßregeln versäumte. Als die Waffen der Griechen bereits bedeutende Fortschritte gewonnen, erkannte sich der Mörder endlich im Gefühl seiner Niedrigkeit, und bat auf die demüthigsten Bedingungen um Frieden. Aber Byzanz gieng selbst auf diese nicht ein, nachdem Theodat schon einmal es getäuscht hatte, sondern forderte unbedingte Unter-

---

*) Quellen: vergl. die bei Dieterich angegebenen Schriftsteller.

werfung; für den Sieg bürgte der Ruhm Belisars, welcher Gelimers Herrschaft in Afrika vernichtet, und die alte Kriegszucht für eine Zeit lang unter die Heere Ost-Roms zurückgebracht hatte. Salona, Dalmatien, Liburnien, wurden von den Griechen in Besitz genommen; Neapel nach zwanzigjähriger Belagerung gestürmt und furchtbar behandelt. Die Gothen knirschten auf die Kunde von diesem letztern, unersetzlichen Verluste; sie erklärten Theodat der Königswürde verlustig. Der gleich erfahrene als tapfere Vitigis, ein Gothe von gemeiner Herkunft, aber vom Volke geliebt, ward auf dem Schild erhoben, und Theodat auf seinen Befehl getödtet, als er vor ihm floh (536). Die Tochter Amalasunthens reichte ihm darauf, wiewohl wider Willen, ihre Hand; die neue Wahl sollte durch diese Verwandtschaft mit dem alten Königsgeschlecht größere Bedeutsamkeit erhalten.

Allein Vitigis trug die Krone eines von allen Seiten erschütterten Reiches, und die Herrlichkeit schien bald ihrem Ende nahe. Die Provinzen über dem adriatischen Meere, sodann Sicilien und Neapel waren in Feindes Hand. Im Norden drängten die Franken, im Süden die Griechen. Durch Verrätherei des Bischofs und der Einwohner, gieng auch Rom, welches zu schwach besetzt war, über. Ganz Unter-Italien stand nun wieder im Gehorsam des Kaisers, nachdem Apulien und Kalabrien von freien Stücken gehuldigt, und ein Theil von Samnium durch Meineid eines gothischen Anführers überliefert worden war. Sofort richtete Belisar seine Blicke nach Thuscien. Seine Unterbefehlshaber nahmen in demselben Narnia, Spoletium und Perusia in Besitz. Bestürzt über solch schnelles Glück der Feinde, erhob sich endlich Vitigis, der an der Spitze von 150,000 Gewaffneten stand, aus Ravenna. Ein Theil des Heeres zog nach Dalmatien, zur Wieder-Eroberung Salona's; er selbst brach auf nach Rom, zur Belagerung desselben. Der König setzte über die Tiber, und drängte die Griechen unter die Mauern der Stadt zurück; darauf umschloß er sie und die letztere in sieben verschiedenen Lagern, von der Flaminischen Straße bis zum Pränestinischen Thor; auch besetzte er die milvische Brücke,

den Schlüssel zu Etrurien und dem Meere. Seine Aufforderung zur Uebergabe wurde von Belisar stolz und verneinend beantwortet. So sollte darum ein Sturm entscheiden; aber aus Unkunde aller Belagerungstaktik wurde er fruchtlos unternommen; auch stand an der Spitze der Besatzung Belisar, Feldherr und Krieger zugleich, Meister der Umstände und der Herzen der Menschen mit wunderbarer Gewalt. Nur der Hafen und die Hafenstadt am rechten Tiberufer, freilich für die Römer ein unersetzlicher Verlust, wegen der nunmehr erschwerten Zufuhr, kamen in die Gewalt der Gothen. Inzwischen erhielt die Besatzung durch eine Flotte die längst erwartete Verstärkung, und damit neue Kraft des Widerstandes. Aus Neapel und Kampanien wurden Lebensmittel eingetrieben und glücklich nach Rom eingebracht. Nach mehr als sechszig größern und kleinern Gefechten sahen sich die Gothen zuletzt aus Belagerern in Belagerte verwandelt, und in die Nothwendigkeit versetzt, um Frieden zu bitten. Er wurde verweigert; blos ein Stillstand von drei Monaten kam zu Stande. Belisar besetzte mehrere in unklugem Vertrauen auf den Stillstand verlassene Stellungen der Gothen. Sie klagten voll gerechter Entrüstung über den Treubruch. Aber auch im Rücken wurden sie, ächt griechisch und gegen den Vertrag, angegriffen. Sie suchten durch List nun Meister der alten Hauptstadt zu werden; aber mittlerweile wurde die neue, Ravenna, selbst auf gleiche Weise von Johannes, welchen Belisar vorausgeschickt, und von Malasuntha, der eigenen Gattin des Vitigis, welche ihn haßte, bedroht. Schon war das wichtige Ariminum gefallen; da eilte der König, den Sitz des Reiches und die Städte Umbriens und Etruriens zu schirmen. Nachdem Vitigis auf Ankona einen vergebenen Angriff gewagt, landete im Picenischen ein anderer von Byzanz gesendeter Feldherr der Griechen, Narses, und mit diesem beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte dieses merkwürdigen Krieges.

Fünftausend Mann betrug die Verstärkung, welche der tapfere Eunuch nach Italien gebracht hatte; unter dieser selbst befanden sich mehrere Heruler, wie denn Teutsche meist durch Teutsche zu allen Zeiten zu Grunde gerichtet

worden sind. Vitigis zog sich nach Ravenna zurück. Inzwischen nahm Belisar Urbinum, Johannes aber Forum Cornelii (Imola), und nun war mit Ausnahme Cesena's die ganze Provinz Aemilia dem Kaiser unterworfen. Dagegen waren des gothischen Anführers Vraja Waffen in Ligurien siegreich, und es fiel, da Belisar und Narses, beide auf wechselseitigen Ruhm wider einander eifersüchtig und erbittert, den Entsatz nicht bewirken konnten, selbst Mailand, nach Rom die größte italische Stadt, in die Hände der Gothen. Sie übten für schwere Kränkungen blutige Rache; der größte Theil Liguriens kehrte wieder unter ihre Herrschaft.

Nichts destoweniger erkannte Vitigis seine und der Nation Lage zu gut, als daß er ohne fremden Beistand in die Länge zu widerstehen hoffen konnte. Nachdem bei dem stammverwandten Volke der Longobarden vergeblich ein Bündniß gesucht worden, bewegte Vitigis durch geheime Boten, die unter den größten Gefahren die Reise ins Werk setzten, den fernen Perserkönig Chosru wider Byzanz in die Waffen. Dadurch gewann er in Italien freiern Raum, weil Belisar gegen den neuen Feind ausziehen mußte. Aber auch Justinian benutzte die Zwischenzeit, wo sein Heer minder thätig seyn konnte, um durch listige Unterhandlungen die Kraft der Gothen müssig zu erhalten; und als ein schneller Friede den Krieg im Orient beendigt hatte, änderte er plötzlich den Ton und Vitigis mußte von neuem mit aller Kräfte Anstrengung gegen den Kaiser in die Schranken treten. Inzwischen war auch das längst versprochene fränkische Hülfsheer unter dem Könige von Austrasien, Theodebert, in Oberitalien erschienen, aber nicht um für den einen oder andern Theil Partei zu ergreifen, sondern auf eigene Rechnung zu streiten und zu erobern. Gothen und Griechen wurden allmälig mit gleicher Feindseligkeit behandelt. Endlich zwang das Heer selbst seinen Fürsten zur Rückkehr, da es förmlichen Kampf mit dem Kaiser nicht eingehen wollte. (539)

Die Gothen aber verfolgte von nun an das Unglück ohne Unterlaß. Fesoli und Osimo ergaben sich an Belisar, welcher nach der Rückberufung der Narses wieder allein in Italien befehligte. Darauf entschloß sich jener,

Ravenna selbst zu belagern, und mit einem einzigen Hauptschlag den Krieg zu beendigen. Vitigis hatte den Schmerz, alle nach jener Stadt gesandten Mundvorräthe in Feindes Hände fallen zu sehen, indem der seicht gewordene Po die Fahrzeuge aufhielt. Zwar kam von Seite der Franken ihm die Hoffnung kräftigen Beistandes; aber die scheinbar vortheilhaften Unterhandlungen, in welche Belisar listig ihn verstrickt, bestimmten ihn, den diesmal aufrichtigen Anträgen der Könige Theodebert und Childebert kein Gehör zu schenken. Belisar frohlockte, und wußte selbst dann, als sein Gebieter Justinian unter annehmbaren Bedingungen Vitigis den Frieden bot, die Sache wieder zu vereiteln. Der griechische Feldherr, voll Liebe des Ruhms und Eifer für seinen Hof, hielt kein System zu schlecht, wenn es nur zur Vergrößerung seines Monarchen und seines Vaterlandes diente. Daher hatte ihn der Theilungsvorschlag mit Mißmuth erfüllt, vermöge dessen Vitigis alles Land am linken Ufer des Po verblieben, das andere aber an Justinian gefallen seyn würde. Vitigis drang darauf, daß Belisar den Vertrag mit unterzeichne; dessen weigerte er sich. Eine Partei von Gothen, welche den Untergang ihres Vaterlandes durch den erstern prophetisch voraussahen, trugen, um solches zu fernen, Belisarn den Thron von Italien an; aber seine Treue war mächtiger als sein Ehrgeiz. Gleichwohl stellte er sich, als gieng er in die Sache ein, verhieß in Ravenna selbst den Vertrag zu unterzeichnen und zum Könige sich auszurufen. Hierauf öffnete man ihm die Thore, und das Schicksal zog mit ihm zum Verderben der Gothen ein (540).

Nachdem Belisar die unruhigsten unter seinen Feldhauptleuten nach verschiedenen Gegenden verschickt, und Sendlinge an die Befehlshaber der von den Gothen noch besetzten festen Plätze zur Erwirkung schleuniger Uebergabe beordert hatte: nahm er Vitigis und die Häupter des Gothenheeres gefangen, und enthüllte ohne Scheu den großen Betrug, mit welchem er die Arglosen umgarnt hatte. Alle Städte in Aemilien und Venetien fielen nun, mit alleiniger Ausnahme Verona's, wo der edle Ildebad, Schwestersohn des westgothischen Teudis, befehligte. Um ihn sammelte sich diesseits

des Po der Haufe der Getreuen, welche den Umständen durchaus nicht zu weichen, sondern den Ueberrest des Reiches gegen den treulosen Feind bis zum Aeussersten zu vertheidigen, in einer Versammlung zu Pavia beschlossen hatten; und es ward, nachdem der tapfere Vraja, Vitigis Neffe, die Würde nicht angenommen, auf den Vorschlag desselben Ildebad zum Könige gewählt. Vitigis selbst wurde, da Belisar Befehl zur Heimkehr erhalten, von diesem mit nach Konstantinopel geführt. Dort starb er nach zwei Jahren schon, vom Kaiser ehrenvoll behandelt, und durch den Titel eines Patriziers für den verlornen Königsthron entschädigt.

Die unkluge Habsucht des Byzantiner Hofes und die Gewaltthaten seiner Statthalter kräftigten in den unterjochten wie in den noch freien Gothen die Gedanken neuer Gegenwehr und blutiger Rache. Der Sieg Ildebads bei Treviso über Vitalius beurkundete den noch inwohnenden Muth. Weniger gerecht als tapfer, wurde der neue Fürst jedoch nach kurzer Herrschaft getödtet, zur Sühne für die Ermordung Vraja's, seines Wohlthäters. Desgleichen der Rugier Erarich, welchen die Partei seiner mit den Gothen vermischten Landsleute emporgebracht. Der Bruder Ildebads, Totilas, wurde auf den Schild erhoben, ein Mann von nicht gewöhnlicher Erfahrung, von großem Kriegsruf und der edelsten Gesinnung für sein Volk und dessen Ehre. Manche seiner Vorfahren haben in glücklichern Zeiten noch mehr geglänzt durch Thaten des Schwertes und des Verstandes; aber es fühlt sich das Herz im Innersten ergriffen, wenn es die Anstrengungen der beiden letzten Helden der gothischen Nation, Totilas und Tejas, im Todeskampfe derselben verfolgt, und es erscheint vor uns hier fürwahr in seiner ganzen Todesherrlichkeit jenes „Schicksal, welches, nach dem größten Sänger der Teutschen, den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“

Nachdem Totilas sich im Besitze der höchsten Gewalt befestigt, beschloß er, Anführer von nicht mehr als fünftausend Mann, den ungleichen Kampf mit Justinians Truppen. Die Gesammtzahl derselben betrug zwölftausend Mann; eilf Feldobristen befehligten sie, darunter Artabazes, Johannes,

Cyprianus und Bessas die vornehmsten. Der erste der Genannten überrumpelte durch einen kühnen Streich Verona, aber er konnte die Eroberung nicht behaupten, und zog darum über den Po nach Faenza. Totilas verfolgte ihn, und während er mit der Hauptmacht ein Treffen bot, legte er zugleich Hinterhalte. Der Zweikampf eines gemeinen Kriegers aus seinem Heere mit Artabazes, welcher die Herausforderung allein angenommen, leitete den Sieg ein, welchen Totilas bald darauf vollständig über die Griechen gewann. Sofort sendete er einen Theil seiner Streitkräfte in's Thuscische, unter Blödel, Roderich und Vliaris, und trug ihnen die Belagerung von Florenz auf. Die Stadt wurde bedrängt, aber durch schleunigen Ersatz von Ravenna aus gerettet. Die Griechen griffen nun die Belagerer selbst an, welche aber auf einer Anhöhe so vortheilhaft sich verschanzt hatten, daß die Anstrengungen der Feinde fruchtlos waren, und als sie später auch in die Ebene herunter gelockt wurden, entschied sich der Tag abermals für die Gothen. Totilas bewältigte inzwischen Cesena und Petra, und rückte selbst nun in Thuscien ein; aber die Vesten waren zu stark vertheidigt, und die Zeit zu kostbar. Er umgieng daher Rom, lagerte sich vor Benevent und nahm es. Die Mauern wurden, aus Fürsorge für gedenkbare Fälle, niedergerissen; die Besetzung selbst erforderte zu viele Leute. Während Vliaris Neapel mit Macht belagerte, ward er durch seine Unterbefehlshaber von Kumä und ändern Städten Meister, und ein großer Theil von Oberitalien huldigte nun wieder dem gothischen Scepter.

Ueber alle diese Unfälle erschrak der Kaiser nicht wenig, und sah durch die Fehler seiner Feldherren sich mit dem völligen Verluste des theuer Errungenen bedroht. Darum wurde nun Maximinus mit Schiffen und Truppen nach Italien beordert; aber da der neue Feldherr im Epirus und in Sicilien zu lange verweilte, gieng die beste Zeit zum Kampfe verloren. Und als er in der Nähe von Neapel endlich eintraf, zerstreute zum Theil ein Sturm seine Schiffe, zum Theil griff Totilas zur See und zu Lande ihn an; viele Fahrzeuge geriethen in der Gothen Gewalt; die ausgeschifften Truppen wurden erschlagen.

Die nächste Folge dieser Niederlage war die Ergebung Neapels an Totilas. Er gewährte, obgleich er die Mauern niederlegte, der Besatzung freien Abzug, den Einwohnern großmüthigen Schutz, und handhabte strenge Zucht unter seinem Kriegsvolk. Denn nicht nur durch die Waffen über die Heere der Griechen, sondern auch durch die öffentliche Meinung über die Gemüther wollte der König siegen. Von Neapel warf er seine Blicke auf Rom. Er bearbeitete durch heimliche und öffentliche Briefe und Boten die Einwohner, und zeigte ihnen zwischen griechischer und gothischer Herrschaft den Unterschied. Aber noch wachte der kaiserliche Befehlshaber Johannes sorgfältig über jede innere Bewegung, und schnitt durch strenge Maaßregeln alle Verbindungen mit Totilas ab.

Diese Lage der Dinge bestimmte den Kaiser, an Belisar die Leitung der italischen Angelegenheiten wieder zu übertragen. Er landete jedoch mit wenigen Truppen; kaum hatte man aus Thrazien 4000 Söldner zusammengebracht. Mit diesen that Belisar beinahe Unmögliches. Während sein Gegner Tivoli nahm und die Einwohner mit der Schärfe des Schwertes schlug, befestigte er Otranto, welches bereits auch von den Gothen umlagert wurde. Die Bewegungen des Königs gegen Rom beschäftigten nun seine Hauptsorgfalt. Bereits waren einzelne Streithaufen bis zur Tiber gekommen und alle Zufuhren der Stadt abgeschnitten. Kaum zu Ravenna angelangt, (Frühjahr 544) entsendete Belisar, nachdem er durch feurige Anreden die Hoffnungen der Griechen und Römer gestärkt, eine Truppen-Abtheilung in die Provinz Aemilia. Aber die Krieger verließen schon zu Bologna ihre Fahnen, aus Mangel an Sold, und Totilas blieb unverwehrt, sich verschiedener Städte im Picenischen und Etrurischen zu bemächtigen. Nur vor Osimo, Pesaro und Perusia gelang ihm sein Vorhaben nicht; desto glücklicher hoffte er gegen Rom selbst zu seyn. Er hatte seine Streitmacht durch Italiener und Freigelassene verstärkt; die Küsten und Häfen hielt er durch die von ihm hergestellte Flotte blockirt. Während daher sein Gegner zu Durazzo, un-

willig über den langen Verzug, Verstärkungen erwartete, und die drei Kapitel der Kirche den Kaiser mehr als die bedrängte Lage seines Feldherrn beschäftigten, sperrte er alle Zugänge nach Rom zu Wasser und zu Lande.

Die schrecklichste Hungersnoth wüthete in der täglich mehr entvölkerten ehmaligen Hauptstadt der Welt, und so viele Mühe Belisar auch anwendete, Lebensmittel und Verstärkungen durch List oder Gewalt hinein zu bringen, so wurden doch durch Totilas Wachsamkeit und Energie alle Versuche vereitelt. Balken, Ketten und Wachtthürme umgaben und hüteten von der Fluß- und Landseite die Zugänge. Und als die Bedrängniß den höchsten Grad erreicht und Belisar auch das Unmögliche versucht hatte, wurde um Mitternacht, wie einst durch Alarich, der Sturm unternommen. Die Gothen bewältigten die Stadt ohne großen Widerstand, und übten unerwartete Schonung. Nur sechs und zwanzig Krieger und sechszig Einwohner fielen bei dem Sturme. Das schwache Geschlecht fand kräftigen Schutz, und nicht einmal zur Ehe durfte eine Römerin gezwungen werden. Die Plünderung allein konnte als Ersatz für lange Mühsale dem gemeinen Volke nicht verwehrt werden. Uebrigens gebot Totilas sogar der Rache wider Diejenigen Schweigen, welche an Dietrichs Andenken schwer sich versündigt hatten, durch Zertrümmerung der ihm gesetzten Säulen. Den Tag nach der Einnahme berief er seine Gothen und die römischen Senatoren zu sich. Die Erstern erinnerte er an das schnell wechselnde Glück, welches sie mehr als einmal erfahren, an den Unterschied zwischen Ehemals und Jetzt, und an die wahre Ursache der erlittenen Niederlagen und der so eben errungenen Siege. Als Bürgschaft für die Dauer des gegenwärtigen Glückes stellte er Gerechtigkeit und Mäßigung voran. Bitter dagegen redete er mit den Senatoren über den schnöden Undank gegen das Geschlecht Theodorichs und die Nation der Gothen, von welchen sie doch nichts als Wohlthaten empfangen; über den treulosen Abfall zu Justinian, dessen Statthalter und Beamte sie nur gedrückt und gepreßt. Damit verglich er die freundschaftliche Aufnahme, welche sie selbst bei den Isauriern

gefunden, und schloß damit, daß diese fortan als Freunde und Verwandte betrachtet, die Römer aber als Sclaven behandelt werden sollten. Schreckerfüllt verstummten die Senatoren: nur Pelagius sprach mit allem Feuer der Rede für sein Volk, bis Totilas seinen Entschluß zurücknahm, und dadurch freundlichern Trost in ihre Seelen goß. (Dezember 546.)

Nachdem er an Rom so hohe Großmuth geübt, glaubte er in Byzanz ein gleiches Gefühl der Mäßigung und Billigkeit zu finden, und unterhandelte abermals um Frieden. Der Kaiser aber antwortete ausweichend, und verwies in Allem auf Belisar. Inzwischen wurde eine Abtheilung Gothen in dem Hauptpaß Lukaniens geschlagen; Totilas eilte zu Hülfe, beschloß aber, tiefzürnend, und damit ihm der Rücken fortan gesichert bliebe, Rom zu zerstören, den einen Theil seiner Truppen in den Trümmern aufzustellen, mit dem andern aber selbst nach Lukanien zu ziehen. Schon waren die Thore ausgehoben, und ein Drittheil der Mauern niedergeworfen, als ein Schreiben von Belisar an ihn gelangte, nachstehenden Inhalts: „Noch immer ist an tapfern Männern und an Freunden der Bildung erfunden worden, daß sie den Städten neue Zierden beigefügt; dagegen war es von je ein Kennzeichen der Thoren, schon vorhandene zu zerstören, und somit ohne Scheu ein Denkmal ihrer eigenen rohen Natur der Nachwelt zu hinterlassen. Nun gilt ohne Widerrede Rom für die erste Stadt des Erdbodens, sowohl an Größe als an Pracht. Denn nicht durch eines einzigen Mannes Schätze wurde sie aufgebaut, sondern viele Kaiser und eine Reihe der trefflichsten Männer trugen hiezu bei, und aus der ganzen Welt wurden Schätze dahin gesammelt, und Baumeister und Künstler verwendet. Und nachdem die Stadt auf solche Weise allmählig gegründet worden, blieben in ihr für die Nachwelt Denkmale jeder Kraft und Tugend zurück. Wird ihr deshalb nun irgend ein Nachtheil zugefügt, so muß derselbe schwer von allen Geschlechtaltern gefühlt werden; denn, es würde dadurch alle Erinnerung an die Größe der Altvordern und aller Trieb, dieselbe nachzuahmen, getilgt. Unter den gegenwärtigen Umständen sind aber nur zwei Fälle möglich; ent-

weder entreißt dir der Kaiser den Sieg, oder du erringest ihn mit starkem Arme. Siegst du, und Rom ist zerstört, so hast du, o trefflicher Mann, keine fremde, sondern deine eigene Hauptstadt vernichtet, wogegen du bei ihrer Erhaltung dein Reich durch die herrlichste aller Besitzungen vermehrest; erklärt sich aber das Kriegsglück wider dich, so bleibt dir, wenn du Rom geschonet, die Huld des Siegers gesichert, wogegen nach Zerstörung der Stadt von keiner Milde mehr die Rede seyn kann. Uebrigens wirst du sonst aus solch einer That keinen Nutzen gewinnen, sondern die öffentliche Meinung aller Sterblichen wird einstimmig über dich richten. Denn nach den Thaten der Fürsten wird der Ruhm ihres Namens gewerthet.« Totilas fühlte in sich keine kleinere Seele als sein Gegner Belisar, und verschonte die Stadt. Er begnügte sich mit Niederreissung der Mauern, und mit Abführung der vornehmsten Einwohner nach Kampanien. Ein Theil seiner Streitmacht blieb auf dem Algidus (der Cava dell' Aglio) und deckte ihm den Rücken.

In Lukanien unterwarf sich Totilas alles, was er auf seinem Marsch berührte; Johannes floh vor ihm nach Otranto, und suchte von da aus Kalabrien zu behaupten. Nachdem der König jedoch in Acerenza eine Besatzung, zur Hut der Gränze, eingelegt, trat er seinen Rückzug nach Ravenna an, um die innern Angelegenheiten in dem wieder-eroberten Theil des frühern Gothenreiches zu ordnen. Diese Zeit benützte der wachsame und unermüdliche Belisar, rückte von Porto aus wider Rom an, bemächtigte sich der schwach besetzten Stadt und befestigte sie in aller Eile, so gut er's vermochte; auch wurden unter großen Schwierigkeiten Mundvorräthe die Tiber herauf geschafft. Vergebens kehrte Totilas in gezwungenen Märschen zurück, um vor Wiederherstellung der Mauern die Griechen aus Rom zurückzutreiben; sein Angriff auf der Flußseite wurde abgeschlagen und zu Lande hatte Belisar bereits die nöthigen Verschanzungen zu Stande gebracht. Die Gothen murrten jetzt über des Königs unzeitige Großmuth, welche zu ihrem Schaden eine ewig feindselige und treulose Stadt von dieser Wich-

tigkeit verschont. Totilas lagerte sich in Tivoli und bezog hier feste Stellung; Belisar dagegen vollendete Roms Befestigung, und machte die Lage der Gothen in kurzer Zeit von neuem sehr kritisch. Man hatte gehofft, durch ein Bündniß mit den Franken sich verstärken zu können; aber die Bewerbung des Königs um eine Prinzessin derselben hatte aus dem Grunde keinen Erfolg, weil von jener Seite der Thron des Totilas als nicht genug befestigt, und zumal der Verlust Roms als Beweis seiner Schwäche betrachtet wurde. Daher beschloß Totilas durch neue Siege seinen Ruhm wieder herzustellen. Von Perusia zog er wider Johannes, welcher inzwischen Muth erhalten, und die gothischen Haufen in Kampanien angegriffen hatte. Er schlug ihn, und trieb ihn nach Tarent zurück. Eben so die Truppen Belisars selbst, in der Gegend von Cotrone, wohin derselbe von Rom aus sich begab, um die Verstärkungen aus Griechenland abzuwarten. Der Feldherr des Kaisers flüchtete nach Messina. Bald rief ihn die Hofkabale zurück, um mit Undank die großen dem Vaterlande geleisteten Dienste ihm zu lohnen. Er starb in Verbannung und Ungnade. (565)

Nach Belisars Entfernung wurden Totilas Waffen meist wieder siegreich. Zum zweitenmal fiel das bewältigte Rom in seine Gewalt; auch diesmal schonte er, und die Berichte von nunmehriger Zerstörung der alten Denkmäler und der schönsten Wohnungen gehören in die Reihe der Mährchen, mit welchen die rückkehrende Schaam der Italiener religiösen Vandalismus zu beschönigen gesucht hat. Der König zwang hierauf auch Perugia, das Kastell von Tarent, Rhegium und Sicilien. Niemand widerstand seinem siegerischen Andrang, und während er von dieser Seite die Früchte von Belisars langen Anstrengungen zerstörte, hauste an der Gränze von Oberitalien der Frankenkönig Theodebert, mit welchem Totilas in ein leidlicheres Verhältniß sich setzte. Noch kühnere Unternehmungen jenes Fürsten verhinderte sein baldiger Tod. Der Kaiser suchte, wiewohl vergeblich, das Bündniß Theodebalds von Austrasien wider die Gothen. Im Ganzen waren die Franken gegen ihre Stammverwandten wie gegen die Griechen, gleich treulos. (549 — 560.)

Totilas regte inzwischen, keine Maaßregel zu Vernichtung der Ueberreste byzantinischer Herrschaft versäumend, auch auswärtige Nationen wider Justinian auf; so z. B. die Slaven. Ja die Griechen wurden sogar an den Küsten ihres eigenen Landes, wie im Epirus, von seiner zahlreichen Flotte beunruhigt. Nur vor Ankona, welches er zu Wasser und zu Lande bedrängen ließ, erlitten seine Feldherren Indulf und Giblas eine Niederlage und bedeutenden Verlust. Derselbe zog die Einbuße von Sicilien nach sich. Dafür wurden von ihm Korsika und Sardinien erobert. Im Hafen von Cagliari schlugen die Gothen den Angriff der Griechen darauf siegreich zurück. Dies war jedoch der Wendepunkt von Totilas Herrlichkeit, und mit der Ankunft des ausgezeichneten Narses, welcher als Nachfolger des Belisar und Germanus nach Italien entsendet wurde, neigte das Glück sich bald wiederum den Griechen zu. (551.)

Der neue Feldherr hatte durch viele fremde Kriegsvölker, die den Kern seines Heeres bildeten, zumal aber durch die Longobarden sich verstärkt, an deren Spitze der tapfere Audoin stand. Zwar suchten die an der Gränze von Venetien gelagerten Franken ihm den Durchzug zu wehren, und Tejas, der vorzüglichste unter Totilas Anführern, zog mit einer starken Abtheilung in der Richtung von Verona wider ihn an: doch wußte Narses längs der Seeküste seinen Marsch fortzusetzen, und erreichte glücklich Ravenna. Von da übersetzte er, trotz der Anstrengungen der Besatzung von Ariminum, den Fluß, und verfolgte durch Umbrien den Zug nach Rom. In den Apenninen stießen die beiden tapfern Feldherren aufeinander. Die Schlacht, welche über das Schicksal der gothischen Monarchie in Italien für immer entschied, wurde geliefert, und Totilas, trotz des heldenmüthigen Widerstandes, verlor sie mit dem Leben zugleich. Sein Tod war es, welcher die allgemeine Niederlage seines Heeres bewirkte. Sechstausend der Tapfersten bedeckten die Wahlstatt zugleich mit dem Könige, welcher in den eilf Jahren drangsalvoller Herrschaft und unaufhörlichen Kampfes mit dem äussern Feinde dennoch niemals über dem Helden den Menschen vergessen, Recht und Ge-

rechtigkeit nach Innen, Zucht unter dem Heere, und nach den schwersten Beleidigungen Großmuth und Milde an dem überwundenen Feinde geübt hatte. Mit Jubel empfieng der Kaiser des Orients den blutbespritzten Kriegsrock des Erschlagenen, welcher die Tage Dieterichs zu erneuern gedroht, und mehr als einmal für seine Trophäen in Italien ihn zittern gemacht hatte. Die Gothen zu Pavia aber wählten Tejas, bei weitem den würdigsten von allen, zu ihrem Monarchen; er trat in die Fußstapfen seines Vorfahrs, als Regent und Feldherr, und fiel, groß und kräftig, wie der Stifter der Monarchie.

Die erste Maaßregel war, aus den zu Mailand vorgefundenen Schätzen des Totilas ein neues Heer, versehen mit allen Bedürfnissen, auszurüsten, und die Franken zur Theilnahme am Krieg wider Narses zu gewinnen. Narses, darüber besorgt, entsendete Valerianus, den Po genau zu bewachen, und die Zusammenzüge der Gothen zu verhindern; er selbst zog mit dem übrigen Heere nach Rom. In Thuscien ergab sich ihm Narnia freiwillig; zu Spolet wurden die Mauern wieder hergestellt, und so allenthalben, wo die Gothen sie niedergelegt. Perusia gieng durch Verrath über. Derjenige Theil von Rom selbst, welchen Totilas, in Anbetracht der geringen Zahl seiner Streitkräfte mit Mauern umgeben und zu einer Art Veste verwandelt hatte, (in der Gegend der Moles Hadriani) wurde nunmehr belagert, und vom Dagisthius, nicht ohne blutigen Verlust, eingenommen. Narses schickte alsbald dem Kaiser die Schlüssel der wiedergewonnenen Stadt. Den Einwohnern selbst wurde der Sieg verderblicher als das Joch. Denn nicht nur wurden alle Zugänge der Stadt unsicher, einzelne Haufen von Römern niedergemacht, und die Umgegend schreckbar verwüstet; sondern auch die nach Kampanien und anderwärts geflüchteten Edlen und Bürger wurden nun, wo sie den Gothen in die Hände fielen, theils in ihren Freistätten selbst, theils auf dem allzueiligen Heimzuge schonungslos niedergemetzelt, da dieselben an Herrschaft und Rettung verzweifelten, und der plötzliche Umschwung der Dinge und die beständige Treulosigkeit der Römer jede andere Rücksicht beseitigte.

Die Franken inzwischen hatten die Anträge des Tejas abgelehnt, da sie weder für die Griechen, noch für Gothen, sondern für sich selbst Italien zu erobern gedachten. Nach Roms Verlust wendete darum der König, welcher seine und seines Volkes Hoffnungslosigkeit täglich mehr einsah, seine Hauptsorgfalt auf die Behauptung von Kumä, wo der größte Theil des königlichen Schatzes bewahrt wurde; zugleich aber auch, da er die verführerische Macht des Goldes kannte, auf Erstärkung der Gemüther durch offenen Feldkampf. Narses, welcher des Feindes Absicht erfuhr, und den Zug des Königs nach Kampanien hindern, so wie die Einnahme von Kumä erwirken wollte, schickte Johannes und Philemuthos mit einer Abtheilung Truppen ab, welche aber ihren Zweck nicht erreichten; denn es rückte Tejas, da zur Rechten alle kürzern Wege verlegt waren, durch viele und lange Umwege, längs der adriatischen Meerküste, nach Kampanien hinab, ohne daß er irgendwo auf Griechen gestoßen. Und nun rief Narses die Anführer, welche die Päße von Thuscien bewacht hatten, zurück, und zog mit sämmtlichen Streitkräften ebenfalls nach Kampanien, um durch einen Hauptschlag den ganzen Krieg zu enden.

Am Fuße des Vesuvs, dessen Schrecken so eben sich mit den blutigen Wagnissen der Menschen vereinigt, entspringen Quellen voll süßen Trinkwassers. Ein Fluß, in den sie zusammenrinnen, Drako genannt, fließt ohnfern Nuceria vorbei; seine Ufer wurden von beiden Heeren zum Lager ausersehen. Obgleich nicht sehr wasserreich, so verweigerte dennoch der Drako dem Fußvolke und der Reiterei den Uebergang, weil er, in engen Raum gedrängt, desto mehr an Tiefe besitzt, und die Ufer an beiden Seiten sehr steil sind. Die Gothen besetzten die Brücke, verbanden damit ihr Lager, und rüsteten sich durch hölzerne Thürme, welche zur Deckung desselben gebaut, und durch Maschinen mannigfacher Art, welche zur Vertheidigung und Beschiessung des Feindes von oben herab aufgepflanzt wurden, zu kraftvollem Empfange desselben. In der Nähe zu kämpfen, waren sie gehindert, wegen des dazwischen strömenden Flusses; doch beschossen sich an beiden Ufern nun-

mehr Griechen und Gothen wechselseitig, und wenn einzelne Gothen keck genug die Brücke überschritten und die Feinde herausfoderten, entspannen sich wohl auch Einzeltreffen. Zwei Monate verstrichen auf diese Weise, ohne daß in der Hauptsache etwas sich verändert hätte. Tejas, im Besitze des Meeres und Meister der Zufuhr, konnte, da er beständig mit Lebensmitteln versehen wurde, leicht widerstehen. Als aber ein verrätherischer Gothe die ganze Flotte, welche er befehligte, den Griechen überliefert hatte, und eine große Zahl von Schiffen aus Sizilien und andern Theilen des Reiches dem Feldherrn derselben zukam, da wurde die Lage des Königs von Tag zu Tage kritischer und drangsalvoller. Narses benutzte sie gewandt, und führte auf dem Ufer, das er besetzt hielt, ebenfalls hölzerne Thürme auf. Dadurch schreckte er die Gothen ungemein, und die von Hunger Gequälten wichen demnach zuletzt, und zogen auf den nahe gelegenen Milchberg. Die Griechen vermochten nicht, ihnen dahin zu folgen, da die Oertlichkeit zu viele Beschwernisse entgegensetzte. Aber es wandelte auch die Gothen gar bald Reue an, diesen Berg gewählt zu haben, weil nun alle Zufuhr von Lebensmitteln ihnen völlig abgeschnitten war. Sie zogen daher in der fürchterlichen Wahl ruhmvollen Tod durch das Schwert dem schimpflichen durch Hunger vor. Mit Wuth fielen sie die Römer, welche keines Angriffs gewärtig, an, und bewirkten ein nicht geringes Blutbad. Letztere widerstanden so gut als möglich, und schlugen endlich, ohne daß Ordnung in ihren Reihen und ein Plan der Schlacht vorhanden war, je nach Zeit und Umständen, den Angriff ab. Die Gothen verließen ihre Pferde und drängten sich zu Fuß in einer einzigen langen Schlachtordnung neuerdings den Feinden entgegen. Diese folgten ihrem Beispiel, und nun entwickelte sich einer der merkwürdigsten Kämpfe in der Geschichte, ein Kampf um Tod und Leben, um Herrschaft und Rettung.

Unter allen strahlte an Tapferkeit und Heldenruhm Tejas selbst, der König, hervor, welchen Prokopius der Geschichtschreiber, Nationalität und Eifersucht völlig verläugnend, mit Recht den Gefeiertsten der Vorzeit gleich

gestellt hat. Die Gothen trieb der Anblick ihres Schicksals, die Römer Schaam ob der Uebermacht, welche von einem kleinen Heere so kräftig bekämpft wurde. Darum ward von beiden Seiten, und zumal in den vordersten Reihen, mit aussergewöhnlicher Tapferkeit gestritten; die Einen suchten Tod, die Andern Ruhm. Von Tagesanbruch an bis spät Abends wird Tejas, dessen Lanze niemals müde war, stets an der Spitze der Seinigen erschaut. Auf ihm schien die einzige und die vorzüglichste Hoffnung derselben noch zu ruhen; mit ihm der Kampf entschieden und das Schicksal des Ueberrestes der einst so fürchterlichen Gothenmacht. Darum vereinigten sich Aller Anstrengungen wider den Einen Mann. Alle Lanzen wurden auf den Einen gesenkt, alle Pfeile auf den Einen geschleudert. Aber mit seinem Schilde deckte sich der Herrliche lange Zeit mit sieghaftem Erfolg; und stark anstürmend wider die zunächst ihn Bedrängenden, erschlug er viele derselben mit rächerischem Schwert. Endlich, von der Last der Pfeile ermüdet, welche sein Schild aufgefangen, vertauschte Tejas schnell ihn mit einem frischen, welchen sein Waffenträger zu dem Ende bereit hielt; mit demselben setzte er den Kampf weiter fort, so lange, bis er auch den zweiten Schild, welchen zwölf Lanzen ihm beschwerten, nicht mehr bewegen, noch die Angreifer zurückdrängen konnte. Er rief deshalb seinem Waffenträger, ohne einen Zoll von der Stelle zu weichen, oder die Feinde vordringen zu lassen; ja es fehlte so viel, daß er sich gewendet, oder den Schild auf den Rücken geworfen, oder sich seitwärts gedreht hätte, daß er vielmehr, wie festgewurzelt in den Boden, mit seinem Schilde dastand, tödtend mit der Rechten, abwehrend mit der Linken, und den Schildknecht wiederholt beim Namen rufend. Derselbige erschien endlich und brachte das Begehrte. Aber den kurzen Augenblick, in welchem die Vertauschung des zweiten Schildes mit dem dritten vor sich gehen sollte, benützte ein feindlicher Bogenschütze, und ein Pfeil, der seine Brust durchbohrte, machte alsbald seinem Leben ein Ende. Die Römer hieben das Haupt ihm ab, und suchten dadurch, daß sie hocherhaben auf einer Lanze den beiderseitigen Streitern es zeigten, die Ihrigen

zu erhöhtem Muthe, die Gothen zur Ergebung zu stimmen. Aber die Gothen setzten, unerschüttert durch ihres Königs Tod, den Streit bis in die Nacht fort. Kaum erzwang diese einigen Stillstand; auf demselbigen Platze wurde sie von beiden Theilen zugebracht. Keiner gönnte dem andern die Ehre des Sieges. Mit Tages-Anbruch erneuerte sich das Blutbad alsbald, nachdem beide Reihen und Glieder wieder geordnet. Abermals bis tief in die Nacht, wurde mit aller Macht gestritten. Die Heldenbilder ihrer Nation, der Geist ihres Tejas, und die Erinnerung altbewahrten Ruhmes feuerten die Gothen zu übermenschlicher Anstrengung. Erst am dritten Tage erkannten sie, daß aller Muth der Menschen wider die Uebermacht des Schicksals und die Verhängnisse der Gottheit nichts vermöge. Die Römer aber zwang ihre Lage und der Gedanke an die Schimpflichkeit des Rückzugs, die Schlacht bis zu Ende auszukämpfen. So sandten jene denn also Bevollmächtigte an Narses, gewählt aus den vornehmsten, noch lebenden Kriegshäuptern, und unterhandelten um ehrenvollen Abzug. Gegen diesen und gegen künftige Sicherheit ihrer Person, ihrer Habe, Verfassung und Gesetze verhiessen sie dem Kaiser zu huldigen, und aus Italien abzuziehen. Der Vertrag wurde geschlossen; Narses ehrte ihren Muth und fürchtete ihre Verzweiflung.

Auch nach dem schweren Unglück verließ die noch vorhandenen Ostgothen nicht alle Hoffnung. Die über den Po Gezogenen faßten neue Entschlüsse zu Herstellung des zertrümmerten Reiches. Als der muthlose König der Franken, Theodebald, sich geweigert, an der Spitze des Unternehmens zu stehen, unterzogen sich demselben zwei edle Allemannen, Leutharis und Butelinus, und sie zogen aus wider die Römer, an der Spitze eines Heeres von mehr als 75000 Gothen und Franken. Nur nach schwerem Widerstand wurden sie, meist durch innere Zwietracht, besiegt. Im Bergschloß Campsá vertheidigte sich unter Anführung des Hunnen Ragnaris der letzte Rest von Dieterichs Nation, bestehend aus 7000 Mann, über ein Jahr lang wider Narses Heermassen; und erst als ihr Führer getödtet wurde,

nahmen sie den Frieden an, und wurden, mehrerer Sicherheit für die Griechen willen, nach Konstantinopel übergeschifft. Wenige Völker sind so glorreich untergegangen wie das Ostgothische. Sein Leben und sein Wirken selbst war großartig, segensvoll und preiswerth, zumal wenn es als ein Volk von Eroberern und Barbaren betrachtet, und mit den sogenannten Gebildeten jener Zeit, Griechen und Italienern, verglichen wird. Zu dem Schwert hat es großmüthig stets den Oelzweig gefügt, und nur die allzugroße Gerechtigkeitsliebe, Mäßigung und zu unbedingtes Vertrauen auf Fürstenwort und Menschentreue, nicht aber Mangel an Verstand, Tapferkeit und Tugend, haben es wehrlos gemacht und dem Feinde überantwortet; eine furchtbare Erfahrung für Völker, Könige und Volkshäupter, und sehr betrübend für die Menschheit, welche auch in neuern Zeiten mehr als ähnliche Katastrophen erlebt hat; Katastrophen, bei denen Mäßigung und Edelmuth die Henker der einen Parthei wurden, die sie geübt, während die andere, durch rücksichtslose Politik oder revolutionäre Kraft, den Sieg errang, und die tugendhafte Schwäche der Besiegten blutig verhöhnte.

Klodewig der Franke.*

Für eine Tugend galt sein Geist.

La Martine (von Schwab).

Wer ist die stolze kriegerische Gestalt, finstern Blickes unter den ehrwürdigen Helden der Vorzeit, welche bereits an uns vorübergegangen und zunächst uns folgen? „Sein dunkelrothes Antlitz gleicht dem eibenen Bogen. Wild rollt sein blaues Auge unter dem düstern Schatten der Stirne. Das Haar entflattert seinem Haupt wie eine Flamme, wenn er vorwärts hangend den Speer schwankt.“**) Es ist die Gestalt des ersten unter den langhaarigen Königen, die Gestalt Klodewigs, des Sohnes von Childerich, des Enkels von Merováus. Nicht prangt sein Name unter den weisen und milden Häuptern des Volks; aber unter den Helden desselben gebührt ihm ein vorzüglicher Platz, und nicht darf der Gründer eines Reiches in der Halle der Väter fehlen.***) Darum werde seiner hier auch gedacht, da das Schicksal zweier großen Nationen zunächst von ihm einst ausgegangen.

*) Quellen: Gregorius Turonensis; Sidonius Apollinaris; Duchesne; Gourcy (gekrönte Preisschrift); Fenel.; Millot; P. Daniel; Gibbon; Sismondi; Mascov II., Häberlin; Müller; Schmidt.

**) Ossian, Fingal. I.

***) Wir nehmen aus guten Gründen Klodewig, nicht Klodion, für den Stifter der fränkischen Monarchie als solchen an.

Aber verhüllt werde dann wiederum das Bild dessen, der in der Hand nur das Schwert der Schlacht und nie den Oelzweig des Friedens und nie die Palme des edlern Heldenthums getragen.

Von alten Zeiten her waren die Franken als eines der tapfersten, aber auch als das treuloseste Volk der Teutschen bekannt. Hierin sind ihre eigenen und die fremden Geschichtschreiber einig. Zu Ende des fünften Jahrhunderts, während in Italien die Ostgothen, in Spanien die Westgothen Herrschaft behaupteten, war ihnen ein großer Theil von Gallien unterthan, in welche Provinz sie, die frühern Wohnsitze in Batavien und Sachsen verlassend, eingebrochen, während ein anderer Theil den Burgundionen, den Gothen und dem Römer Syagrius gehorchte. Ausser diesen Staaten waren im Abendlande blos noch die Thüringer, die Slaven und Bojoaren furchtbar oder der Beachtung werth.

Aber aus Mitte der Franken trat der Held nun auf, welcher den großen Theodorich aufmerksam, die meisten übrigen Herrscher aber zittern und mehrere derselben binnen kurzer Zeit sich unterwürfig machte. Die Weltlage wurde durch ihn und seine Nachfolger nach Dieterichs Tode, zum mindesten im Abendlande, geändert, und selbst auf die Schicksale des Orients bedeutend eingewirkt, und das mächtige Reich der Franken gegründet, von welchem in der Folge alle germanischen und romanischen Stämme, in zwei großen Abtheilungen, Richtung, Form und Charakter erhielten, und dem übrigen Europa hinwiederum sie aufzwangen. Klodewig (Chlodowig), der Sprößling eines salischen Fürstengeschlechtes, welches bereits durch Klodion, Merováus und Childerich Herrschaft errungen, vereinigte unter seinem Befehl alle die getrennten Glieder seiner Nation, und er ward als ihr König auf dem Schild erhoben. Frühe schon regte sich in ihm die Eroberungslust und der Entschluß, über ganz Gallien die Herrschaft zu erkämpfen. Zuvörderst warf er sich, als er seine Plane gereift glaubte, mit Ungestüm auf Syagrius, und zerstörte dessen Macht bei Soissons. (486). Der Geschlagene suchte Hülfe bei den Westgothen; aber er wurde von diesen

treulos an den Sieger ausgeliefert und hingerichtet. Klodewig nahm Besitz von der Erbschaft, und ordnete während mehrerer Jahre sein aufblühendes Reich. Durch sein Benehmen gegen Alarich hatte er gezeigt, wie wenig er die damals noch gefürchtete Macht der Westgothen achte. Vernichtet war der letzte Rest römischer Herrschaft, aber auch bald zerrissen das bisherige politische Staatensystem unter den germanischen Dynastien, dessen Schwerpunkt blos in der Person Dieterichs M. ruhte. Klodewig bewegte sich so klug als tapfer. Er schonte die Eigenthümlichkeiten der überwundenen Gallo-Römer, ihre Religion, Gesetze und Gebräuche. Dadurch athmeten sie zu einiger Freiheit auf, und ergriffen zuletzt gern die Partei derjenigen, von denen ihnen mehr Selbstständigkeit als weiland von den Cäsarn, geworden war.

Im fünften Jahre seiner Regierung zog er wider die Thüringer, und siegte. Durch Klotilden, die Nichte des Königs Gundobad, kam er mit den Burgunden in Berührung. Klotilde, gleich der Chriemhild der Nibelungen, reichte dem heidnischen Helden blos die Hand, um den durch Gundobad erschlagenen Vater glänzend zu rächen. An den Gränzmarken von Burgund, wohin vier Stiere sie zogen, hielt sie und verfluchte feierlich ihr Vaterland. Ueberdies hoffte sie durch Bekehrung des Gemahls zum Christenthum, nebst der irdischen Krone auch noch die himmlische sich zu erwerben. Lange widerstand Klodewig den Thränen wie den Gründen des schönen Weibes. Er bedurfte für sich und sein Volk eines streitbaren Gottes zu Vollbringung seiner fernern Thaten. Erst als der Gott der Christen in den Augenblicken fürchterlicher Noth sich hülfreich und als den Gott der Heerschaaren sich erzeigt hatte, vertauschte er diesen, aber auch jetzt noch zögernd, mit Odin oder Mars.

Noch hausten in ihren alten Sitzen die tapfern Allemannen, einst des Römerreiches Schrecken, und kaum von Julians genialer Heldenkraft gebändigt. Im Elsaß und in Helvetien spielten sie nicht minder die Herren. Voll trotzigen Uebermuthes gedachten sie nunmehr auch den Ueberrest der

Franken, welcher in Teutschland zurückgeblieben, aus ihren Wohnstätten zu vertreiben. Darum fielen sie mit Macht König Siegebert zu Köln an. Derselbe wandte seine Blicke nach den Landsleuten jenseits des Rheines. Klodewig beschloß zuzuziehen. Bei Zülbich (Tolbiacum) kam es zur entscheidenden Schlacht. Sie war mörderisch und bereits für die Franken verloren, als die ungestümme Hitze, mit welcher der sieghafte Allemannenkönig in die zersprengten Massen des feindlichen Heeres verfolgend sich warf, diesem plötzlich einen Vortheil gab, und ein Gelübde zum Gott Klotildens neue Zuversicht in die Herzen der Franken goß. Die Allemannen mußten die Wahlstatt räumen. Klodewig gönnte ihnen keine Zeit, sondern verfolgte seinen Sieg mit solcher Raschheit, daß der größte Theil von Allemannien für längere Dauer ihm zinsbar wurde.

Zum großen Jubel seiner Gattin, des Pabstes, der Geistlichkeit und aller Gallier, empfieng er, erschüttert durch die Vorstellungen jener erstern, so wie des Bischofs Remigius von Rheims, und alle Folgen des Schrittes, im Geiste Konstantins des Großen, klug berechnend, auf feierliche Weise die Taufe; seine Schwester Albofled und 3000 der angesehensten Franken empfiengen sie mit ihm. Der Katholizismus hatte nunmehr eine Stütze wieder; denn rings sonst saßen nur arianische Fürsten auf den Thronen des Abendlands. Die Treue der Unterthanen wurde durch die geschehene Bekehrung für immer befestigt. Auch dadurch erwuchs ihm ein nicht unbedeutender Gewinn, daß die in dem Christenthum so tief gewurzelte Lehre des Gehorsams allmälig die Prinzipien des Königthums über den angebornen Freiheitsgeist der Franken sieghaft machte. Der neue Glaube hatte aber blos das Kleid, nicht das Herz Klodewigs verändert. Dasselbe neigte sich in vielen Dingen fortwährend zum Bösen, und die Lehre des großen Gesetzgebers der Menschheit, welcher zu den Jüngern einst gesagt: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig!“ — hatte keinen Einfluß auf den Hang des Monarchen zu Gewaltthat und Grausamkeit.

Von allen Fürsten aus teutschem Stamme, welche durch das Benehmen

Klodewigs aufmerksam gemacht wurden, fühlte Dieterich M. die meiste Besorgniß über den großen Staatsstreich des Franken. Er erkannte die Gefahren für sein Reich und alle übrigen Staaten. Frankreich und Byzanz vereinigt, konnten über alle, bei kluger Benutzung der Umstände, Verderben bringen. Aus diesem Grund bewachte er fortan alle Schritte seines Nachbarn, und durchkreuzte mehrmals seine ehrgeizigen Unternehmungen. Gleichwohl setzte Klodewig, nur etwas behutsamer, dieselben fort, und untergrub nur mit allzusicherm Erfolg das großartige Werk Theodorichs, die Stiftung einer allgemeinen christlich germanischen Republik, dessen wir mehrmals schon erwähnt haben.

Es fiel zuerst Burgund von seiner Höhe, durch der Beherrscher Zwietracht und brudermörderischen Kampf, wie bei Gundobad das Nöthige erzählt werden wird. Darauf kam die Reihe an die Westgothen in Gallien und Hispanien. Es war umsonst, daß ihr König, Alarich II., bisher alles sorglich vermieden hatte, was zu Feindseligkeiten auch nur den geringsten Vorwand reichen konnte: die Politik fand ihn bald, und verhüllte sich in den Mantel des Glaubens. Der vorgeschützte Eifer für die Jungfräulichkeit desselben ließ Klodewig die Eide vergessen, welche Alarich und er wechselseitig bei ihren Bärten sich zugeschworen. Also meldete er seinem Volke: „Es thue dem Könige der Franken in der Seele weh, daß jene Ketzer einen Theil von Gallien besäßen. Darum gedenke er mit Gottes Hülfe sich aufzumachen und ihr Land zu erobern.“ Und der Geschichtschreiber des heiligen Remigius setzt hier bei — „denn es ist sehr gut.“ Alsbald erhob sich Klodewig mit allem Volk und zog aus in den Streit.

Der Marsch gieng durch das Gebiet von Tours, wo die Gebeine des heiligen Martinus ruhen. Damit durch keinerlei Entweihung dieser große Schutzpatron von Frankreich wider den König gereitzt würde, schärfte man die strengste Enthaltsamkeit ein. Die Kriegshäupter traten ehrfurchtsvoll in die Kirche; da ertönte so eben der Antiphon: „Herr, du hast mich gegürtet zum Streite; die, welche wider mich sich empört, zu meinen Füßen geworfen;

die, welche mich haßten, vernichtet.“ Dies ergriff der König, als Weissage glänzenden Sieges. Auf den Fluren von St. Hilaire, zehn Meilen von der alten Stadt Poitiers, stieß er auf Alarichs Heer. Der König der Westgothen fiel, in tapferer Vertheidigung seiner gerechten Sache; sein bestürztes Volk zerstreute sich. Klodewig verfolgte seinen Sieg bis Bordeaux, und überwinterte daselbst. Mittlerweile eroberte Dieterich, sein Sohn, Rouvergue, Quercy und andere Städte (449). Des folgenden Jahres kam auch Tolosa in seine Gewalt, mit allen Kronschätzen des gothischen Reiches, der aufgehäuften Beute von Griechenland, Italien, Spanien und Gallien. Den völligen Umsturz der Monarchie hinderte König Dieterich M. durch schleunige Dazwischenkunft. Die Languedok blieb Amalarich, dem rechtmäßigen Erben, Alarichs II. Sohn. Arles, in der Ostgothen Gewalt, bildete gegen der Franken Anmaßung in dieser Gegend ein sicheres Bollwerk. Klodewig begnügte sich mit dem Besitze des Eroberten.

Das Glück entwickelte fortan die bösen Anlagen in ihm mehr, als die guten. Das von den Gothen noch rauchende Schwert wurde nunmehr gegen die eigenen Sippen und Vasallen getragen. Durch Klodewigs Künste fiel König Siegebert von Köln, sein Bundsgenosse bei Poitiers, erschlagen von dem eigenen Sohn; bald folgte, als geschähe es zur Sühne für den Mord, auch dieser. Klodewig strebte nach seiner Erbschaft. Der Thaten gegen Kararich, Ragnacar und andere verwandte Fürsten, gedenken wir ebenfalls, aus der Ursache, weil nach ihrer Verübung die gute Meinung der Nation von dem Charakter ihres Monarchen nicht im Geringsten sich änderte. Selbst Geschichtschreiber, wie Gregorius von Tours, statt nach ihrem eigensten Berufe Handlungen der Tyrannei zu verdammen, billigten sie lobpreisend, und sahen es als ein Glück für die Nation an, daß der Herr den König über alle seine Feinde sieghaft gemacht. Vielleicht war das Gefühl auch kein unrichtiges zu nennen, wenn die Sache vom Standpunkte der Politik und der Staatswohlfahrt erwogen wird. Die Anmaßungen mächtiger Vasallen und kleiner Zwingherren durchkreuzten auch die besten Unternehmungen der

Könige bei jeder Gelegenheit, und verhinderten die Wiedergeburt der Nation, was Dieterich M. selbst als besonderes Verdienst an seinem Schwager lobpreiset. Da die öffentlichen Gerichte zu schwach und die Anhänger solcher Mächtigen zu zahlreich waren, um mit den Waffen des Gesetzes sie für manche Frevelthat wider König und Unterthanen erreichen zu können, so gebrauchten sie, wie selbst in Teutschland später, Kaiser, Fürsten und Prälaten, die Schrecken der heiligen Vehme, eine geheime Justiz, ob sie gleich immerhin schauerlich zu nennen war. Die folgenden Perioden der fränkischen Geschichte bewiesen zur Genüge, daß Klodewig solcher Vasallen mehr zu wenige als zu viele vernichtet hatte: das Königthum verfiel durch sie; Ministervormundschaft und oligarchische Gräuel verwüsteten das unglückliche Land. In größerm oder geringerm Grade wiederholte sich dasselbe Spiel vom Mittelalter bis zur neuern Zeit, bis Ludwig der Eilfte, an Thaten der Gewalt reicher als der Erste, durch ein Vertilgungssystem ohne Gleichen, die Einheit des Reichs und die Kraft des Königthums, aber auch zugleich damit den Untergang jeder Freiheit (da kein Damm mehr zwischen Knecht und Herrn war), zurück erwirkte. Nur fünf und vierzig Jahre erreichte Klodewig; er starb zu Paris, im Jahre 511; des Segens wie des Fluches der Geschichte gleich würdig; nicht weniger tapfer, redlich und gerecht, als Ludwig XIV., sein von Priestern, Historiographen und Dichtern gepriesener Enkel; der größte Mann seiner Zeit vielleicht, wenn er nur etwas von Odoakers Großsinn und Dieterichs Weisheit besessen.

Gundobad der Burgundione.*

In den Jahrbüchern der Menschheit glänzt der Name des unvollkommensten Gesetzgebers gefeierter, als der des gepriesensten Helden.

E. M.

Ehe wir von der, im Glück und Unglück gleich unsterblichen, Nation der Gothen weiter in der Geschichte der Franken und Longobarden gehen, welche über Rom und das Abendland nach jenen dauernde Herrschaft errungen haben, sollten wir billig auch noch eines Volkes, von dem bisher blos vorübergehend die Rede war, nämlich des Volkes der Vandalen erwähnen, welche von Afrika aus Italien erzittern gemacht, und ebenfalls in jenem Welttheil ein germanisches Reich, obgleich von kürzerer Dauer, gegründet haben. Aber es wendet sich das fromme Herz mit Abscheu von den bluttriefenden Gestalten eines Geiserich, Hunerich und Thrasimund hinweg, welche ohne irgend eine Ahnung von edlerem Herrscherberuf, mehr als Anführer eines großen Feldlagers, durch Brand, Mord und Plünderung ihre Namen verewigt, und auch dann noch den Staat, welcher nach gesättigtem Blut-

* Vergleiche die Quellen bei Klodewig; überdieß: Ennod. Vit. Epiph. Aviti Epist. Procop. de bello Goth. Agobard. adv. leg. Gundobald. Marius Aventicens. Fredegar. Balluzii Miscellan. Lex Burgundionum (bei Canciani, Leg. Barbar. antiq. T. IV.) und die gekrönte Preisschrift von Fenel.: Sur la Conquête de la Bourgogne par les fils de Clovis. P. Daniel, hist. de France.

durst des Siegers endlich, aus rohen Kriegsknechten und zitternden Sklaven sich gebildet hatte, durch gesetzlose Verwaltung und religiösen Fanatismus, während der ganzen Dauer seines Bestehens, so höchst unglücklich gemacht haben. Nur der Charakter und das Schicksal Gelimers, mit welchem die Monarchie der Vandalen, durch Belisars Genie und Heldenkraft, untergieng, flößen einige Achtung ein, und liefern ein erschütterndes Gemälde von der Demüthigung menschlichen Stolzes und von der Hinfälligkeit irdischen Glückes. Aber der letzte wie der erste König von Nordafrika besaßen weder die Seelengröße Hannibals, noch die eines Tejas, und können daher, wie groß auch immer ihr persönlicher Muth gewesen seyn mag, nicht als ebenbürtig den früher hier vorüber geführten Helden beigezählt werden; um so weniger, da sie wie blutige Meteore blos kamen und verschwanden. Mit mehr Recht heften wir unser Augenmerk auf ein Volk, welches mit den Ostgothen in den Ruhm sich theilt, den Saamen der Kultur zuerst bei sich aufgenommen, und durch die edlern Künste des Friedens den teutschen Namen für alle Zeiten verherrlicht zu haben. Es sind dies die Burgunder, ihre Könige und Helden, ruhmvoll in der Geschichte durch Thaten des Schwertes, noch hochgefeierter in liederreichen Sagen bis zur spätesten Nachwelt durch ihr Ungemach, ob auch meist geheimnißvolles Dunkel die riesigen Gestalten umhüllt. Die Burgunder herrschten im Anfange des fünften Jahrhunderts über denjenigen Theil von Gallien, welcher in späterer Zeit das Herzogthum gebildet; ferner über die Freigrafschaft, die Stadt und das Gebiet von Lyon, über die Dauphine, und ein Stück der Provence. Eben so war ihnen Savoien, Wallis und Helvetien diesseits des Jura unterthan. Vier Söhne hinterließ König Gundioch: Chilperich, Goldemar, Gundobad (Gundobald oder Gondebald) und Godegisil. Sie theilten sich in das Erbe, und jeder herrschte in einer großen Stadt. Doch blieb die Monarchie selbst unzertrennt; vier Könige herrschten über ein Volk. Godemar und Chilperich starben jedoch, nach kurzer Regierung, beide auf Veranlassung Gundobads, obgleich der, wider alles Burgundische mit Haß erfüllte Geschichtschreiber der Fran-

ken, Gregor von Tours, mit großer Vorsicht hier angehört werden muß. Sey es, daß der Brudermord auch nicht von ihm weggewälzt werden mag, so suchte doch Gundobad sein übriges Leben so einzurichten, daß die Geschichte ihm, als Mensch und Herrscher, ihre Achtung nicht versagen kann, und stolze Römer ihre Bewunderung schon damals ihm gezollt haben. Seine Stellung zum oströmischen Reich war den Grundsätzen der Ehre angemessen. Er machte sich die Anarchie, in Folge des Herrenwechsels und des Bürgerkrieges zwischen Anthemius und Ricimer, nicht zu Nutze; er blieb dem Olybrius wie später dem Glycerius, treu. Ersterer gab ihm freiwillig deshalb die Würde eines Patricius (472); letzterer vertraute auf ihn mehr, denn auf alle übrigen Fürsten.

Dieselben Geschichtschreiber, welche von seinem hohen kriegerischen Muth künden, preisen nun auch die vielen Geistesvorzüge, wodurch er Römer und Barbaren sich gewann; seine Beredsamkeit in der lateinischen wie in der heimischen Sprache. Erstere blieb nach seinem Willen in den Provinzen des Burgunder-Reiches, als allgemeines Medium zwischen Eingebornen und Eingewanderten, herrschend. Es wird ferner gepriesen der scharfe Verstand, der schnelle Blick in verwickelte Verhältnisse, und der Erfindungsgeist Gundobads. Er schützte die Wissenschaft, und was damals Kunst genannt werden mochte. Der Jüngling Syagrius, den er zum Rath sich wählte, verbesserte die Sprache. Der Tag wurde in Stunden abgetheilt, nachdem Dieterich hiezu ihm eine Sonnenuhr geschickt hatte. Schon entstand über Kenntnisse zwischen beiden Nationen Eifersucht. Noch herrlicher leuchtet hervor seine Duldung gegen andere Religionsbekenntnisse. Der arianische Fürst schützte, wie Dieterich in Italien, seine katholischen Unterthanen. Ungehindert hielten die Bischöffe ihre Synoden. Den Kirchen blieb all ihr Gut, und frei der Gottesdienst. Oft wohnte sogar der König den Religionsgesprächen beider Hauptparteien bei, und gab seine eigene Meinung, ohne jedoch als Gesetz sie aufzudringen. Selbst in freundschaftlichem Briefwechsel mit Avitus, dem Bischof von Vienne, unterhielt er sich gern

über Gegenstände des ewigen Heils und des Nachdenkens der weisesten und besten Männer. Auch Sidonius Apollinaris, der große Wohlthäter von Clermont, genoß bei ihm vorzüglicher Huld.

Die Lage von Burgund und dessen Verhältniß zum neuen Frankenreiche forderten von Gundobad ein inniges Anschließen an Ost- und Westgothen, seinem Nachbar Klodewig aber gegenüber die besonnenste Politik. Demnach warb er für seinen Sohn Sigmund um die Hand Ostgotha's, der zweiten Tochter des großen Dieterich. Sie gebar Jenem den Siegerich. Gundobad kam durch diese Heirath auch zugleich mit Alarich II. und Klodewig in verwandtschaftliche Beziehungen. Aber es halfen diese, in andern Zeiten und bei edlern Nationen sonst geheiligten, Bande wenig dazu, das Gemüth des Franken für Gefühle der Gerechtigkeit zu stimmen. Da auf keinerlei Weise anständige Veranlassungen zum Bruche sich zeigten, wurden sie gewaltsam herbeigezogen. Klotilde, welche wider den Willen des Oheims die Gemahlin des Königs der Franken geworden, spornte, des Eides eingedenk, welchen sie auf der Grenze von Burgundien und Frankreich geschworen, unaufhörlich zum Krieg, der ihre Rache verwirklichen sollte. Auch der eigene Bruder, Godegisil, mit welchem er das Reich seiner Väter getheilt, knüpfte mit Klodewig ein heimliches Bündniß, und verschwor sich zu Gundobads Untergang. Er verhieß für sich und seine Nachkommen den Königen der Franken jährlichen Tribut, falls er als alleiniger Monarch von ganz Burgundenland anerkannt, und der Bruder somit durch sie vertrieben würde. Klodewig rüstete. Gundobad, solcher Untreue unbewußt, rief Godegisils Beistand an, als gegen gemeinsamen Feind und gemeinsame Gefahren; er wurde zugesichert. Der Verräther erschien mit seinem Kriegsvolk, als wollte er zum Heerbann der Burgundionen stoßen. Aber mitten in der Schlacht, die bei Dijon, an der Ouche, geliefert wurde, geschah der Uebergang zu den Franken. Gundobad, durch die Uebermacht der Feinde wie durch den Schmerz über solchen Meineid bewältigt, verließ geschlagen die Wahlstatt. Er wurde von dem Sieger, Burgund hinauf bis Avignon, verfolgt; hier

aber setzte er, hinter stark befestigten Mauern, unüberwindlichen Widerstand entgegen, und entwickelte so viel Talent, Ausdauer und Muth, daß Klodewig allmälig mit Achtung für seinen Gegner erfüllt, zum Frieden sich neigte. Er bot ihn Gundobad gegen jährlichen Tribut. Dieser wurde, in Anbetracht gegenwärtiger Noth, zugestanden. Der kluge Sinn des Aredius, seines Rathes, welcher zwischen beiden Fürsten die Vermittlung übernommen hatte, leistete bei diesem Anlaß die größten Dienste. *) Aber bald erwachte im Herzen des Burgunders wiederum die Schaam über die Erfüllung dieses Punktes. Die Vergleichabrede ward von Gundobad zurückgenommen. Nachdem Letzterer von dieser Seite freien Athem erhalten, schickte er zur Züchtigung des treulosen Bruders sich an. Mit ihm war in dieser Sache ungetheilt die zürnende Nation. Zu frühe jubelnd über den Tag von Dijon, war Godegisil unter großen Verheerungen in das Land des Bruders eingebrochen. Bis Vienne glich sein Marsch einem einzigen Triumphzug. Im Herzen von Burgund wähnte er sich Meister des Ganzen und seines Bruders Macht völlig vernichtet. Aber bald gab er für seinen Verrath schwere Sühne. Es erstürmte Gundobad seine Hauptstadt wieder, und Godegisil, auf verzweiflungsvoller Flucht, wurde in einer arianischen Kirche erstochen. Die fränkische Besatzung überlieferte man dem Westgothen Alarich. Mit diesem wurde sohin ein Bund geschlossen. Zwischen Klodewig und den Burgundionen bestand nun wieder ein ehrenhaftes Verhältniß.

Noch müssen wir auch von dem Zuge Meldung thun, welchen Gundobad nach Italien unternommen. Dieser geschah zu der Zeit, als die Allemannen dem Frankenreiche zinsbar geworden waren. Nach Einnahme

---

* In der Stunde höchster Bedrängniß war er in Klodewigs Lager gegangen und hatte diesem vorgestellt: «So lang in Burgunden mehr als Ein König sey, so lang würden alle den fränkischen Heerführer fürchten; er sollte den überwundenen König nicht stürzen. Wiederum stellte Aredius seinem Herrn vor; er möchte der Zeit sich unterwerfen, so würde sie ihm günstig werden.» (Vergl. Johannes Müller, Schweiz. Gesch. Buch I. Kap. 8.)

der Trümmer und Umgegend von Aventicum und alles Landes an der Aare, war der König über das Gebirg gegangen, und hatte bis an den Po und den Ticino die Schrecken des Kriegs getragen. Damals war Dieterich M. wider ihn. Bald aber erkannte er die Nothwendigkeit seiner Freundschaft. „Von vierhundert drei und neunzig Gefangenen nahm Gundobad Lösegeld. Die übrigen sechstausend Menschen schenkte er der Fürsprache Bischofs Epiphanius von Pavia. Sein Vortrag bewegte des Königs Herz.

Der Bürgerkrieg war gedämpft, der fremde Einbruch abgewendet, und ganz Burgund huldigte nunmehr einem einzigen Herrscher. Gundobad, durch die Gräuel des Kampfes mit den Franken, durch der Verwandten Untreue und den Wankelmuth der Menschen von seinem Ideale eines ächten Fürsten, so weit ein solches in jenem Zeitraum ausgebildet werden konnte, keineswegs abgebracht, suchte von jetzt an seinen Ruhm blos in den Tugenden eines Gesetzgebers seiner Nation, und setzte diese Bemühungen bis zu seinem Tode fort. Sein erstes Gesetzbuch, welches er gegeben, hatte nicht den Beifall der Nation. Der König in seinem menschlichen Sinne hatte es gleich unwürdig als ungerecht gefunden, daß die Burgundionen und die Römer nicht gleiche Rechte besäßen, und in den Gerichten Letztere unter den Erstern standen.

Er beschloß dem Uebelstande abzuhelfen durch neue Gesetze. Ein Geschichtschreiber von großer Einsicht schwankt in seinem Urtheil, „ob dieselben in der That aus Menschlichkeit gegeben worden, oder ob Gundobad den Geist, welcher in den Römern war, höher geschätzt, als die Burgundischen Körper. Er konnte — fährt eben jener Geschichtschreiber fort — die Nationen vermengen wollen, damit seine Macht, gering über die Männer seines Volkes, nach und nach übergehe in unumschränkte Kaisermacht, wie er sie über die Römer übte; die Römer konnten ihm helfen, jene dazu zu nöthigen. Nach so langer Zeit ist schwer zu entscheiden, ob er die neuen Gesetze in tyrannischen oder in den edelsten Absichten entworfen; aber so oft eine Nation oder ein Landstand, welcher er sey, von dem obersten Vor-

steher, unter welchem Schein es geschehen mag, in alten Rechten gekränkt wird, so ist nicht ungerecht, sondern klug, schlimme Absichten zu vermuthen: erstlich, wenn sie rein wären, so würde nicht unmöglich seyn, die öffentliche Stimme zu gewinnen, um sie mit Wissen und Willen der zusammenberufenen Stände auszuführen; zum andern, weil alle politische Uebel zu willkührlicher Gewaltübung sich verhalten, wie Krankheiten zum Tod; unheilbar ist nur der Tod.“

„Als der Entschluß Königs Gundobad bekannt wurde, murrte ganz Burgund, und beschloß, ihm zu widerstehen. Alle wahre Freiheit beruht auf einer von diesen beiden Grundfesten, daß die Bürger, wie damals, Kriegsmänner seyn, oder die Kriegsmänner gute und verständige Bürger seyn: hievon ist ein gar zu großer Mangel an Beispielen. Als nicht nur alle Burgundionen, sondern (welches merkwürdig) auch die Römer für das gemeine Beste hielten, den König einzuschränken, versammelten sich alle geistlichen und weltlichen Herren und freien Männer des Burgundionischen Reichs in die Stadt Genf auf einen Landtag. In dem sechs und dreißigsten Jahr, nachdem Gundobad seinem Vater Gundioch in der Herrschaft gefolgt, nachdem er gegen viele tapfern Feinde durch Muth und Kunst das Reich behauptet und glorwürdig ausgebreitet, wurden seine Gesetze von dem Tag der Burgundionen abgeschafft und er unterwarf sich dem Willen seines Volkes.“ *)

So viel Wahrheit in Müllers Erzählung und so viel Scharfsinn in seiner Charakteristik der Parteien und der Umstände liegen, so beweißt sich doch aus seinen eigenen Worten weiter nichts als die Wahrscheinlichkeit, daß Gundobad die Absicht gehegt, unumschränkte Herrschaft zu erwerben. Vielleicht erkannte er in dem Widerstande trotziger Vasallen, welcher für sich selbst keinen andern Grund, als die Eifersucht auf alt erworbene Vorrechte und die Theilnahme an der Macht, anzugeben wußte, einen unbesieglichen Feind jeden, auch der redlichst gemeinten Verbesserungen, und er gedachte, im

---

* S. bei Joh. Müller den Hauptinhalt der Lex Gundobada

Geiste seines Nachbars Dieterich, alles für das Volk, nichts aber durch das Volk zu thun; ein Irrthum, dessen auch die edelsten Regenten in älterer und neuerer Zeit sich schuldig gemacht haben, welche alle die Summe von Verantwortlichkeit nicht begriffen, die sie selbst sich auf das Haupt geladen, noch die Größe des Raubes, welcher durch Entziehung wesentlicher Rechte an den Völkern begangen wird. Aber schon der Umstand, daß die Römer mit den Burgundionen zugleich wider Gundobad aufgestanden, steht mit dem angedeuteten Zwecke des Königs in Widerspruch. Die durch die Einwandrer in persönlichem und dinglichem Rechte Verkürzten und blos durch die Person des Monarchen Geschützten, würden schwerlich Hand dazu geboten, diesen, ihren Wohlthäter, zu erdrücken und einzuschränken, wäre dessen Ziel gemeinsame Vernichtung der Rechte Aller gewesen. Verhalte es sich übrigens hiermit wie es wolle, so stellt das Ende Gundobad im schönsten Lichte hin. Er stritt nicht, wie viele andere Herrscher, denen es an Werkzeugen der Unterdrückung niemals fehlt, mit physischen Waffen wider die Stimme seines Volkes, sondern er gehorchte ihr, und entweder macht ihn also seine Klugheit oder seine Selbstverläugnung groß in den Augen der Nachwelt.

Der Geist und die Hauptbestimmungen der Gesetzgebung Gundobads waren, wenn auch in Vielem roh, doch auf historische Grundlage und vorhandene Volksansichten berechnet. Ihr Verfasser selbst erhob sich weit über seine Großen und sein Volk. Noch längere Zeit regierte er in kräftiger Ruhe fort über beide. Manche Einrichtungen, die bis zu spätern Tagen sich erhalten haben, verdanken ihm ihr Daseyn. Gundobad war es, welcher die zum zweitenmal zerstörten Mauern Geneva's wieder herstellte, und mit Bollwerken sie versah. Seine Persönlichkeit erweckte selbst den Katholiken so großes Vertrauen, daß mehrere ihrer berühmtesten Häupter seine Bekehrung versuchten. Doch sind die über diesen Punkt vorhandenen Berichte so dunkel und widersprechend, daß man nicht ohne Gefahr die Behauptung wagen dürfte, Gundobad durch die Gründe des Avitus überhäuft, habe öffentlich zum orthodoxen Glauben sich bekannt, und von dem Bischof zu Vienne die

Firmelung empfangen. Der Umstand, daß er in Schriften von diesem Letztern selbst als die Säule der Kirche gepriesen, und Avitus hinwiederum von dem Könige zu Bekämpfung der Eutychianer ermuthigt worden, zeugt nicht nicht wenig hiefür. Doch widerstreitet andrerseits das Zeugniß des Agobardus, welcher geradezu als Arianer ihn sterben läßt, und die Erklärung des Gregorius von Tours; Gundobad, durch die Ergebnisse eines Religionsgespräches zwischen Arianern und Katholiken erschüttert, habe dem Avitus seine Neigung zu erkennen gegeben, heimlich zu seinem Glauben überzugehen, sey jedoch von diesem löblichen Vorhaben auf die Bemerkung des Bischofs, ein solch wichtiger Schritt müsse öffentlich geschehen, vermuthlich aus Scheu vor seinem Volke, abgestanden. Zu bemerken kömmt, daß Avitus selbst dreihundert Jahre älter als Agobardus, Gregor von Tours aber ein leidenschaftlicher Berichterstatter ist. Wohl mochte die Erklärung des Bischofs von Vienne bedeutend auf den Monarchen eingewirkt haben, die derselbe noch bei Anlaß des fränkischen Krieges gegeben. Avitus rühmte begeistert die Vortrefflichkeit des katholischen Glaubens; darüber ließ Gundobad nicht ohne bittern Vorwurf — er kannte die geheimen Verbindungen zwischen seinen orthodoxen Unterthanen und den Priestern Klodewigs — sich also vernehmen: „Wenn euer Glaube so rein, warum haltet ihr den König der Franken nicht ab, mich mit Krieg zu überziehen?“ Avitus, nach einer Pause, erwiederte: „Wir wissen nicht, was der König der Franken für Absichten und Ursachen bei seinem Kriege gegen dich hat; so viel aber wissen wir aus der heiligen Schrift, daß wegen Uebertretung der Gesetze Gottes ganze Reiche verwüstet werden. Das sicherste Mittel demnach, Frieden zu erhalten, wird seyn, wenn du und dein Volk zum Gesetze Gottes sich bekehren.“ Auf diesen Fall sicherte der Bischof seine und seiner Genossen Vermittlung zu. Gundobad erkannte den politischen Nutzen dieses Schrittes, aber seine Ueberzeugung und des Volkes Gesinnung ließen ihn nicht lange unschlüssig. Ein Schritt, von dem er bei Klodewig so wenig geistige Folgen gesehen, wurde bis auf spätere Zeiten verspart.

Als Gundobad das Ende seines Lebens herannahen fühlte, versammelte er noch einmal die Nation zu einer Gemeinde in Quadruvium, ohnweit Genf. Auf derselben übergab er freiwillig die Herrschaft den kräftigern Händen seines Sohnes Sigismund. „Er selbst, nachdem er — um mit Müller zu schließen — das römische Kaiserthum, Klodewig und viele andere berühmte Helden überlebt, starb, in dem fünfzigsten Jahre seiner Gewalt, in einem Alter, wozu Könige selten kommen.“ (516).

Alboin der Longobarde.*

Alboin war geheissen der schnelle Degen gut,
Er versuchte viel der Reiche durch ellenhaften Muth,
Durch seines Leibes Stärke, er ritt in manches Land,
Hei was er schneller Degene drauf in Lombarden fand.

Eh' daß der kühne Degen wohl wuchs zum Mann,
So hat er solche Wunder mit seiner Hand gethan,
Davon man immer mehr mag singen und sagen,
Daß wir zu dieser Stunde müssen viel von ihm vertagen.
Nach dem Nibelung-Lied, II. 85-92.

Die Macht der Ostgothen in Italien war gestürzt, und der Despotismus der griechischen Kaiser hatte die wohlthätigen Früchte derselben binnen kurzer Zeit auf solche Weise zerstört, daß der Unterschied zwischen beiden Nationen nun erst recht fühlbar wurde. Die ganze Schlechtigkeit des Byzantinischen Systems, dessen Elemente Feigheit, Willkühr, Treulosigkeit, Habsucht und Fanatismus waren, breitete sich über die unglücklichen Bewohner der Halbinsel aus, welche nach den Kriegsstürmen so vieler Jahrzehnte, unter dem Scepter eines rechtgläubigen Fürsten, zu Erwartung besserer Dinge be-

---

* Paulus Warnefriedus Diaconus: de gestis Longobardorum L. I. c. 23-27. L. II. c. 1-28. Theophylact. Simocat. L. VI. cap. 10. Gregor. Dial. Liv. III. Unter neuern Bearbeitungen: Sigonius de regno Italiae. Liv. I. Muratori, Annali d'Italia. T. V. p. 164-180.

rechtigt waren. Die Erlösung aus dem Joche der Beschützer mußte demnach zum zweitenmal durch die sogenannten Barbaren kommen, und der Strom der Wanderung nahm abermals seine Richtung von Pannonien aus. Die Longobarden erschienen als Rächer der Gothen, und ihr Besieger selbst war es, welcher für treue Dienste mit schimpflichem Undank belohnt, den Sturm über die Herrschaft des griechischen Kaisers in Italien herbeibeschwor. Von dem Volke aber, welches die neue Ordnung der Dinge darauf gründete, und mit hohem Kriegsmuth und rauhen Sitten ungewöhnlichen Sinn für Gesetzlichkeit und die Tugenden des Friedens paarte, erzählen die Geschichtschreiber und die Nationallieder folgendes:

Die Longobarden hatten zu jener Zeit, da Tacitus seine unsterbliche Charakteristik der Teutschen schrieb, ihre Wohnsitze neben den Sueven, an dem sächsisch-thüringischen Theil der Elbe, vielleicht auch in Scandinavien. Als der allgemeine Drang nach einem bessern Vaterlande auch sie ergriffen, zog ihrer ein Theil nach Scoringien, Maurunganien, Gothland, Anthaib, Banthaib und Burgondaib; ein anderer aber übersetzte, noch im Jahre 169 v. Chr., in Gemeinschaft mit den Obiern, die Donau. Zweihundert dreißig Jahre darauf ward Rugiland durch König Gildehok erobert; die Reiche der Anten und Burgunden hatten sich, ungefähr 370 n. Chr. zu den Zeiten Hermanarichs, an der Donau gebildet. Während dieser Zeit war auch Odins Lehre sieghaft bei ihnen geworden. Im Lande Bóheim, wo sie auf die Vandalen gestoßen, hatten sie ihn und die Freia, seine Gemahlin, getroffen. Odin weissagte ihnen Sieg, und die Weissage begeisterte zu demselben. Die Vandalen erhielten zwei Heerführer, Assi und Ombron, d. h. Asen oder Helden vom Volke der Ombronen, welches ihn begleitete. Von dieser Begebenheit erhielt der nachmals vergötterte Gesetzgeber den Namen des Othin Langbardur. Die letzten Wohnsitze der Longobarden waren in Pannonien. Hier kamen sie mit den Gepiden in Berührung; bald in offenbaren Kampf. Sein Ausgang vermehrte die Macht der Nation und die Kühnheit ihrer Unternehmungen. Endlich vollbrachte der zehnte longobar-

dische König, Alboin, das große Werk der Eroberung Italiens. Ehe aber hievon die Erzählung folgt, gehe voran, durch was in früherer Zeit dieser mächtige Fürst seinen Ruhm begründet.

Andoin, sein Vater, herrschte zu denselben Tagen über die Lombarden, als die Feindschaft zwischen beiden Völkern den höchsten Grad erreicht hatte. Bei der ziemlich gleichen Menschenzahl und persönlichen Tapferkeit, welche man bei ihnen erfand, war der Kampf längere Zeit unentschieden. Endlich stieß Alboin im Gewühle desselben auf den feindlichen Königssohn, Thorismund, den Hauptveranlasser der Fehde, stürzte ihn vom Pferde und durchbohrte ihn mit seiner Lanze. Als die Gepiden dies gesehen, ergriffen sie in Masse die Flucht. Die Sieger folgten und würgten ihrer noch eine große Zahl, wobei besonders der Jüngling Alboin vor Allen sich auszeichnete; darauf kehrten sie zurück, um das reich angefüllte Lager der Feinde zu plündern. Als das stolze Kriegsvolk nach dem Herrschersitze zurückgekehrt war, begehrte es vom Könige, daß Alboin mit an seiner Tafel speise, mit der Bemerkung, daß der, welcher des Vaters treuer Begleiter in der Gefahr sey, auch bei dem Mahl es werden sollte. Aber Andoin unterordnete das Gefühl des hochbeglückten Vaters dem Stolze des Königs und erwiederte ernst, an des Volkes alte Bräuche mahnend: „Wißt, ein solches ist nicht üblich bei uns, daß der Sohn des Königs mit dem Vater speise, eh' und bevor er nicht aus der Hand eines fremden Fürsten seine Waffen empfangen hat.“

Nicht sobald hatte Alboin dies vernommen, als er vierzig der tapfersten Jünglinge zum Geleite sich auswählte, an ihrer Spitze geradewegs zum Könige der Gepiden sich begab, und, kühn genug, den Wunsch seines Herzens ihm offenbarte. Thurisund, überrascht, erwiederte gleichwohl sein Vertrauen, nahm ihn gastlich auf, zog ihn zur Tafel, und setzte ihn auf denselben Platz, welchen ehedem sein erschlagener Sohn Thorismund eingenommen hatte. Also heilig war zu jenen Zeiten noch das Gastrecht auch erbitterten Feinden. Wie aber durch die Glut des Weines die Geister reger geworden, und mehr als eine Erinnerung in der Seele des Königs der

Gepiden aufstieg; da däuchte ihm kaum erträglich, den Mörder seines Sohnes heiter und glücklich auf dessen eigenem Stuhle zu sehen. Er holte daher einen tiefen Seufzer aus innerster Brust, und rief von Schmerz überwältigt: „Wie angenehm ist mir nicht jener Platz, aber wie verhaßt der Mann, welcher darauf sitzt!“ Das väterliche Wort entfesselte den bittern, nur mit Mühe bisher gezähmten Haß des zweitgebornen Sohnes Kunemund, und er begann mit Stachelreden die nächst sitzenden Longobarden zu verwunden, mit solcher Uebertreibung, daß er, auf die weissen Bänder anspielend, welche die Longobarden gewöhnlich um ihre Schenkel trugen, in den unbesonnenen Ruf ausbrach: „Sie stinken sehr jene Stuten, denen ihr gleichet.“ Darauf schrie einer der tief beleidigten Gäste die drohenden Worte zu: „Wohlan, begebe dich auf das Asfeld; dort wirst du ohne Zweifel bald erfahren, wie kräftig jene Stuten, die du genannt hast, auszuschlagen im Stande sind. Dort wirst du auch die Gebeine deines Bruders finden, zerstreut wie die des niedrigsten Thieres.“ Das Loos-zeichen zum Angriff war hiermit gegeben; die Gepiden erhoben sich rachedürstend, und die Longobarden, welche alsbald zu den Schwertern gegriffen hatten, bereiteten muthvolle Gegenwehr: als der greise König, sänftigend und strafend, sich zwischen die Erhitzten warf, und denjenigen mit der ganzen Schwere seines Zornes bedrohte, welcher es zuerst wagen würde, an einen der Gäste Hand anzulegen. „Der Sieg ist gottverflucht — rief er — welcher im eigenen Hause über den Feind erfochten wird.“ Der Streit wurde in der That nun beigelegt, und beide Parteien setzten, dem Scheine nach, heiter das Gastmal fort. Der Edelmuth Thurisunds ging so weit, daß er die Waffen des eigenen, getödteten Sohnes sogar dem Alboin übergab, und ihn, damit geschmückt, in gutem Frieden zurückkehren ließ. Stolz und freudig langte der Verwegene in der Heimath an, und wurde ohne Schwierigkeit nun Tischgenosse des Königs. Er erzählte sein bestandenes Abentheuer, und alles theilte sich in die Bewunderung seiner Kühnheit und der Treue des Thurisunds.

Bald darauf starb Andoin, und an seiner Statt herrschte nun der tapfere Sohn, der Zahl nach der zehnte König, über die Longobarden. Da bereits vor diesem Ereigniß ein großer Ruf ihm vorangegangen, so suchten jetzt alle Könige fern und nah seine Freundschaft, und fürchteten seinen Haß. Klotar der Franke gab ihm seine Tochter Klotswinde zur Gemahlin, welche jedoch blos eine einzige Tochter, Alswinde, gebar. Bereits hing aber sein Herz an einer andern Liebe; diese wohnte im Lande des Feindes, im Innern der Gepidischen Königsburg.

Thurisund war mittlerweile gestorben, und Kunimund, Alboins unversöhnlicher Feind, hatte den Thron der Gepiden bestiegen. Derselbe beschloß alsbald die Blutrache um Thorismund, und Züchtigung für den neuen Schimpf, welchen Alboin seinem Hause durch die Entführung Rosimundens zugefügt. Rosimunde, die Tochter Kunimunds, ein Weib von wunderbarer Schönheit und den üppigsten Reizen, war, seit dem Tage des ersten Besuches bei den Gepiden, der Gegenstand von Alboins glühendsten Wünschen. Er siegte bei einem neuen heimlichen Besuche über ihr Herz, weniger durch die freie Wahl desselben, als durch die ungestüme Gewalt des Liebhabers, und entführte sie. Allein im darüber entstandenen Krieg war er gezwungen, die schöne Beute wiederum herauszugeben. Die Longobarden hatten diesmal den Kürzern gezogen; darum schloß Alboin, um für alle Fälle diesen Angriffen gewachsen zu seyn, mit den Avaren einen ewigen Bund, nicht ohne drückende Bedingungen, da der Chagan anfänglich mit stolzer Kälte die Anerbieten der Freundschaft und gemeinsam zu betreibender Sache aus dem Munde von Alboins Unterhändlern vernommen. Jetzt aber zog er mit Macht wider die Gepiden aus. Eine böse Botschaft auf die andere meldete den Einbruch der furchtbaren Avarenschwärme und deren schreckliche Verwüstungen. Kunimund entsank beinahe aller Muth, um so mehr, da Byzanz ihn im Stiche ließ; und er schwankte lange über dem Entschluß, welchen von beiden Feinden er zuerst bekämpfen sollte; endlich beschloß er, mit den Longobarden, als dem minder mächtigen, zu beginnen. Gestärkt

durch Siege über sie, hoffte er dann auch die andern desto leichter zurückzutreiben. Es kam zur entscheidenden Schlacht, und beide Heere fochten mit aller Glut des Nationalhasses und im Bewußtseyn, daß an diesem Tage das Loos des einen oder andern Reiches geworfen sey. Aber die Longobarden siegten, und ihre Feinde wurden beinahe bis auf den letzten Mann aufgerieben; so unversöhnlich wüthete der durch langjährige Beleidigungen genährte und gesteigerte Grimm Alboins und seiner Krieger (566.)

Auch König Kunimund war gefallen, durch das Schwert des Widersachers selbst erlegt. Aus seinem Schädel ließ, nach alter Sitte, Albоin sich eine Trinkschaale verfertigen; seine Tochter Rosimunde aber wurde nun, da auch der weibliche Theil des Gepidischen Volkes in die Hände der Longobarden gerathen, nach dem Recht des Siegers sein. Er erhob, da die Gemahlin Klotwinde ihm gestorben war, die Gefangene nunmehr zur Königin der Longobarden; aber er führte in ihr die Nemesis in das Innere seiner Königsburg, den Uebermuth des Sieges auf feierliche Weise zu rächen.

Von dem Tage jener schrecklichen Schlacht an ist der Stamm der Gepiden so gut als ausgerottet zu betrachten; denn der geringe Ueberrest, welcher ihr nicht beigewohnt, huldigte entweder den Longobarden oder vermischte sich mit andern Stämmen. Niemals aber wieder ist ein König unter ihnen aufgestanden; der Name des Ueberwinders dagegen widerhallte weit und breit. Sachsen und Bojoaren sogar und viele andere teutsche Völker priesen seine Tapferkeit und sein Kriegsglück, seine Großmuth und Huld in ihren Liedern und Sagen. Er gab der Kriegsarten und den Waffen in Vielem eine andere Gestalt. So war demnach die Eroberung Italiens ziemlich vorbereitet, und in Alboin ein neuer Alarich erstanden, welcher die zerstörte Schöpfung Dieterichs von Bern wieder herstellen, und von dem unerschöpflichen Zeughaus teutschen Muthes und Glückes Römer und Griechen neuerdings überzeugen sollte.

Hofkabalen und Ministermittelmäßigkeit mußten auch diesmal zu einer

Unternehmung solcher Art den ersten Anstoß geben. Der Eunuch Narses, an Geisteskraft und Gesinnung der erste aller Römer zu jener Zeit, Belisars Nachfolger in Ruhm und Unglück, war bei dem edeln Justinus, welcher auf Justinian gefolgt, so ziemlich in Ungnade gefallen, da die Kaiserin Sophia, seiner Talente und Selbstständigkeit willen, ihn äusserst haßte. Sie fügte ihm endlich einen Schimpf zu, welchen Narses durchaus rächen mußte. Er sandte darum die Kunkel, welche ihm zugeschickt worden, mit der Erklärung zurück: er wolle dem Hofe von Byzanz ein Gewebe zetteln, das sie wohl schwerlich lösen werde. Und er warf seine Augen auf den gefürchteten Alboin, und wie er dessen Beistand zu Erdrückung der Gothenmacht in Italien gebraucht, so wollte er durch ihn auch sein eigenes Werk wieder zerstören, und durch das Unglück seines Vaterlandes die persönlich erlittene Unbild rächen. Es mildert sich jedoch die große Schuld des Verraths bei Narses, wenn wir bedenken, daß er dem Lande dadurch eine Wohlthat und durchaus keinen Schaden zugefügt, als er Italien aus Byzantinischer Gewalt in jene der Lombarden gab.

Narses war überzeugt, daß sein Plan der Rache durch dieses Volk und dessen kriegserfahrnen König mehr als gelingen werde. Als Gränznachbarn hatten sie die Sache desto leichter, und die Hoffnung reicher Beute und glänzenden Ruhmes mußte die Habsucht und den Ehrgeiz des leicht entzündlichen Volkes doppelt spornen. Er hatte, nach den ruhmvollen Operationen gegen die Ostgothen, Alboin mit großer Auszeichnung und reichen Geschenken nach Pannonien entlassen, und war von dieser Zeit an immer in einiger Verbindung mit ihm gestanden. Darum wendete er sich nun geradezu an ihn, und forderte ihn auf, Italien zu überziehen und zu besetzen. Um die Begierde darnach noch heftiger zu erregen, und auf die Gemüther des gemeinen Volkes ganz sicher zu wirken, sorgte Narses dafür, daß unter den Geschenken, welche die Unterhändler mitzubringen beauftragt waren, überaus kostbare Früchte, ausschließliche Erzeugnisse jenes Landes, sich befanden. Durch ihren Anblick und Genuß entstand bei der sinnlichen Menge

eine unbezwingbare Sehnsucht nach der Heimath solcher Schätze und solchen Ueberflusses, und die Schilderung von der Fruchtbarkeit des Bodens, von der Lieblichkeit des Himmels und der Anmuth der Lage erhöhten sie noch. Zugleich wurde künstlich der Nationalstolz der Longobarden geweckt, durch Lobpreisung ihrer altbewährten Tapferkeit, und aus den Verhältnissen der Zeit die Leichtigkeit der Besitznahme geweissagt.

Diese Unterhandlungen waren dem Bischof Johannes nicht fremde geblieben, welcher, als der dritte dieses Namens, zu Rom herrschte, während Paulinus zu Aquileia, ein anderer Johannes III. zu Ravenna und Honoratius zu Mailand dieselbe Würde bekleideten. Aengstlich für das Schicksal Italiens und der Kirche, eilte er Narses, welcher zürnend und rachebrütend die Hauptstadt verlassen, bis Napoli nach, und beschwor ihn, in der daselbst statt gefundenen Unterredung, doch ja der Leidenschaft des Herzens nicht die größere Rücksicht zu opfern, und durch Ueberlieferung des gemeinschaftlichen Vaterlandes an barbarische Fremdlinge seinen Namen nicht bei Mit- und Nachwelt zu beflecken. Narses, durch solche Vorstellungen gerührt, nahm die Einladung an, mit ihm nach Rom zurückzukehren; doch verzehrte ihn dort, nach wenigen Tagen, des Rache- und Reuegefühls zwiefache unauslöschbare Flamme. Longinus, schon früher ein sehr bedeutender Mann in Staats- und Kriegsgeschäften, wurde sein Nachfolger. Derselbe kam mit beträchtlicher Truppenzahl zur See nach Ravenna, wo die Gährung der Gemüther einen hohen Grad erreicht hatte. Hier nahm er, der erste kaiserliche Statthalter, seinen beständigen Sitz, befestigte die Stadt, wie auch andere Plätze mehr, gab der alten Provinzial-Verfassung neue Gestalt, Eintheilung und Namen, und glaubte jetzt allfälligen Einbrüchen der Feinde wohl entgegen sehen zu können.

Alboin, durch die Briefe, Boten, Verheissungen und Geschenke des Narses zu einem Unternehmen noch mehr angefeuert, dessen Plan er vielleicht, begeistert von den Helden Alarich, Dieterich, Witiges und

Totilas, schon längst in seiner Seele getragen, traf ruhig inzwischen alle erforderliche Maaßregeln zur Verwirklichung. Seine und seines Volkes Lage, der Italiener Entzweiung, wehrloser Zustand und Elend, in Folge wüthender Seuchen und anderer Naturübel, machten ihn seiner Sache völlig sicher. So berief er denn endlich das ganze stimmfähige Volk zur Gemeine, offenbarte seinen großen Entschluß und forderte alle streitbare Männer auf, Pannoniens Ungemach und Armuth mit dem Reichthum und Ueberfluß Italiens zu vertauschen: „Nicht durch öde und ungebaute Steppen führe ich euch, nein, auf blühende und üppige Gefilde; nicht um die Macht Anderer festigen zu helfen, nein, um uns selbst ein Reich und ewige Wohnsitze zu gründen. So wenige Schwierigkeiten werden — ich bürge dafür — euch entgegentreten, daß ihr nicht einmal, um Sieg zu erringen, das Schwerdt zu zücken braucht. Denn wie durch eine offene Pforte, ohne Kampf von irgend einer Seite, werdet ihr einziehen, und alles durch Krieg, Pest und Hunger dermaßen niedergeworfen finden, daß kaum irgend ein Bewaffneter Widerstand euch bieten dürfte. Sollte man aber auch zu Schwert und Schlacht schreiten müssen, so wird es für euch leichte Aufgabe seyn, mit eurer alten Heldenkraft die Macht des seit längerer Zeit hinsterbenden Italiens zu brechen; für euch, die ihr ja die Streitmassen der Hunnen und Gepiden, ohnstreitig der furchtbarsten Völker, vernichtet habt.“

Durch diese Gründe überredete Alboin die Longobarden ohne Mühe zur Auswanderung mit Weib und Kind über die Alpen. Nicht aber begnügte er sich damit, seine nächsten Landsleute hiezu vermocht zu haben, sondern um das Unternehmen für alle möglichen Fälle noch mehr sicher zu stellen, und den Sieg sich zu verbürgen, warb er auch die den Longobarden befreundeten Sachsen zu Genossen der Heerfahrt an; und es strömten dieselben, in Erwartung nicht gewöhnlicher Dinge, begeistert unter seine Fahnen. Als allgemeiner Tag des Aufbruchs war der letzte Tag des Märzen im Jahr 568 bestimmt.

Als die Kunde von diesen Dingen nach der Halbinsel gekommen, verbreitete sich ungeheurer Schrecken unter den Einwohnern derselben. Die Erinnerung an die großen Unfälle, welche frühere Einbrüche veranlaßt, stellte sich lebendig dar; die mehrhundertjährigen Wunden, welche der Gothen, Vandalen, Hunnen, Alemannen, Franken, Heruler und Gepiden, Byzantiner und Römer Kriege dem Lande geschlagen, sollten, nach kurz genossener Ruhe, von neuem nun aufbrechen. Was übertreibende Sage von dem Riesenhaften der Leiber, von der Trutzigkeit der Mienen, von den schauer-erregenden langen Haaren und Bärten, und von der Wildheit der Sitten über das Volk der Longobarden meldete, brachte die Einbildungskraft vorzüglich in Verwirrung; die Seelen aber wurden ganz besonders beunruhigt durch die Vorstellung, daß die neuen Gäste nicht blos ein ketzerisches sondern selbst zum Theil noch heidnisches Geschlecht *) seyen, das somit der Kirche wie dem Staate gleiche Gefahr drohe. Wunderzeichen am Himmel schienen die kühnsten Prophezeihungen über dieselbe auffallend zu bestätigen, und den allgemeinen Schrecken zu vermehren. So erblickte man nach der Sage Einzelner — feurige Speere und Heere am Himmel, und der heil. Gregorius hatte Recht, die Niederlage vieler Menschen und großes Blutvergießen daraus zu deuten.

Im nächsten Jahre [568], als zwanzigtausend Sachsen mit ihren Familien im Lande der Longobarden eingetroffen, berief Alboin, nachdem er zum Auszug alles Nöthige geordnet, auch die benachbarten Hunnen zu einer Gemeinde, und übergab ihnen, indem er mit seinem Vorhaben sie bekannt machte, das bisher besessene Pannonien, darin die Longobarden über vierzig Jahre gehauset, als Eigenthum; jedoch unter der Bedingung, daß, wenn irgend ein Unfall ihn und sein Volk zur Rückkehr zwingen würde, die Hunnen gehalten seyn sollten, sämmtliche Wohnungen

*) Der größere Theil opferte noch den alten Göttern Ziegen. Der König war Arianer.

und Güter den frühern Besitzern wieder abzutreten. Und als dies geschehen war, gab er das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. In den ersten Tagen des Aprils, in der Osterwoche, setzte sich der Zug in Bewegung nach der italischen Gränzmark. Der rinder- und büffel-reiche Mons regius ward erstiegen, und von ihm herab sah Alboin zu seinen Füßen das wunderliebliche Land, in üppigster Fülle vor sich ausgebreitet, und in den zahlreichen Städten und Burgen eben so viele Trophäen des Siegs und Denkmale seines Ruhms. Er beschloß zuvörderst die Richtung rechts einzuschlagen, und der erste Einbruch geschah demnach in die Provinz Venetia. Niemand leistete Gegenwehr; Alles wandte sich zu schimpflicher Flucht. Der Patriarch Paulinus, statt treu bei seiner Heerde auszuharren, begab sich, Aquileia seinem Schicksal überlassend, mit allen Kirchenschätzen nach der sichern Insel Grado. Sein Beispiel ward auch von andern Vornehmen und Reichen befolgt, nach der bei frühern Einbrüchen schon gepflogenen Sitte.

Gleich im ersten Anlauf nahm Alboin Aquileia; hierauf zwang er alle Städte in der Runde zur Ergebung. Nach diesem legte er sein Heer vor Forum Julii (Friaul), damals die Hauptstadt der Provinz; auch sie öffnete nach kurzem Kampf die Thore. Der König beschloß, hier die Winterquartiere zu nehmen. Während der Zeit, die darüber verstrich, ordnete er die Verwaltung des bereits Eroberten an, und entwarf Anschläge für neue Siege. Die Provinz, in ein Herzogthum verwandelt, wurde dem Neffen Alboins, Gisulf, seinem bisherigen Stallmeister übergeben; bei ihm blieben viele der longobardischen Familien, die er selbst sich ausgesucht. Er erkannte den König als obersten Lehnsherrn, und huldigte ihm, als erster Vasal des neu zu gründenden Königreiches. Von dieser Zeit beginnt die Geschichte des Herzogthums Friaul.

So schreckhaft aber das Jahr 568 für die Italiener in politischer Hinsicht, durch die Kriegsdrangsale und durch das Nationalunglück auch schien, so sehr zeichnete es sich durch üppigen Wachsthum der Natur aus. Alboin

mittlerweile verfolgte rastlos seine Siege, ließ Opitergium und andere Städte bis gen Treviso, liegen, und rückte, unter großer Verheerung aller Landstriche, die er berührte, geraden Weges auf letztere Stadt selber los. Der Bischof Felix, besorgter für das Heil der ihm anvertrauten Schaafe, zog dem Helden entgegen, und flehete um Schonung für sich und seinen Sprengel. Alboin gewährte sie und schirmte die Freiheiten Beider mit gewissenhafter Treue. Der Ort selbst, nachdem er die Besatzung zum Abzug genöthiget, wurde zum neuen Reiche geschlagen. Padua, Montesilici, Mantua und Kremona schienen wiederum zu entfernte oder zu stark besetzte Orte; um bei ihrer Belagerung daher nicht allzu kostbare Zeit zu verlieren, ließ Alboin absichtlich sie liegen. Dafür bewältigte er Vicenza, Verona, Trient, und andere Plätze im Venetianischen. Longinus vermochte weder auf offenem Feld ihm entgegenzurücken, noch die Städte hinlänglich mit Besatzung zu versehen, gegen den Andrang so gewaltiger Kriegsmassen. Ueberdies ließ sein Herr, der weibische Justinus, gänzlich ihn im Stiche, und ein großer Theil der Einwohner, als er den Ruf von der Longobarden Grausamkeit nicht bestätigt, sondern, bei ruhiger Ergebung, Großmuth, Schutz und Ordnung sah, war nicht entschlossen, für das tyrannisch-feige Regiment des Byzantinischen Kaisers Leben und Habe in verzweiflungsvollem Kampfe zu opfern. In alle eroberte Städte und Burgen legte Alboin hinlängliche Mannschaft; in jeder derselben gebot ein von ihm gesetzter Herzog als oberstes, kriegerisches und bürgerliches Haupt.

Im 570sten Jahre übersetzte er die Adda, und brach in das Ligurische Gebiet. Auch hier gleiche Zagheit der Einwohner; auch hier allgemeine Flucht und Auswanderung nach unzugänglichen Klippen und Inseln, wohin zu folgen, den Longobarden es an Fahrzeugen gebrach. Zwischen Kremona und Lodi nämlich zeigen sich eine Menge von Sümpfen, die der Oglio, der Serio und die Adda, ihres sehr schmalen Bettes wegen, ausgeworfen haben. In denselben findet man viele kleine

Inseln, damals wüst und unbewohnt. Von den auf ihnen vorgenommenen Bauten, Befestigungen und Wohnungen erhielt Krema seinen Ursprung. Die Sümpfe sind im Verlauf der Zeiten durch den Fleiß der Menschen ausgetrocknet und urbar und blühend gemacht worden. Auch auf der Comacina, im heutigen Comersee, suchten viele Auswanderer für ihre Personen und Schätze Sicherheit. Nach wenig Jahrhunderten erhielten diese neuen Kolonien für die europäische Kultur und Politik eine nicht geringe Bedeutung, durch die Kraft der Freiheit, die bei ihnen sich entwickelte.

Während demnach hier durch Flüchtlinge aus verschiedenen Städten Oberitaliens der Keim zu einem neuen Staate gelegt wurde, verfolgte Alboin die Bildung des seinigen unausgesetzt weiter. Brescia, Bergamo, Lodi, Como und andere ligurische Städte mehr bis zu den Alpen, fielen in seine Gewalt; meist durch Sturm. Endlich näherte er sich den Thoren von Mailand. Seine Mauern und Besatzung reichten nicht hin, den reissenden Siegeslauf des Königs zu hemmen. Nachdem der Bischof Fortunatus an der Milde des Feindes wie an der Tapferkeit des kaiserlichen Heeres verzweifelt, und mit dem größten Theil der vornehmern Einwohner nach Genua sich begeben hatte, öffnete die Stadt, geschreckt durch Alboins Drohungen, die Thore. Am 9ten September hielt der Gewaltige seinen feierlichen Einzug. Und nunmehr empfieng er die Glückwünsche seines Volkes und seiner Heeresfürsten, und setzte die Krone des Königreiches Italien sich auf, welche die Beiden ihm darreichten.

Das dritte Jahr seit dem Auszuge aus der Heimath war somit angebrochen. Der Monarch hielt eine Weile mit Eroberungen inne, um in das bereits Gewonnene Ordnung und Zusammenhang zu bringen. Darauf, nachdem alle erforderlichen Maaßregeln getroffen waren, trug Alboin die ganze Last des Krieges über den Ticino. An dessen und des Po's Zusammenstrom war das feste und das große Pavia, auf Veranstalten König Dieterichs von Bern, nach der traurigen Katastrophe Mailands

durch Attila, gebaut worden. Die natürliche Lage der Stadt, besonders auf der Flußseite, und die von kriegskundigen Feldherren vorgenommenen Befestigungen machten sie beinahe unbezwinglich. Die ersten Stürme der Belagerer wurden deßhalb, als Alboin sich vor Pavia gelegt, mit leichter Mühe abgeschlagen, und bei sorgfältiger Betrachtung aller Umstände fand er es für gerathener, die Stadt einfach zu blokiren und durch die Dauer der Einschließung zu ermüden, als nutzlos vor ihr Zeit und Menschen zu verschwenden. Den ganzen Winter über hielt er sie also umlagert. Endlich, überdrüßig dieses langen Aufenthalts am Ticino, und nicht gesonnen, auf der Mittagshöhe seines Ruhmes stillzustehen, beschloß Alboin, seine Eroberungen auf anderm Wege fortzusetzen; er ließ einen Theil des Heeres vor der Stadt zurück; mit dem andern durchzog er die Provinzen Aemilia, Tuscien und Umbrien. In ersterer gewann er Derthon, Placenzia, Parma und Bresello; endlich auch Reggio und Modena, welches in frühern Kriegen beinahe gänzlich zerstört worden. Der größte Theil von Etrurien kam ebenfalls in seine Gewalt. In Umbrien wurde zunächst Spoleto besetzt. Nur die Cottischen Alpen und die Meerstädte blieben in des Kaisers Besitz.

Je leichter der Kampf für Alboin wurde, desto milder zeigte sich der Sieger. Er schonte Spoleto's, der Hartnäckigkeit ohngeachtet, mit der es an Justinus gehalten, und erhob es sogar zur Hauptstadt des neugeschaffenen Herzogthums dieses Namens. Faroald hieß der erste Fürst. Das jenseitige Etrurien überließ Alboin für einstweilen noch den Römer-Griechen; das diesseitige ward als Herzogthum einem tapfern Vasallen übergeben.

Alle diese Thaten waren in einem Zeitraum von zwei Jahren geschehen. Da wurde zuletzt auch Pavia erobert. Ihm drohete Untergang, weil Alboin, gereitzt durch den ungewöhnlichen Widerstand, einen feierlichen Schwur gethan, alles Volk zu tödten, wenn er die Stadt genommen haben würde. Von Erfüllung dieses Schwures soll jedoch ein wunderbarer Zufall ihn abgehalten haben, den die Sage folgendermaßen erzählt.

Das Streitroß des Königs, welcher durch das Hauptthor, vom heil. Johannes benannt, bei seinem Einzug sprengen wollte, stolperte vor demselben, und es war weder durch Schläge noch Sporentritte von der Stelle zu bewegen. Da rief ein herbei eilender Longobarde: „Herr, nimm deinen Schwur zurück, den du gethan, alles Volk, sobald du Meister von Pavia geworden, zu erschlagen, und du wirst sicherlich dann einziehen in die Stadt. Denn wisse, sie wird von sehr guten Christen bewohnt.“ Alboin erwiederte: „Wohlan denn, ich verheisse den Bürgern Verzeihung, so sie nur jetzt Gehorsam leisten:“ Und sieh', es stand das Roß zu Jedermanns Staunen auf, und der Fürst hielt seinen Einzug. In der Königsburg, die der große Dietrich erbaut, stieg er ab, und sie blieb, so lange die Sachen der Longobarden in Italien blühten, der Herrschersitz. Von diesem Tage aber beginnt die Geschichte des Königreichs Italien, welches unter der longobardischen und teutschen Könige wechselvoller und stürmischer Regierung dennoch einer immerhin zu beneidenden Einheit sich erfreute, bis durch den Untergang der Hohenstaufen auch seine Blüthe untergieng, eine Menge kleiner Tyrannen das Land zertheilten und zerwühlten, und der edle Körper zuletzt abgesiecht und seelenlos auf dem Prokrustesbette der europäischen Politik mit schmerzlicher Sehnsucht an Gothen und Longobarden erinnerte.

Im fünfhundert vier und siebenzigsten Jahre zog Alboin nach Verona, und sann hier nach, wie er durch geregelte Staats-Verwaltung und kraftvolle Gesetze sein neues schönes Reich nun sichern könnte. Aber in diesen großartigen Planen überraschte ihn fürchterlich der Tod mitten unter seinen Waffengefährten und den Freuden seines Pallastes. Er fiel als Opfer des schändlichsten Meuchelmordes und zugleich einer Rache, welche durch das tief verwundete Naturgefühl wenigstens zum Theil entschuldigt werden kann.

Bei einem feierlichen Feste erlaubte Alboin von seinem Gesetze strenger Mäßigkeit im Trunk sich eine Ausnahme. Nachdem viele Becher schon

geleert waren, ließ er, überwältigt von der Erinnerung seiner Siege und den Uebermuth des Augenblickes, sich Kunimundens Schädel reichen. Nachdem alle Häupter der Longobarden und auch der trunkene König daraus gekostet, befahl er, den Becher der Königin zu bringen, mit dem Bedeuten, ein Gleiches zu thun. Rosimunde, in diesem Augenblicke nur Tochter, sprach nach kurzem Seelenkampfe: „Der Wille meines Herrn soll geschehen!“ Zugleich aber stieß sie halblaut eine Verwünschung gegen Alboin aus, durch die sie ihre Rache kund gab, ohne jedoch von den Umstehenden verstanden zu werden. Bald darauf zog sie einen Waffenträger oder Schilpor des Königs (nach Andeutung einiger Schriftsteller seit Längerm ihr Buhle) ins Vertrauen, welcher zwar in das Vorhaben, daß Alboin getödtet würde, einwilligte, die Ausführung selbst aber, aus Furcht vor der persönlichen Stärke des Königs, dem kräftigern Peredeus zu übertragen rieth. Gleichwohl weigerte sich auch dieser der schwarzen That, und es bedurfte eines für die Frauenehre mehr als abscheulichen Mittels, um durch ihn das blutige Gefühl der Rache zu sättigen. Die Königin begab sich zur Nachtzeit in das Zimmer und Bette einer ihrer Kammerfrauen, mit welcher Peredeus unerlaubten Umgang pflog. Als der Buhle gekommen, empfieng sie ihn mit den bekannten Tönen der Liebe in ihren Armen und stillte sein Verlangen. Darauf aber warf sie die Maske ab, und frug ihn, ob er wohl auch wisse, an welcher Seite er liege? Peredeus nannte den Namen der Geliebten; allein die Königin rief mit schrecklich veränderter Stimme: „Keineswegs, ich bin Rosimunde; du aber, Peredeus, hast eine solche That begangen, daß du entweder Alboin erschlagen mußt, oder er dich mit seinem Schwerte durchbohren wird!“ Da erkannte der Unglückliche den Abgrund, an den er sich geführt; und wozu er freiwillig niemals vermocht worden wäre, das that er nun gezwungen.

Kaum hatte Alboin dem Mittagschlummer sich überlassen, so gebot Rosimunde die größte Stille im Pallast; und unter dem Vorwand,

alles Geräusch zu verhindern, ließ sie alle Krieger, die in der Burg sich befanden, die Waffen ablegen. Nachdem dies geschehen, band sie auch das Schwert des Königs, das stets über dem Bette hing, an seinem Nagel fest, und nun wurde Peredeus in das Schlafgemach geführt. Noch erwachte Alboin, durch entstandenes Geräusch, zeitlich genug, um sich zu wehren. Aber das Schwert war nicht von der Stelle zu bringen; und blos mit dem Schemel, der am Bette stand, bewaffnet, erlag er endlich, nach langer Gegenwehr, der meuchlerischen Uebermacht. Unnennbar war der Schmerz der treuen Longobarden über diese That; er wurde ganz in der Nähe des Pallastes begraben, und das Schwert, welches ohne seine Schuld, nur in jenem Augenblicke von der Seite ihm gewichen, neben ihn gelegt. Noch in spätern Jahrhunderten waren Grab und Schwert Gegenstände der Bewunderung und Eitelkeit und wunderbarer Sagen. Die teutschen Völker aber feierten, noch zu Karl des Großen Zeit, das Andenken des heldenmüthigen Alboins, dessen Tod an Rosimunden und Helmicho bald gerächt wurde. Nur drei Jahre und sechs Monate hatte er über Italien geherrscht. Lange genug für seinen Ruhm; nicht lange genug für das Wohl seiner Völker.

Flavius Autharis.*

Da sprach die Minnigliche: deß bin ich viel bereit,
Was ich ihm kann gedienen, das ist ihm unverseit,
Mit freundlichen Treuen so soll es seyn gethan;
Da mehrte sich ihre Farbe, so sie vor Liebe gewann.

Es ward kein Bote empfangen je eines Fürsten baß,
Getraute sie ihn zu küssen, die Fürstin thäte das;
Wie recht minniglich er von der Frauen schied!
Da thaten die Bojoaren, als ihnen Garibald gerieth.

Nach dem Nibel. Lied.

Nachdem die Mörder Alboins durch den Exarchen Longinus gefallen, dieses Letztern Hoffnung aber, Nachfolger im Reiche zu werden, durch allerlei Umstände vereitelt worden, kam über die Longobarden, durch Wahl des Volkes, Klephus zu herrschen. Aber nicht lange währete sein hartes Regiment. Die Herzöge, dreißig an der Zahl, des Zügels und der Ausschweifungen königlicher Gewalt zugleich müde, stürzten die Nation in die Gefahren einer kriegerischen Aristokratie. Diese ist es auch in der That, welche die Vollendung von Alboins großem Werke verhindert, und durch unverjährbare Folgen den Untergang der longobardischen Monarchie in

---

* Quellen: Paul. Warnefried. De gestis Longobard. L. III. 1-35. Sigon. de regno Ital. 12-19.

Italien herbeigeführt hat. Endlich, nach eingesehenem Irrthum, und als Griechen und Franken in die Wette das verwaiste und zerrüttete Reich bedrängten, stieg Autharis, Sohn des Klephus, an Geist, Gesinnung und Tapferkeit aber mehr dem Alboin ähnlich, auf dessen Thron. Unter ihm nahmen die Sachen der Longobarden einen neuen Schwung; seine Regierung zeichnete sich durch Kraft und Weisheit, sein Privatleben durch romantischen Sinn und Züge hoher Tapferkeit aus. Als Held und Gesetzgeber hat Autharis darum unter den Grössen, die von teutschem Volke ausgegangen, einen der ersten Plätze anzusprechen. Sein nächstes Augenmerk war auf das verlorne Bresello, und den Aufstand des verwegenen Partheihauptes Droktrulf gerichtet. Während der Zeit, welche über der Belagerung jener Stadt verstrich, ordnete er die zerrüttete Verwaltung des Innern, und stellte das tiefgesunkene Ansehen des Königthums wieder her. Nach dem Beispiel der alten römischen Kaiser erhielten die longobardischen Monarchen den Beinamen der Flavier. Sämmtliche Herzöge wurden verpflichtet, die Hälfte der Zölle, die sie bezogen, dem Könige, zu Bestreitung der Regierungskosten und ausserordentlicher Kosten, zu entrichten. Die Beherrschung einzelner Städte wurde ihnen zwar auch ferner überlassen, aber die Gerichtsbarkeit fortan im Namen des Königes ausgeübt, dessen Oberherrlichkeit jederzeit verwahrt wurde. Wenn ein Herzog ohne männliche Erben starb, oder Felonie begangen, setzte der König den Nachfolger. Droktrulf, durch den unternehmenden Geist des neuen Fürsten und dessen furchtbare Anstrengungen erschüttert, beschloß endlich die Uebergabe; Bresello wurde geschleift. Dagegen setzte in Classis, einer der Abtheilungen Ravenna's, der römische Feldherr Smaragdus, zu welchem jener Anführer floh, den Longobarden nicht wenig zu, bis endlich die Stadt mit großem Verluste der Feinde in seine Gewalt fiel. Autharis, welcher überdies noch der Franken sich zu erwehren hatte, vertrug auf drei Jahre mit Smaragdus, und verwendete alle Kraft nun gegen die andern Feinde.

Da auf offenem Felde der Kampf mit Childeberts zahlreichen Schaaren bedenklich war, so verfolgte Autharis ein seiner Lage angemessenes System, und versah jede bedeutende Stadt seines Reiches mit hinlänglicher Besatzung und starken Festungswerken, also, daß der König der Franken, nachdem er die Alpen heruntergestiegen, eine Menge Menschen und kostbare Zeit in solch einzelnen Unternehmungen aufopfern mußte; und so brach denn der fürchterliche Sturm an festen Wällen und treuen Vertheidigern derselben. Während dieser Zeit aber ließ Autharis nicht ab, auch den Weg der Unterhandlungen zu versuchen, und Childebert auf das gemeinsame Interesse aller germanischen Könige gegen die Politik von Konstantinopel aufmerksam zu machen. Wirklich kam ein Vergleich zwischen beiden Fürsten zu Stande; aber Childebert hatte also tief in den Schlingen sich verstrickt, mit denen Kaiser Mauritius ihn gefangen, daß er, an die früher mit diesem geschlossene Verträge erinnert, und durch die Liebe seiner Schwester Ingundis bewogen, welche nach ihrem eigenen und ihres Gemahles Levigild Unglück aus Spanien nach Byzanz geflüchtet war, abermals an der Spitze einer Armee von Franken und Allemannen in das Land der Longobarden einbrach. Die Zwietracht unter den beiden Völkern befreite Autharis auch diesmal von der drohenden Gefahr. Und nun konnte er um so leichter seine Waffen zur Bezwingung jener Völkerschaften verwenden, welche der longobardischen Herrschaft sich bisher entzogen. So nöthigte er die Istrier und die Insel Comacina zur Ergebung. Er ehrte im überwundnen Feinde großmuthig die Tapferkeit; einen Theil der Schätze ließ er ihnen; der andere, noch immer überaus groß, wurde nach Verona gebracht. Smaragdus hatte bei diesen Vorfällen, aus Ohnmacht, sich völlig leidend benommen.

Inzwischen bearbeitete der Kaiser von Konstantinopel unaufhörlich die Leidenschaften des Frankenkönigs, zum Behufe eines neuen Einbruchs in Lombardien. Childebert, bei seiner Ehre angegriffen, rüstete demnach

die dritte Heerfahrt, furchtbarer als alle frühern, aus. Autharis, die große Gefahr erkennend, schloß sehr richtig, daß der fränkischen Angriffe nimmermehr ein Ende seyn werde, so lange nicht durch einen großen Schlag zwischen ihm und Childebert entschieden sey. Des alten Ruhmes seiner Nation daher eingedenk, und von großartigen Gefühlen getrieben, beschloß er diese Entscheidung einer Hauptschlacht zu überlassen, in welcher beide Parteien alle ihre Kräfte versuchen, die Götter aber der gerechten Sache den Sieg verleihen möchten. So entbot er denn im ganzen Reiche der Longobarden die Landwehr, und zog mit einem ansehnlichen Heere den Franken entgegen, welche bereits wieder in die Ebene sich ergossen hatten. Kurz, aber kraftvoll und würdig, wie ein Feldherr des alten Roms, ermahnte er sein Volk zur Schlacht für Freiheit und Ruhm, gegen einen Feind, mit welchem zu kämpfen größere Ehre bringe, als mit entnervten Italienern. Lange blieb der Ausgang zweifelhaft; es waren teutsche Schwerdter, die hier wider teutsche fochten. Endlich wichen die Franken, und es erfolgte ihrer eine ungeheure Niederlage. Da der Nationalhaß und die Selbsterhaltung mit gleicher Stärke ihn spornten, so schonte der Sieger nur Wenige; der Rest aber, welcher dem Blutbad entkommen, ward auf dem Heimweg durch Hunger getödtet.

Der Name des kühnen Autharis lebte in Aller Munde: die Begierde nach Thaten schwoll in ihm, nach dem großen Frankensieg; er zwang das ganze diesseitige Italien zum Gehorsam, und gedachte bereits, das Gleiche auch am jenseitigen zu thun. Ganz Italien sollte wiederum vereinigt, und das verwaiste Rom von neuem die Hauptstadt und der Sitz ehevoriger Herrlichkeit werden. Demnach zog er, dem Heere unwissend, welch neues Ziel seinen Waffen bestimmt sey, in das Herzogthum Spoleto, und von da ins Samnitische, und verbreitete in dieser Provinz, für die man, der großen Entfernung wegen, von Seite der Longobarden niemals gefürchtet hatte, einen ungemeinen Schrecken. Er

benützte ihn, nahm im ersten Anlauf mehrere Städte, ja selbst den Hauptort Benevent. Von da verfolgte er seinen Siegeslauf bis zur Meerstadt Rhegium an dem andern Ende der Halbinsel; und nachdem er, die Gränze des Lombardenreiches damit bezeichnend, eine Säule, die am Ufer des Meeres stand, mit seiner Lanze berührt hatte, kehrte er nach Benevent zurück. Die Provinz erhielt die Form eines Herzogthums und den Namen der Hauptstadt; Zoto war der erste Fürst, welchen Autharis mit Benevent belehnte. Seine Verwaltung trug den Charakter allzugroßer Strenge und Habsucht; was er am Kloster Monte-Cassino, gestiftet vom ehrwürdigen Benediktus, that, wird niemals entschuldigt werden können.

Nach Vollendung dieser Dinge kehrte Autharis nach Verona zurück, und gedachte sich nunmehr eine Gattin beizulegen. Früher hatte er seine Augen auf Ingundis geworfen, wie wir schon erzählt; aber Childebert, welcher anfänglich eingewilligt, war nicht zu vermögen, daß er seine Schwester einem Arianer gab. So wendete er sich denn zu Garibald, dem Herzoge und nachmals Könige der Bojoaren, und warb um dessen schöne und geistvolle Tochter Theudelinde, deren Ruf durch alle germanische Reiche gieng. Sie wurde ihm zugesagt. Allein die Sehnsucht des Bräutigams vertrug sich wenig mit den zögernden Formen der Hofsitte und Politik. Er beschloß, die Geliebte heimlich zu besuchen, und von ihren Reizen durch Augenschein sich zu überzeugen. Blos in Gesellschaft eines Dieners machte er sich demnach auf den Weg, und erschien, in der Eigenschaft als Gesandter des longobardischen Monarchen, vor Garibald. Die beiden richteten angebliche Aufträge aus; darauf nahm Autharis das Wort und erklärte: daß er, auf Geheiß seines Königs, die Braut sehen müsse, um über die Gestalt derselben sichere Botschaft heimzubringen. Die Prinzessin wurde vorgeführt; kaum konnte der minnesehnende Held an ihrer Schönheit sich satt erschauen. Er pries sie mit aller Glut des Gefühls, welches in ihm lebte, und nachdem sie, teutscher Sitte und seinem Wunsche gemäß, den gastlichen Becher ihm kredenzt hatte, auf dieselbe Weise, wie

sie es später dem Könige der Longobarden zu thun habe, drückte er, beim Zurückgeben des Pokals, ihr mit dem Finger die Hand, und fuhr ihr über Stirn' und Nase, also, daß die Braut, von Schaamroth übergossen, solches klagend, zur Amme floh. Diese aber lächelte und rief: „Lasse dich's nicht kränken, Töchterlein, denn wahrlich es hätte jener dich nicht zu berühren gewagt, wäre er nicht dein königlicher Bräutigam selber. Doch schweigen wir indeß, damit dein Vater nichts davon erfahre; denn in der That, es ist eine würdige Person, welche ein Reich zu regieren hat, und dir zum Gemahl gegeben werden soll.“ Auch im Herzen der Braut hatte übrigens Authar tiefe Sehnsucht zurückgelassen; sie bemerkte sein blühendes, von goldenen Locken umflossenes Jünglingsgesicht, darin männlicher Ernst und königliche Würde mit angeborner Fröhlichkeit sich paarten; ferner seine erhabene Gestalt und stolze Haltung. Garibald ließ, nach genommenem Abschied, die beiden bis zur norischen Gränzmark durch edle Bojoaren begleiten: hier aber angekommen, erhob sich Autharis mit ganzem Körper auf seinem Pferde, und schleuderte seine Streitaxt mit kaum glaublicher Gewalt in den gegenüberstehenden Baum, daß sie tief darin stecken blieb, mit den Worten: „Solche Streiche führt Authar!“ Damit erkannten die Staunenden den König der Longobarden, und erzählten freudig daheim die seltsame Mähr. Noch mehrere derselben, von wunderbarem, religiösen Anstrich, hat der berechnende und dichterische Glaubenseifer der Orthodoxen erfunden, welchen an Autharis nichts zu tadeln schien, als das Arianische Bekenntniß. Wir übergehen aber diese Dinge, als weniger zur Geschichte teutscher Helden, denn zu den Legenden der Heiligen gehörig, denen es an Beschreibern nicht gefehlt hat.

Bald nach des Königs Rückkehr in Verona wütheten Naturschrecken mannigfacher Art durch Italien; besonders aber ward das arme Land durch Ueberschwemmungen, fürchterliche Seuchen und endlich durch Hungersnoth heimgesucht. Darauf verzehrte eine Feuersbrunst den größten Theil der Stadt Verona; ferner verwirrte die Verschiedenheit des Glaubens

nicht wenig die öffentlichen Angelegenheiten: der König wachte streng darauf, daß alle Söhne der Longobarden nach den Grundsätzen des Arius erzogen wurden, welchen er selbst mit Eifer huldigte. Und zu allem Ueberfluß vernahm man die Kunde von den Rüstungen Childeberts zu einem vierten Kriege wider Authar, in der Absicht, die empfangene Niederlage zu rächen. Es sollten die Longobarden diesmal an vielen Orten zugleich angegriffen, und ehe man in Italien einbräche, Garibald und die Bojaren, als die mächtigsten Bundesgenossen, vernichtet werden. Garibald mahnte daher um Beistand und Vollziehung des Ehebündnisses mit Theudelinden. Autharis, der Sache nicht unfroh, zog bis Sardis, oberhalb Verona, mit glänzendem Gefolg entgegen, und in den ersten Tagen des May's, 590 n. Chr., wurde das Beilager vollzogen. Sein Schwager, Gundobald, der die Braut ihm zugeführt, erhielt das Herzogthum Asti zum Botenbrod.

Bald nach diesen festlichen Scenen vernahm Autharis hintereinander die Verwüstung und Besitznahme Bojariens durch die Franken und den Einfall derselben ins Land Italien. Er kehrte diesmal zu seinem alten Kriegsplan zurück, da die Uebermacht der Feinde das Wagniß einer einzigen Hauptschlacht unräthlich machte; es wurde beschlossen, in den verschiedenen größern Städten den verheerenden Strom abzuwarten, und jedem einzelnen Angriff Widerstand im Einzelnen durch die Herzoge und Unter-Anführer entgegenzustellen. Leider ward aber sogar die Treue einiger derselben, entweder durch die Versprechen der Franken oder das Gold der Römer, wankend gemacht, und es fielen gleich beim ersten Anmarsch des Feindes, auf St. Julius bei Novarra Minulf, zu Bergamo Gundulf und zu Treviso Valfaris ab. Nachdem die Franken in die Ebene gestiegen, ward Kriegsrath gehalten, und jedem einzelnen Heeresfürsten eine eigene Unternehmung, jedoch nach gemeinschaftlichem Plane, anvertraut. Audoald mit sechs Andern schlug die Richtung rechts, Ehedin aber mit zwölf Genossen diejenige links ein. Erstere

schlug Lager unter den Mauern von Mailand. Es gieng jedoch nicht lange, so wurde Holo vor einer Veste durch Steinwurf an den Kinnbacken getödtet, und einige andere bei einer Streiferei mit empfindlichem Verluste zurückgetrieben. Darüber faßten die Longobarden neuen Muth, rückten mit Macht vor, und beschlossen bei dem Sumpfe Ceresium, im Stadtgebiete von Mailand, die Feinde anzugreifen. Ein kleiner, aber tiefer Fluß fließt aus demselben; bei dessen Ufer standen die Longobarden, des Kampfes gewärtig, und ein gemeiner Krieger aus ihnen hatte die Kühnheit, gepanzert und bewehrt über den Fluß zu setzen, und am jenseitigen Ufer die Feinde mit den Worten anzurufen: „Dieser Tag wird offenbaren, welchem Theile von uns beiden Gott den Sieg bestimmt hat!“ Er wurde von den Franken alsbald umzingelt und niedergehauen. Seine Landsleute erblickten hierin ein schlimmes Vorzeichen und ergriffen schleunig die Flucht; die Franken aber, als sie den Fluß überschritten, und das Lager der Feinde leer gefunden hatten, kehrten in die alte Stellung zurück; ja sie waren halb und halb bereits zum Rückmarsch entschlossen. Daß dieses nicht auf der Stelle geschah, verhinderten bloß die Gesandten des Kaisers, welche ins fränkische Lager kamen, und binnen wenigen Tagen von Ravenna aus Zuzug verhiessen. Nachdem jedoch sechs Tage verstrichen, und die angekündigten Hülfstruppen noch immer nicht erschienen waren, setzte sich das Heer der Franken in Bewegung auf den Rückmarsch. In diesem Feldzug soll Ticinum von seiner Einnahme durch den Frankenherzog Papius, den Namen Papia (Pavia) erhalten haben.

Während dies zur Rechten geschah, hatte Chedin zur Linken sich Meister von allen befestigten Orten bis Trident gemacht. Gegen seine feierliche Zusage zerstörte er viele derselben, und schleppte, mit weniger Ausnahme, die Bürger jederzeit gefangen mit sich fort. Aber es rächte das Klima den Boden und die Einwohner an den Verwüstern. Eine schreckliche Dyssenterie überfiel die des Landes ungewöhnten Franken, und da die Hauptstädte durch Autharis und dessen Anführer hinter festen Mauern noch immer standhaft vertheidigt wurden, so war nicht nur in

in der Hauptsache bisher nichts gewonnen, sondern es mußten jene sogar, nachdem sie ohngefähr drei Monate lang nicht als tapfere Krieger, wie weiland ihre Feinde, die Longobarden, sondern als Mordbrenner, das Land Italien durchstreift hatten, mit beträchtlich vermindertem Heere in die Heimath zurückkehren.

Als Autharis von dieser Lage der Dinge genaue Nachricht erhalten hatte, glaubte er, daß der günstige Zeitpunkt zu Unterhandlung eines endlichen Friedens vorhanden sey, und schickte Boten an König Guntram von Burgund, den Oheim Childeberts, welche auf die freundschaftlichste Weise Gehorsam und Treue, wie in allen Zeiten, ihm geloben, übrigens ihn beschwören sollten, dem Gräuel des Krieges einmal ein Ende zu machen, und ein Verhältniß zwischen den beiden Nationen zu begründen, in welchem sie einander wechselseitig wider ihre gemeinsame Feinde beistünden. Guntram erklärte, mit Childebert vorerst Abrede nehmen zu wollen, und verhieß inzwischen das Beste. Während dieser Zeit aber starb Autharis, welcher von Verona zurückgekehrt, plötzlich, an Gift, wie dunkle Gerüchte meldeten, im sechsten Jahr einer thatenreichen und stürmevollen Regierung. Unsterblich blühet der Name des Helden, mehr noch der des Gesetzgebers. Ohne die Feindschaft des Arianismus mit der römischen Kirche, würde vielleicht auch diese sich ihm als Beschützer in die Arme geworfen, und durch den Besitz von Rom und Ravenna, der König der Longobarden die Einheit und Glückseligkeit Italiens für immer begründet haben; so aber reizte Rom wider ihn die Franken auf, und der Krieg mit denselben, welcher alle Streitkräfte in Beschlag nahm, vereitelte großartige Entwürfe, welche nach dem so eben angedeuteten Ziele giengen.

Die Gesandten Authars hatten Mühe, von dem Frankenkönige vorerst die Verheissung, sonach die Gewährung des Friedens zu erhalten. Die Longobarden aber, in Erwägung der großen Verdienste des verstorbenen Königs und des besondern Verstandes der Theudelinde, erlaubten dieser, einsweilen das Steuer der Regierung zu führen, und in demjenigen Manne der Nation einen König zu geben, welchen sie selbst zum Ge-

mahl sich erkiesen würde. Die schöne Wittwe warf die Augen alsbald auf Agilulf, den streitbaren und viel-erfahrnen Herzog von Turin, und berief ihn, ohne den Zweck der Reise ihn wissen zu lassen, nach dem Städtchen Lumello. Dahin kam sie, mit glänzendem Gefolge ihm entgegen, und ließ sich nach kurzer Unterredung einen Becher mit Wein kredenzen. Nachdem sie zuerst davon getrunken, gab sie den Rest Agilulf zu verkosten. Derselbe küßte, wie er den Becher zu sich nahm, die Hand der reitzenden Gebieterin; allein diese, schaamhaft erröthend, lächelte mit Liebe-verheissendem Blick, und rief: „Der darf die Hand nicht küssen, welchem erlaubt ist, auf den Mund einen Kuß zu heften.“ Darauf hob sie den ehrfurchtvoll Knieenden zu sich herauf, küßte ihn selbst von freien Stücken, und eröffnete ihm sein doppeltes Glück. Die Longobarden in ihrer Nationalversammlung bestätigten die Wahl im Maymond, und Beilager und Krönung wurde zu Mailand feierlich vollzogen. In Agilulf erhielt das verwaiste Reich, in Theudelinden die zitternde Kirche eine kräftige Stütze. Es ist ein sehr merkwürdiger, von der Geschichte nicht zu übergehender Umstand, die Sage, daß dem Agilulf seine künftige Größe voraus verkündet, und Theudelindens Besitz noch am Tage von Authars Vermählung ihm versichert worden. Drohend erwiederte zwar dem Wahrsager der erschrockene Krieger: „Dem spalte ich das Haupt, der künftig mehr von dieser Sache spricht.“ Allein der Prophet soll gleich hierauf muthig geantwortet haben: „Mich zwar kann man tödten, aber das Schicksal nicht ändern. Wahrlich, dir sage ich, dies Weib ist blos in dein Vaterland gekommen, um dir dereinst anvermählt zu werden!“ Der plötzliche Tod Authars durch Gift, der strenge Katholizismus Theudelindens, die Freundschaft mit Rom, die schnelle Wahl Agilulfs und dessen nachmalige Bekehrung könnten auf die Vermuthung einer Scene wie bei Alboin leiten, wenn wir nicht sichere Beweise von der innigen Liebe der Königin zu dem Gemahle ihrer Jugend, und von ihrer strengen Gottesfurcht und Tugend hätten.

Pippin der Aeltere.*

Justum et tenacem propositi virum
Non ardor civium prava jubeantium
Mente quatit solida.

Horat.

Nachdem wir den ganzen Kreis jener Reiche durchgegangen, welche aus der großen Erbschaft der umgestürzten Römer-Monarchie durch den Willen des Geschickes und die Kraft großer teutscher Männer sich erhoben; nachdem wir diese selbst erschaut, im Kampfe mit Römern und Griechen, und mit den eigenen Stammverwandten, bis, nach dem Untergange beinahe aller übrigen, der mächtigste und listigste Stamm, schwerdrückend auf die beiden letzten Nebenbuhler seines Ruhmes, Longobarden und Sachsen, sich oben erhielt; schreiten wir denn endlich, den einen Hauptstrom der Geschichte rascher nun verfolgend, in Betrachtung jener

*) Die Quellen für Pippin von Landen, Pippin von Heristall und Karl Martel sind: Gregor. Touronensis; Fridegarius und viele kleinere Chroniken und Lebensbeschreibungen, welche am vollständigsten abgedruckt und kommentirt in dem Nationalwerke: Monumenta Germaniae historica, ed. Pertz. Tom. I. fol., zu finden sind. Vergl. damit auch die schon früher angeführten fränkischen Gesetzessammlungen.

Thaten weiter, die durch fränkische Helden bis zur Gründung der römisch-teutschen Monarchie geschehen sind. Unter denselben werden die glorreichen Pippine und der Sieger bei Tours unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich ziehen.

Wir übergehen die gräuelvolle Regierung der meisten Nachfolger Klodewigs, welche die Jahrbücher der Menschheit mit ihren Namen beflecken, und diese selbst werden hier nicht einmal genannt. Auch ihrer Kriegsknechte geräuschvolle Thaten haben für ein edleres Geschlecht keinen Werth. Nur die, welche gleich gewaltig durch die Kraft des Geistes und des Armes ihr Vaterland in verhängnißvollen Krisen errettet und das Königthum von den Anmassungen einer übermüthigen Aristokratie, so wie das Volk von den Verirrungen unbeschränkter Gewaltherrschaft befreit haben, sind würdig, in die Reihen der Nationalhelden gestellt zu werden. Solche Männer finden sich in Mitte jenes merkwürdigen Institutes, welches während der Periode des Mittelalters nur einmal, und zwar im Orient, bei den Arabern, sich wiederholt hat. Ich meine das Institut der Hausmeier, wie man gewöhnlich die Majores Domus zu übersetzen pflegt, jedoch ohne damit den Begriff dieser Würde ganz genau wieder zu geben.

Durch die häufige Zersplitterung der fränkischen Gesammtmonarchie, und durch die mörderischen Familienkriege, welche Hohe und Niedere viele Menschenalter hindurch von einander rissen und wider einander trieben, war aller Gehorsam gegen die Herrscher und die Gesetze aufgelöst worden. Die Großen schützten sich durch mächtige Bündnisse wider den rächenden Arm dieser letztern, und trotzten den Königen, während sie das Volk erdrückten, oder in den Kreis und zu den Thaten ihrer Willkühr nöthigten. So entstand immer mehr ein Unterschied der Stände bei einer Nation, unter der einst völlige Freiheit und Gleichheit Aller geherrscht. Es bedurfte die Monarchie somit gegen ein einsittlichtes Volk und gegen einen meuterischen Adel gleich sehr der rettenden Stütze. Diese ward

ihr durch die Majores Domus. Als Oberfeldherren, als Anführer des Gefolges, Oberaufseher des Kriegs- und Güterwesens, als wichtigste Beisitzer des Hofgerichtes, als Vorsitzer im Staatsrathe des Königs, und als Vormünder und Reichsweser während den Minderjährigkeits-Perioden, übten sie faktisch jene Herrschaft aus, von welcher die Könige blos den Namen trugen. Zu solcher Summe von Macht gelangten sie jedoch nicht auf einmal, sondern erst nach und nach. Das große Unglück der Nation, welches aus dem Zwist der Austrasischen und Neustrischen Königshäuser erwachsen war, und die grauenvollen Thaten zweier Frauen, Brunhild und Fredegundis, erweckten in mehrern Großen nach und nach kräftige Entschlüsse. Siegebert, der neunjährige Sohn Theuderichs, Brunhildens Mündel, wurde aufgegeben, und Klotar II., dessen Jugend von väterlichen Leuten klug geleitet worden war, zum Könige bestimmt. An die Spitze dieser Opposition traten Arnulf und Pippin, zwei austrasische Große. Brunhild, auf den Hausmeier Warnachar gestützt, suchte durch die Burgunder und Thüringer ihre wankende Herrschaft zu retten. Aber ihr finsterer Argwohn wider den treuesten Diener bewirkte, daß auch dieser zu den Gegnern übertrat, die Großen und die Priester Burgunds folgten. Das Schicksal der zwei und achtzigjährigen Königin erfüllte sich schreckbar, und Klotar II. wurde Herr von allen drei Franken-Reichen.

Sein beschränkter Geist fand so kräftige als redliche Leiter an dem Bischof Arnulf und noch mehr an Pippin, seinem nunmehrigen Hausmeier. Die ganze Wirksamkeit dieser beiden Männer war von jetzt an ganz der Wohlfahrt ihres Vaterlandes und der Heilung seiner tiefen Wunden geweiht. Unter ihnen war keine andere Eifersucht erfunden, als wer solche Aufgabe tüchtiger lösen möchte, sonst aber einigte sie ihr ganzes Leben-lang die innigste Freundschaft.

Von Pippin dem Aeltern, dessen Name vorzugsweise in der Geschichte dieser Tage glänzt, hat ein gründlicher Geschichtforscher neuerer

Zeit, welcher die Verfassung und die Thaten der fränkischen Hausmeier zum besondern Vorwurf seines Studiums gemacht, *) nachstehendes Bild entworfen: „Pippin, Karlomanns Sohn, an den Ufern der Maas, im spätern Brabant, geboren, ragt, wie Kato von Utika, durch unerschütterlichen Gerechtigkeitssinn über seine Zeitgenossen empor. Eins in sich selbst, mit klarem Wissen und entschiedenem Wollen, trat er, wie jener in Widerspruch mit seiner Welt, litt er von ihr, was gekränkter Eigennutz und Bosheit durch Gewalt und Verläumdung beneideter Geistesgröße entgegensetzen, kämpfte für das Recht und sein Land bis zum Ende. Richtige Beurtheilung des Staats und der Menschen, durch welche er wirken mußte, und Tapferkeit, vorzüglich in jener Zeit unentbehrlich, sicherten den Erfolg seiner Plane und ihre Wirkung noch über sein Leben hinaus. Gleichheit der Geister, gleiche politische Wirksamkeit, dann auch Verwandtschaft verbanden ihn mit Arnulf, dessen überlegene wissenschaftliche Bildung er anerkannte, schätzte, und, besonders in geistlichen Dingen, zu Rathe zog. Religion, welche den Blick über die Gegenwart hebt, und häusliches Glück erheiterten ihn nach den drückenden Sorgen um Fürsten und Volk. Er sah seine Tochter Begga, dem Sohne seines Freundes, dem tapfern Ansgisil vermählt. Grimoald, den einzigen Sohn, dem Vater ähnlich, zu frohen Hoffnungen herangewachsen; Itta, seine Gattin, nach des Mannes Tode von vielen Edlen gewünscht, glaubte dem unersetzlichen Verlust nur in immerwährendem stillen Andenken und in der Erinnerung an Gott zu ertragen; begleitet von Gertrud, ihrer ältesten Tochter, floh sie vor dem Geräusch der jetzt leeren Welt in die Einsamkeit ihrer klösterlichen Stiftung Nivella.

„Einfach und bestimmt war der Plan, nach welchem Arnulf und Pippin, noch als Theodeberts Leute, das Wohl ihres Vaterlandes zu

---

*) Pertz «Geschichte der merowingischen Hausmeier.» Hann. 1819.

befördern strebten. Wiederherstellung der ursprünglichen freien Verbindung unter den Franken war unpassend; sie würde den Unterschied zwischen Franken und Nichtfranken zur Grundlage des Staates und die Entwicklung einer allgemeinen Freiheit möglich gemacht, die zahlreiche Schaar der Herrscher aber in unaufhörliche Fehden verwandelt, und das ganze Land noch mehr als bisher in eine Wüste verwickelt haben. Also nicht ein Umsturz, nur eine Verbesserung der damaligen Verfassung schien wünschenswerth. Die Ausbildung des Gefolges hatte talentvollen Teutschen und Galliern ihren Platz neben und über den Franken angewiesen, und dadurch eine Vereinigung vorbereitet, die Schwäche der Merowinger aber eine vollkommene Anarchie und die Unsicherheit aller Rechte und Verpflichtungen der Unterthanen gegen einander und gegen den König herbeigeführt. Die Kraft der Völker war noch nicht gebrochen, Despotismus undenkbar; so blieb ihnen kein anderes Loos, als Zersplitterung in viele durch einander wohnende Gefolge, oder Gehorsam gegen eine starke aber gesetzmäßige Königsmacht. Pippin und Arnulf hatten keine Wahl, sie traten entschieden auf die Seite des Rechts, und wurden durch weisen Gebrauch der Mittel die Wohlthäter ihres Volks, Wiederhersteller des Friedens und Schöpfer einer goldnen Zeit." —

Die Vereinigung aller Franken unter Klotar II., der drei Gefolge unter einem einzigen Herrn und der Besitz aller merowingischen Güter und Einkünfte waren von unzuberechnenden Folgen. Die Willkühr Einzelner milderte sich, der Gehorsam aller stieg. Mit einer wohlthätigen Abhängigkeit von der wiederum befestigten Königsmacht kehrte Einheit in die Regierungs-Maaßregeln und Ordnung in das bürgerliche Leben. Nicht konnte ein Herrscher mehr gegen den andern und ein Volk gegen das andere von frevelhaften Ränkeschmieden gebraucht werden. Europa und der Orient achteten Beide wieder. Die Versuche einiger Großen, diesen neuen Gang der Dinge zu stören, wurden durch Pippins Wachsamkeit vereitelt, und nach den alten Gesetzen strenge geahndet. So ward der Patrizier Aletheus,

welcher den Mord eines Herzogs im Gaun jenseits der Jura veranlaßt, erschlagen; der Bischof Leudemund von Sitten aber verbannt. Die Genossen ihrer Anschläge, welche auf förmliche Empörung gegangen waren, richtete zu Marley im Elsaß das Schwert. Es veranstaltete Pippin nunmehr eine Versammlung von Leuten aus allen drei Reichen; diese lieh den neuen Anordnungen durch feierliche Bestättigung noch größere Kraft. Die Statthalter aller Landschaften erhielten zu strenger Handhabung bestehender Gesetze die geschärftesten Befehle. Auch jene Kirchenverhältnisse, über die zwischen König und Klerus seit längerm Streit gewaltet, zumal die Fragen über Bischofswahlen und geistliche Gerichtsbarkeit, wurden auf einer dieser Versammlungen erörtert. Die berühmteste von allen war die vom sechszehnten Oktober 614: „Die Todesstrafe — also meldet im angeführten Werke Pertz — welche auf Verletzung jener Beschlüsse gesetzt ward, zeigte, wie ernstlich Klotars Rathgeber schon damals eine Versöhnung aller Partheien betrieben, und sie versäumten auch nachher kein gesetzliches Mittel, die gerechten Wünsche des Volkes kennen zu lernen und zu befriedigen.

„Kriege und Fehden — wir gebrauchen auch ferner die Worte unsers Geschichtschreibers — hatten aufgehört; es war tiefer Frieden im Lande. Alle die Kräfte, welche früher der Zerstörung gedient hatten, oder zurückgehalten und niedergetreten worden waren, entwickelten sich mit unerhörtem Gedeihen. Der Acker wechselte seinen Herrn nicht öfter, als der gewöhnliche Lauf der Dinge erforderte; der Arbeiter war des Genusses seiner Früchte versichert, und baute mit Lust; mit dem Uebeifluß nahm Betriebsamkeit zu; der neue Gewinn lehrte neue Bedürfnisse, Künste und Handwerke, aus der Römer Zeit herübergerettet, erwachten in Städten, in Klöstern, auf den Höfen des Königs und der Bischöfe zu baldiger Blüthe; die verschiedenen Theile des Landes, durch unzählige schiffbare Flüsse und durch Seen und Heerstraßen verbunden, tauschten ihre Erzeugnisse gegen einander aus; der auch während der Unruhen nie ganz unterbrochene Handel mit Syrien, Aegypten, Afrika oder Italien, Spanien,

den brittischen Inseln und den Wenden bekam einen neuen Schwung. Das goldene Zeitalter der Franken war erschienen; Pippins und Arnulfs Namen standen im Segen.“

„Arnulf, der Diener Gottes, konnte nicht mehr belohnt werden; Pippin aber ward im Jahre 622 Hausmeier von Austrasien und in Gesellschaft seines Freundes, Erzieher und Reichsverweser des jungen Dagobert, welchen Klotar unter ihrer Aufsicht zum König des Landes im Osten der Ardennen und Vogesen einsetzte. Sie konnten ihren Zögling nicht zum großen Manne bilden, denn ihm fehlte Verstand und Festigkeit, wohl aber zum guten Fürsten. Sie lehrten ihn Demuth gegen Gott, Achtung seiner Diener, deren Einfluß neben dem des Friedens das allgemeine Wohl am leichtesten befördern konnte, und Gerechtigkeitsliebe, die erste Tugend des Herrschers. Dabei leuchteten ihm ihre Thaten ermunternd vor. Sie verhüteten die Uebel, welche aus der neuen Trennung des Landes zu entspringen drohten, und bewirkten auch bei Dagoberts feierlicher Vermählung zu Clippiacum die Wiedervereinigung des getrennten Austrasiens. Klotar war Anfangs heftig dagegen, zwölf Schiedsrichter aber, von beiden Königen gewählt, unter ihnen Arnulf, „der wohlwollend nach seiner Heiligkeit für Frieden und Eintracht zwischen Vater und Sohn redete,“ entschieden, daß Klotar die entfernten Landschaften in Aquitanien und Provence behalten, das Uebrige aber herausgeben solle.“

Mächtige Verbrecher suchten, wie früher in Austrasien, also auch in Neustrien das mühsam gegründete Werk zu zerstören; sie büßten dafür mit dem Leben. Die Einheit und Untheilbarkeit des Reiches war die niemals aus Augen verlorne Hauptidee, welche Pippin vorleuchtete. Für sie rang er auch, als Klotar endlich (628) gestorben, nach Kräften, und Dagobert, welcher seinem Bruder Charibert blos einige Landschaften jenseits der Loire überließ, blieb König der fränkischen Gesammtmonarchie. Nicht lange nach dieser Begebenheit verschloß sich Arnulf;

der irdischen Dinge und ihrer Wechsel müde, in ein Kloster des Wasgau's, um fortan einem größern Könige zu dienen; Pippin aber fuhr fort, mit gewaltiger Hand das Steuer der Regierung zu lenken, und fand für den abgegangenen Freund vollen Ersatz an Bischof Kunibert von Kölln. Da weder Kriege noch Aufstände die Ruhe des Staates mehr verwirrten, mochte er mit aller Muße und Reife das Werk vollenden, welches ihm mehr denn alles übrige am Herzen lag; nämlich die Verbesserung der fränkischen Gesetzbücher, oder jener Bücher, „welche das Privat- und Kriminal-, zum Theil auch das Staatsrecht der Salier, Ripuarier, Baiern und Allemannen enthalten.“ Claudius, Chadoin, Domagnus und Agilolf, zu jener Zeit Gelehrte von hohem Ansehen, bildeten den Ausschuß, welchem der Hausmeier die Durchführung seiner Ideen übertrug. Nicht wurden die Titel und die Anordnung im Allgemeinen geändert, sondern die vorhandenen Artikel blos umgearbeitet und ergänzt. Nicht mit der Organisirwuth unserer neuesten Zeit riß man Bestehendes um, ohne über das Folgende nur erst mit sich selbst im Klaren gewesen zu seyn, sondern das auf historischer Grundlage und auf dem Bedürfniß der Völker ruhende Gebäude wurde in seinen schadhaften Seiten ausgebessert und neu gestützt. Den Maaßstab nahm Pippin von der veränderten Zeit und dem verbesserten Zustande der Franken hinsichtlich der Gewerbe, Zeiten und Sitten, so wie auch von der mehr ausgebildeten Verfassung.

„Nicht weniger — wir lassen hier Fredegar und Pertz abermal reden — nicht weniger als für Verbesserung, sorgte Pippin auch für die strengste Ausführung der Gesetze. Der König unternahm im Jahr 629 eine Reise in sein neu erworbenes Gebiet. Seine Ankunft hatte die Bischöfe und Großen im Lande Burgund, auch die übrigen Leute so erschreckt, daß Jeder erstaunte; die Armen aber, welche Gerechtigkeit übten, freuten sich sehr. Als er in die Stadt der Lingonen (Langres) gekommen, richtete er unter allen seinen Leuten, Vornehmen und Armen, mit solcher Gerechtigkeit, daß es Gott wohlgefällig seyn mußte; keine Bestechung

half, kein Ansehen der Person, nur die Gerechtigkeit, welche der Höchste liebt. Von da zog er nach Divio (Dijon), und blieb auch sogar einige Tage in Latona; so große Sorgfalt verwendete er darauf, allen Völkern seines Reichs das Recht zu sprechen. Ganz erfüllt von dieser wohlwollenden Absicht ließ er keinen Schlaf in seine Augen kommen, keine Speise den Mund berühren; er strebte nur dahin, daß Alle Gerechtigkeit erlangten, und froh von seinem Antlitz giengen." — Dies Alles war das Werk Pippins und seiner Freunde. Die Gesammtmasse der Nation fühlte sich behaglich und glücklich. Die Nachbarn fürchteten die Macht der Franken: entfernte Völker und Fürsten ehrten sie.

Dennoch gab es einzelne Familien genug, welche bei diesem Geist der Ordnung, Strenge, Mäßigung und Gerechtigkeit ihre Rechnung keineswegs fanden, sondern mit Lust der alten anarchischen Zeit gedachten, und mit Sehnsucht ihre Wiederkehr herbei wünschten. Diesen Allen war Pippin der unbestechlich ernste, kräftig durchgreifende, und mit allen Verhältnissen des Lebens tief vertraute Günstling des Monarchen und Liebling des Volkes, ein Gegenstand des Mißvergnügens und des Hasses. Aber mit Gewalt war gegen den Gefürchteten nichts auszurichten. List allein konnte Erfolg verbürgen. Mehr als ein Anschlag wurde daher entworfen, den Hausmeier von der Person des Königs zu entfernen; alles Folgende schien dann ein Leichtes. Es gelang jenen Großen dieser letztere Plan in der That dadurch, daß sie die Leidenschaft zur Bundesgenossin anwarben, welcher die wenigsten Fürsten der Geschichte zu widerstehen vermochten. Der König fiel in die Hände von Frauen, deren Reize und Künste mächtiger waren, denn die Stimme des Gewissens, die Scheu vor der öffentlichen Meinung und das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Verdienste Pippins. Das Hoflager wurde aus Austrien nach Neustrien verlegt, und dadurch der Hausmeier von dem Volke getrennt, auf welches er bisher am meisten sich gestützt hatte. Der Hofrath erlitt wesentliche Aenderungen: neue Menschen, entweder mit Haß oder Gleichgültigkeit gegen Pippin, kamen in denselben und in die Nähe des

Königs. „Es zeigte dieser seine Gesinnung nun ohne Rückhalt. Gott ward vergessen, Gerechtigkeit verachtet, aus den Gütern der Kirchen und seiner Leute neue Schätze zu neuer Verschwendung zusammengehäuft. Pippin, vorsichtiger als die übrigen, reich an gutem Rath, unerschütterlich treu, von Allen geliebt wegen der Gerechtigkeit, wozu er den König erzogen, blieb sich auch ferner gleich, und verließ nicht den Weg des Guten; er hielt sich durch Klugheit und Umsicht am Hofe gegen die Feinde, und seine Gerechtigkeitsliebe und aufrichtige Gottesfurcht retteten ihn vom Tode, den die Neustrasier beschlossen hatten.“ Dagobert, zu feige, des Mißhandelten Unschuld anzuerkennen, und eben so scheu, ihn der Rache der Gegner preiszugeben, da er die Ahndung des Volks fürchtete, ließ ihn in einem Mittelzustande zwischen Gefangenschaft und Freiheit. Bald schreckte ihn die böse Stimmung der Austrasier, welche, da sie aus reinerm teutschen Stamme, als die Neustrier sich fühlten, den alten Stolz der Seele auch länger bewahrt hatten. Als der König Krieg mit den Wenden führte, gaben sie seine Sache förmlich preis, und überließen Thüringen, welches sie vertheidigen sollten, seinem Schicksale. Als Dagobert in der alleinigen Macht der Burgundionen und Neustrier keinen sichern Halt sah, wich er der Nothwendigkeit, und gab Austrasien einen eigenen König in der Person seines unmündigen Sohnes Siegebert. Mehrere andere Forderungen der Mißvergnügten befriedigte er ebenfalls: nur den Pippin gab er der Liebe des Volkes nicht zurück. Er fürchtete seine Rache, seinen großen Einfluß und der Austrasier durch ihn doppelt gefährliche Macht. Dafür sorgten in seinem Geiste Chunibert und der Herzog Adalgisil, daß der Sohn nach andern Grundsätzen als der Vater einst regiere, und das Land gegen Aussen den eingebüßten Kriegsruhm wiederum gewinne.

Durch die Geburt eines zweiten Sohnes Klodewig wurde die Hoffnung der Freunde des Vaterlandes vereitelt, daß unter Siegebert beide fränkischen Reiche wiederum vereinigt würden. Daß solches nicht geschehe, sorgte noch bei Lebzeiten der Vater Dagobert. Nicht lange darauf starb derselbe, dem

Schutze der Heiligen sich angstvoll befehlend, deren Tempel er so oft geplündert hatte (638). In Neustrien und Burgund walteten sofort, unumschränkt, Arga der Hausmeier, und Nanthild, die Mutter Klodewigs II. Ueber Austrasien aber, dahin er alsbald nach des Königs Tode gekehrt war, ergriff Pippin abermal das Steuer, und leitete es, in friedlicher Eintracht mit seinem neuen Freunde Kunibert. Wahrhaft große Männer, denen die Zwecke der Menschheit heilig sind, finden sich bald heraus aus der geräuschvollen Eifersucht von Menschen gewöhnlichen Schlages. Der Neid ist das Erbtheil der Geistbeschränkten und Thoren. Beide Männer verfolgten kräftig das alte System, unter allgemeiner Zustimmung der Austrasier. Mit dem Nachbarreiche hielten sie so ziemlich Frieden: im Innern verstummte aller Widerstand gesetzverachtender Vasallen. Aber die Tage Pippins waren jetzt auch gezählt; kurze Zeit darauf, nachdem er König Sigeberts Erbe von Neustrien gen Metz geführt, segnete er das Zeitliche (639). Ihm folgten die Thränen der Unterthanen und die scheue Bewunderung der Gewaltigen in die Gruft. Selbst auf schwache Menschen übte die Erinnerung an die Thaten seines Geistes keinen geringen Zauber. Er blieb der Geschichte ehrwürdiger, als die ganze Reihe der fränkischen Monarchen und ihrer Helden.

Pippin der Mittlere.

Gerechtigkeit und Güte waren die Grundfesten seines häuslichen und öffentlichen Lebens. Größer als seine Mitbewerber ward er auch billig glücklicher.

Pertz.

Da in der Periode der ersten fünfzig Jahre nach Dagobert fünf Kinder den Thron der Könige bestiegen, mochte die Gewalt der Hausmeier leicht sich befestigen, wenn auch mehr nach Oben, als über die Leute. Der Merowinger Glanz versank mit jedem Tage tiefer; aber mit des Königthumes Fall stieg auch der Großen alter Uebermuth, durch Pippin kaum gebändigt, und kämpfte jene fünfzig Jahre hindurch mit der Hausmeier zwar ebenfalls usurpirten, aber in der Natur der Dinge gegründeten, und von der Nation gebilligten Macht, einen mörderischen Kampf. Der Geist siegte auch hier über die rohen Kräfte. Ueber alle andere Häuser ragte das Haus Pippins fort und fort. Während in Neustrien meist kräftige Verbrecher in gleicher Würde sich erhielten, sah man an den austrasischen Hausmeier ungewöhnliche Tugenden zum Besten des Vaterlandes sich entfalten. Zuerst herrschte der tapfere und besonnene Grimoald, seines Vaters Pippin würdig, und noch größer an dem Tage, da er dem Gelüsten auf die Krone selbst, erschüttert durch einen höhern Grundsatz, und die Warnung des Greises Romarich, entsagte. Nachdem durch Klodewig II zum fünftenmal alle Frankenreiche vereinigt worden,

erscheinen Erchinoalds und Ansigils edle Gestalten, im Gegensatze zu den Frevlern Floachat und Ebruin, Hilderich und Leodegar. Die Schlacht bei Langres (678) war das letzte tragische Ereigniß eines Bürgerkrieges der Großen, von dessen Detail die Geschichte sich mit Ekel abwendet.

Zwei Männer traten auf den Schauplatz, entschlossen, ihr Vaterland an den Unterdrückern zu rächen, und einen gesetzlichen Zustand wiederherzustellen: die Herzoge Martin und Pippin, Enkel jenes frommen Arnulfs, der mit dem ältern Pippin einst über Frankreich gewaltet, und von diesem letztern selbst ebenfalls abstammend. Seit dem Tode des Hausmeiers Wulfoald genossen sie beide in Austrasien bei weitem das größte Ansehen. Der Haupttyrann des gesammten Landes war Ebruin. Wider diesen zogen sie zum Streit, aber Martin unterlag, wie sein Vorgänger Leudesius; und somit war zwischen den Großen von Auster und Neuster noch immer die Sache unentschieden. Gleichwohl siegte bald darauf das Recht. Der treulose Ebruin, trunken von seinem Glücke, fiel, als er eben die Vereinigung aller drei Hausmeier-Amte zu bewerkstelligen gedachte, durch Meuchler-Dolche. Darauf ein fürchterlicher Zwischenzustand. In der allgemeinen Anarchie zeigte endlich Pippin, wiewohl erst nach mehrmaligen Niederlagen, sich als letzten Anker des Frankenreiches. Der Geist der beiden großen Ahne ruhte über dem Sohne Ansgisils. Er war durch das Feuer seiner Seele, durch die Klarheit seines Geistes, und durch der Mutter sorgfältigen Unterricht zum Herrscher gleichsam bestimmt. Die Religion und die Geschichte hatten in ihm frühe das Gefühl des Rechtes geweckt, die Bedürfnisse seines Vaterlandes ihm gewiesen, und sein Gemüth zu Vollendung großer Thaten entzündet. Zu der geistigen Ueberlegenheit, durch welche er elektrisch auf die Bessern wirkte, kam auch noch der Zauber einer schönen männlichen Gestalt. Diese gewann ihm des Volkes Liebe. Er ward bald seine Zuversicht und seiner Unterdrücker Schrecken. Vor allem nahm er Blutrache an dem Mörder seines Vaters Gandowin. Er erschlug den Bösewicht, nach kühnem Abentheuer: die Beute ließ er seinen Leuten. Alles in

Austrasien, Große und Geringe, strömte, auf den Ruf dieser That, unter seine Fahne und schwur ihm Gehorsam. Das Land hatte, seit Dagoberts II. Hinscheid keinen König mehr gehabt, sondern ganz von dem Arm des Tyrannen Ebruin erdrückt. Er übernahm daher nach dessen Fall die oberste Leitung der Dinge, in der Eigenschaft als Hausmeier. In das Ganze kam wiederum Ordnung und Gestalt. Entrissene Landschaften wurden von Feinden zurück erobert: die Verbannten und Flüchtlinge aus Neustrien nahm Pippin gastlich unter sein Geleite auf, ja er forderte selbst, der Stimmung des Volkes gewiß, die Wiedereinsetzung aller Franken in Rechte und Güter, welche seit den Tagen Ebruins denselben entrissen worden. Berchar, der Hausmeier Theoderichs, sandte schnöde Worte, und begehrte vielmehr die entlaufenen Knechte zurück. Diese Botschaft meldete Pippin den versammelten Großen, und sie riefen in tiefer Entrüstung aus: „Nicht dürfen Unglückliche und Beraubte, welche im Vertrauen auf deinen Schutz zu dir geflüchtet, ausgeliefert werden; laß uns vielmehr zu den Waffen greifen, und den Feind in seinem eigenen Land aufsuchen!“ — Dies war es, was der Hausmeier erwartet hatte, und er trat, von den Edlen umringt, mit folgender Anrede in die Mitte seiner Krieger: „Keiner von euch, tapferste Männer und Getreue unsers Gottes, glaube, daß ich aus Herrschsucht, oder Hang zur Grausamkeit diesen Feldzug begonnen. Mich mahnen die wichtigsten Beweggründe in die Waffen; vor allen die Beschwerden der Bischöffe und der Diener Gottes, welche bei der Liebe des Herrn mich beschworen haben, die den Kirchen geraubten Güter mit Waffengewalt wieder abzuerobern. Auf die wiederholten, bescheidenen Bitten meiner Gesandten an König Dieterich, erhielt ich blos übermüthige Antworten. Ueberdies bewegen die Thränen und Seufzer so vieler edlen Franken mein Herz, welche aus der rastlos sie verfolgenden Trübsal zu uns geflohen, voll der Zuversicht, daß vielleicht der Gottheit Wille unsern Arm zu ihrer Rettung auserkoren. Zu dem allen gebieten die Umstände, daß wir dem Angriff des hochfärthigsten aller Könige zuvorkommen, die Verheerung unsers Vaterlandes abwenden, und das

drohende Urtheil auf seinen Urheber zurückwälzen. So möge denn in Feindes Landen des Herrn Urtheil zwischen uns entscheiden. Nur aus Eifer für ihn und aus Achtung für seine Heiligen ziehen wir in diesen Streit!"

Pippins Rede klang in allen Herzen wieder. Das Gedröhn der Schilde, die sie, nach altgermanischer Sitte, zusammenschlugen, beurkundete den allgemeinen Beifall der Nation. Gebete zu den Heiligen vermehrten der Austrasier kriegerischen Muth. Und alsbald brach das gesammte Heer auf, und drang durch den Wald Carbonaria vor ins Neustrische Gebiet. Bei der Stadt Veromandour (St. Quintin), da wo im sechszehnten Jahrhunderte Egmont fruchtlose Lorbeern für Spaniens Philipp errang, nicht weit von dem Dorfe Testri, trafen beide Heere aufeinander. Auch jetzt noch versuchte der Herzog friedliche Wege; aber der Uebermuth Berchars und die Beschränktheit Dietrichs ersahen darin Mangel an Selbstvertrauen und sie gaben schnöde Antwort. Pippin vertraute auf Gott, sich selbst und sein Volk. Sein Gefühl theilte auch den Uebrigen sich mit. Still und ernst traf er alle Anstalten für den kommenden Tag. Und als derselbe endlich angebrochen, setzten die Austrasier über den Bach Dalmacio, der von den Feinden sie trennte. Nachdem der Uebergang bewerkstelligt worden, täuschte Pippin den Dieterich dadurch, daß er sein eigenes Lager den Flammen übergab, und die Miene eines Flüchtigen annahm. Die Neustrier, in frühzeitigem Siegesjubel und in regellosen Schaaren, stürmten jetzt wider den Herzog an; aber der klug berechnete und kräftig durchgeführte Schlachtplan desselben entschied ihre Niederlage und den Sieg der Minderzahl. Die wenigsten der Großen im feindlichen Heere sahen die Heimath wieder. Bis zur Hauptstadt Paris erfüllten ihre und ihrer Leute Leiber die Straßen, Flüsse und Pässe. Berchar ward durch die eignen Verwandten getödtet. Paris und König Dieterich fielen in des Siegers Hand. Seine Milde gegen die Gefangenen öffnete ihm ebenso die Herzen der Neustrier, wie die Thore ihrer Städte. Er schonte mit kluger Großmuth das königliche Schattenbild, um in seinem Namen fortan unumschränkte Macht zu

üben; sechszig Jahre lang waltete von nun an der Hausmeier befestigte Macht über die Reiche der Franken. Pipin hörte und ordnete Gesandtschaften ab. Zu den Volksversammlungen auf dem Marsfeld holte er alljährlich den König. Nach geschlossenen Berathungen kehrte derselbe jedesmal in seine thatlose Einsamkeit, nach einem von treuen Dienern des Hausmeiers bewachten Landsitz zurück. Nicht störte mehr die Schwachsinnigkeit Theodorichs die Ruhe des Landes; das Spiel der Partheien hörte auf; das Geleite des Königs wurde Geleit des Herzogs. Die Lehen aller seiner Feinde, der Großen, deren die meisten bei Testri gefallen, wurden eingezogen, und an erprobte Anhänger aus beiden Reichen gegeben. Die wichtigsten Aemter vertraute Pippin eben solchen an. Die Summe aller Regierungsrechte lag von nun an in seiner Hand.

Der „Herzog und Fürst“, wie die Franken ihn seit dem großen Sieg über Dietrich und Berchar genannt haben, schonte klugerweise die alten Vorurtheile der verschiedenen Stämme. Er schützte die Apostel des Christenthums, welche den Samen der Kultur nach minder gesitteten Provinzen oder Gegenden trugen, ehrte die Heiligen und ihre Wunder, und hielt mit den Priestern Freundschaft, ohne ihr Knecht zu werden. Achtung vor den Gesetzen, und Ehrfurcht für den Glauben bildeten die zwei mächtigsten Säulen seiner Herrschaft. Die Sehnsucht nach ruhigem Genuß des Lebens und festem Besitz der Güter, welchen eine dreißigjährige Anarchie unaufhörlich gefährdet hatte, half allen seinen Maaßregeln sieghaften Durchbruch verschaffen. Die Edlen, entweder in scheuer Bewunderung seiner überlegenen Geistesgröße, oder in ihrem Ehrgeiz auf andere Weise befriedigt, boten keinen Widerstand; und wo solcher sich zeigte, ward er unschwer zernichtet. Die Masse der Nation pries ihren Wohlthäter, und Einzelne wurden gern aufgeopfert, damit Alle sich ungestörten Segens erfreuten. So mochte demnach Pippin verjährte Mißbräuche im vaterländischen Recht und in der Pflege desselben, auf eine Weise, wie bisher weder König noch Hausmeier es gewagt, abzuschaffen. Hierin galt ihm kein

Ansehen der Person, noch des Standes. Im gleichen Geiste handelte in Neustrien der Sohn Grimoald II, welcher von der Dankbarkeit des Volkes den Namen des „Gerechten, Sanften und Bescheidenen“ erhielt.

Dieselbe Aufmerksamkeit, welche Pippin von Heristall den Gesetzen und ihrer Ausübung angedeihen ließ, widmete er auch der Reichsverfassung im Allgemeinen. Die berathenden Versammlungen der großen Leute, das rechtmäßige Organ des Nationalwillens, seit dem Untergange der Selbherrlichkeit des Gesammtvolkes der Franken, zumal im sechsten Jahrhundert, aufgekommen, erhielten größeres Ansehen, zeitgemäße Verbesserungen und häufigere Einberufung. Sie bildeten die Grundlage des nachmaligen teutschen Reichstages. Sie übten gemeinsam mit dem Könige, in dessen Namen der Herzog handelte, die höchste Gewalt in den wesentlichsten Punkten. Es entstand — was von hoher geschichtlicher Wichtigkeit geworden ist — allmälig der Begriff der Verschiedenheit zwischen dem Gemein- und zwischen dem Hofwesen, zwischen dem Königthum und dem Staate. Durch die Befestigung dieses Begriffes in der Ueberzeugung der Vasallen und Unterthanen erzeugte sich freiwillig als naturgemäße Folge, ein Geist der Selbstständigkeit bei den Beiden, welcher nach und nach dem durchgesetzten und begründeten Systeme Pippins gefährlich werden konnte. Allein auch dafür wußte derselbe Mittel und Ausweg. Der Gährungsstoff, zumal unter dem niemals ganz befriedigten Adel, ward nach der klugen Politik, die Rom mitten in seinen bürgerlichen Kämpfen zwischen Patriziern und Plebejern so lange erhalten, durch Kriege nach Aussen abgeleitet. Die erfochtenen Siege erhöhten das Selbstgefühl der Nation. Teutsche und gallische Völker, welche von dem Band der Treue gegen den ehemaligen Ueberwinder, während der langjährigen Wirren, sich losgesagt, wurden zurück ins alte Verhältniß gezwängt. Die Franken feierten neue Tage des Ruhms und Glückes wider Schwaben, Bojoaren, Sachsen, Friesen, Bretagner, Aquitanier und Waskken. Die Priester, durch die Macht der Religion und Ehebündnisse zwischen der Familie des Hausmeiers und den Fürsten der

Ueberwundenen, befestigten die neuen Verhältnisse; die reiche Beute stillte die Forderungen der Ehrsucht und des Eigennutzes. Im Jahr 713 erst ruhte Pippins Schwert. Er selbst, nachdem er den Schmerz der Ermordung seines geliebten Grimoalds erlebt, und die Stelle eines Major Domus an den Enkel Theodualb noch übertragen, ruhte von seinen glorreichen Anstrengungen für ewig aus, zu Ende des siebenhundert und vierzehnten Jahres. Sein Geist aber gieng über auf sein Geschlecht.

Karl der Hammer.

Kreuz und Kreuzschwert zu zerschmettern,
Wälzt sich Mohrenland zum Streit,
Eingepreßt von schwarzen Wettern
Bebt die ganze Christenheit.
Schau! da donnert Karl der Hammer!
Und des Dünkels Dunst zerstob:
Ueber Heidentod und Jammer
Christi segnend Kreuz sich hob.

K. F.

Drogo und Grimoald II, die beiden hoffnungsvollen Söhne Pippins des Mittlern, waren noch vor dem Vater gestorben, und Theodualb ein schwaches, hülfloses Kind. Aber es hatte der sterbende Greis noch auf eine andere Stütze des Hauses deutlich hingewiesen, auf seinen Sohn Karl, erzeugt aus der Ehe mit einer Gattin geringern Standes; dieser sollte die großen Plane, die er begonnen, vollenden, und die bereits durchgeführten Werke befestigen. Sein kühn aufstrebender Geist offenbarte auch bereits, daß er den Vater begriffen, und die ihm hinterlassene Erbschaft anzutreten sich entschlossen habe. Aber ihm trat mit feindseligem Gemüth entgegen die Stiefmutter Plektrudis, besorgt für Theodualds Zukunft, noch mehr für ihr eigenes Ansehen, und erfüllt von verjährtem Hasse gegen den Jüngling und gegen die, welche ihn geboren. Im Besitze der Gewalt, warf sie Karln ins Gefängniß, und verlegte den Sitz der Regierung nach Köln, indem sie

von da aus, als dem Mittelpunkte des Frankenreichs, die verschiedenen Provinzen um so leichter im Gehorsam erhalten zu können hoffte. Ihr Sohn Theodwald und König Dagobert blieben in Neustrien, und ein Hausmeier regierte unter ihren beiden Namen. Durch Klugheit und Mäßigung würde sie vielleicht die Nation, welche in Plektruden das geliebte Weib ihres Wohlthäters ehrte, mit dem Gewaltstreich ausgesöhnt haben; allein allzusehr überließ sie sich persönlicher Leidenschaft und fremdem Rathschlag. Die Aristokratie, den Tag der Rache freudig begrüßend, erhielt sie ganz in ihre Schlingen. Zuerst brach der Aufruhr in Neustrien aus, wo stets die schlechteste Gesinnung herrschte. Die Anhänger des Hauses Pippin wurden völlig geschlagen; der Hausmeier blieb, und mit Mühe nur entkam Theodwald. Ragnfried, ein Mann von wildem Wesen und unternehmenden Geiste, stellte sich als Hausmeier an die Spitze der Geschäfte in jenem Theile der Gesammtmonarchie. Alle Werke Pippins wurden so viel möglich zerstört, alle Stellen mit Gegnern seiner Einrichtungen besetzt. Dieser Geist der Neuerung verbreitete sich im nämlichen Jahre noch bis an die Ufer der Maas. Radbot und die Friesen, als Grimoald gestorben, brachen unbedenklich mit dem Frankenreich; der Freiheitsstolz der Sachsen ward von neuem wach. Von allen Seiten sah sich Austrasien, welches allein noch bis dahin einige Nationalität behauptet, mit Verderben bedroht. Aber sein Retter wachte. Der Jüngling Karl fand Gelegenheit, seiner Bande in Köln sich zu entledigen. Er erschien, noch im Jahr 715 unter den Kriegshäuptern der Austrasier, und redete von seinem Recht zur Regierung und Befreiung des Vaterlandes. Seine herrliche Gestalt erfüllte Jedermann mit Freude und Hoffnung. Einmüthig wurde er zum Führer gewählt. Gleich in den ersten Monaten des folgenden Jahres beschloß er Heerfahrt gegen den dreifachen Feind, welcher mehr als zu zwei Drittheilen an Streitkraft ihm überlegen war. Aber in ihm war der unverzagte Muth des Ahnen und des Vaters. Zuvörderst wandte er sich wider den Friesen Radbot, dessen Flotte bereits den

Rhein heraufsegelte, um mit Ragnfried bei Köln sich zu vereinigen. Diese Vereinigung zu hindern, war für Karl die Hauptaufgabe. Die Bewegung des Austrasiers bestimmte Radbot zur Ausschiffung der Truppen und zur Annahme einer Schlacht. Sie währete von Morgen frühe bis Sonnen-Untergang. Karl, weil eine äußerst große Zahl von Streitern ihm ertödtet worden, entschloß sich zum Rückzug; Radbot aber rückte unter die Mauern von Köln. Nachdem sein Gegner dem ermüdeten Volk einige Ruhe gegönnt, gedachte er durch eine neue Kriegsweise die Friesen dennoch zu schwächen und abzutreiben. Die ganze, noch vorhandene Streitmacht wurde in viele einzelne Haufen, in Guerillas, abgetheilt; diese erhielten den Auftrag, von vorn und im Rücken, und auf beiden Flanken die Friesen anzugreifen. Dies entschied. Die Feinde, allseits ermüdet und geschwächt, wurden verwirrt und räumten die Wahlstatt. In die Neustrier, welche mit den Friesen mittlerweile zusammengetroffen waren, kam Mißtrauen auf sich selbst und völlige Verzagtheit. Beide nahmen von Plektrudis eine Summe Geldes als Entschädigung an die Kriegskosten, und ließen ab von Köln. Karl jedoch verfolgte die Neustrier bis zum Ausgang des carbonarischen Waldes. In einer großen Ebene schlugen sie darauf Lager. Die Austrasier ruhten auf einer Anhöhe, welche dieselbe beherrscht. Durch die vermessene Tapferkeit eines Unter-Anführers, welcher die Sorglosen zu überraschen gedachte, wurde Karl mit den Feinden, die noch immer eine bedeutende Uebermacht aufwiesen, wider seinen Willen auch hier in allgemeinen Kampf verwickelt. Er endigte zu seinem Vortheil; aber sein besonnener Blick gestattete ihm nicht, denselben zu verfolgen, und schon jetzt mit sehr geschwächter Macht alles auf ein Spiel zu setzen.

Der Erfolg entsprach seinen Ansichten. Sein erstes kühnes Auftreten, die Vorfälle bei Köln und das Treffen bei Amblava gründeten in Austrasien und Neustrien seinen Ruhm. Von allen Seiten her strömten wackere Krieger ihm zu. Also gestärkt, suchte er die Widersacher nun auf, deren Hauptangriff er zeither sorglich vermieden hatte. Bei Vincy, jenseits des Arden-

nenwaldes, lieferte er dem neustrischen Hausmeier und dem Afterkönige Chilperich eine entscheidende Schlacht, nachdem er vergebens noch einmal den Weg der Güte versucht, und die Rechte seines Hauses zurückgefordert hatte. Der Austrasier Heldenmuth siegte über die überlegenen Heeresmassen der Neustrier. Alles, was Widerstand leistete, vor sich niedermalmend, zog Karl bis unter die Thore von Paris. Köln und Pippins Schätze wurden von der gedehmüthigten Plektrudis dem Sieger überliefert. Die alten Freunde des Hauses erhoben allenthalben wieder ihr Haupt. Das frühere Geleite sammelte sich wieder. Mit aller Macht seines Vaters stand der Jüngling jetzt da, und sein Gebot ward, wie weiland jenes in Austrien und dem größten Theile von Neustrien gefürchtet. Der neue Hausmeier und Herzog gab, statt des Betrügers Chilperich, der Nation einen neuen König in der Person Klotars; nunmehr des Dritten, der diesen Namen trug. Die Sachsen, Ragnfried, und Eudo, der Beherrscher des unabhängig gewordenen Aquitaniens, strebten vergebens, hintereinander, die kaum errungene Herrschaft Karls zu vernichten: sie erlitten bei Soissons das Schicksal von Vincy. Paris und alle Schätze des Königs fielen in die Hände des Helden. Als Klotar III gestorben, und der falsche Chilperich eine Zeit lang für dessen Rolle benützt worden war, führte eine dritte fürstliche Drahtpuppe siebzehn Jahre hindurch den Namen, welchem längst jede Macht und Bedeutung gefehlt.

In den Jahren 722 — 723 wurden für vielfältige Beleidigungen Sachsen und Friesen gezüchtigt; zwar war das Glück im Zug gegen Letztere Karl'n anfänglich treulos, und der unversöhnte Ragnfried, solchen Umstand rasch benützend, erhob sich, um die entrissene Macht sich wieder zu erkämpfen, und das Pippinische Haus zum zweitenmale zu stürzen. Aber bald gewann Karl für augenblicklichen Unfall hinreichenden Ersatz. Bei Angers demüthigte sich Ragnfried neuerdings vor ihm, und gab seinen eigenen Sohn, als Bürgen künftiger Treue. Ein noch sicherer Bürge wurde dem Hausmeier bald darauf des Trotzigen Tod. Von dieser Seite frei, wandte er gegen Alle-

mannen und Baiern mit gleichem Glück seine Waffen [725]. Die schöne Sonichildis war der beste Theil der im Lande der Letztern gemachten Beute. Er legte sie sich ehelich bei und erzeugte mit ihr den Grippo. Gleichwohl mußte er den streitbewährten Freiheitsmuth ihrer Landsleute erst noch bei einem zweiten Besuche dämpfen; auch die Sachsen ruhten noch immer nicht, und schon hatte er sich zu einem dritten rächerischen Zuge wider sie gerüstet, als ein neuer Aufstand der Aquitanier ihn über die Loire rief. Wohl mochte er zweimal in diesem Lande den Glanz fränkischer Waffen und die Ueberlegenheit ihrer Taktik enthüllen: die Wurzeln des Widerstandes rottete er nicht aus. Oft besiegt, sammelten die Bewohner stets wieder ihre Reihen und verschmähten Ergebung auf Kosten der Selbstständigkeit. Die nicht gewöhnlichen Talente ihres Herzogs Eudo hielten das Genie selbst eines Karls so lange im Schach, bis eine weltgeschichtliche Begebenheit und die allgemeine Noth der Christenheit ihn als Retter Aquitaniens und Europas zugleich erscheinen ließen. Es war dies der spanischen Araber Einbruch in Gallien.

Schon im Jahre 719, im hunderten der Hegira, und im achten seit dem Trauertage von La Frontrera, welcher die Monarchie Athaulfs zerstört, war Alohor, der Statthalter Ali Walids und Suleimanns, über den Ebro und die Pyrenäen gegangen, in der Hoffnung, auch der Ueberreste des Westgothen-Reiches sich zu bemächtigen. Das Jahr darauf erneuerte sich das Spiel, als Zama, Alohors Nachfolger, mit noch größern Heeresmassen Narbonne umlagerte. Wie fest auch diese Stadt und wie groß die Treue ihrer Bewohner war, so wurde durch die furchtbar ungestüme Begeisterung der Söhne des Propheten dennoch, nach den Gegen-Anstrengungen eines ganzen Jahres, ihre Uebergabe erzwungen (721). Von Narbonne wandten sich die Sieger wider Aquitanien und Vasconien. Tolosa, die mächtige, ward aufs äußerste bedrängt, und mit dem Schicksale Narbonne's bedroht; als Herzog Eudo erschien, und sie, nach einer mörderischen Schlacht, darin Zama und ein großer Theil seines Heeres fielen, sie entsetzte. Auch

Narbonne wurde jetzt zurück erobert. Aber noch mehrere Jahre hintereinander geschahen Züge der Sarazenen zu Wasser und zu Land, welche einen Theil von Gallien den schrecklichsten Verwirrungen aussetzten. Eudo's Schwiegersohn selbst, Munuz, ursprünglich Sarazene, aber durch Beleidigungen ein Koriolan gegen seine Glaubensgenossen geworden, durch die Fehden mit Karl an Hülfeleistung gehindert, fand im Jahr 731 schauerlichen Tod. Abderrahman, der neue Statthalter und Feldherr in Spanien, aus welchem die Chronik und die Legende einen Mohrenkönig nachmals gemacht, zog jetzt mit einem Heere von 400,000 Streitern und Knechten über das Waskonische Gebirg und brach in Aquitanien ein. Eine Reihe von Städten und Burgen nahm er; alle Truppen, welche sich ihm entgegen stellten, zernichtete er; Wohnungen und Tempel zerfraß die Flamme; Kinder und Frauen litten das Loos der Sclaverei. Schon standen die Sarazenen in der Nähe von Poitiers, und bedrohten die Grabstätte des heiligen Martinus mit Entweihung, ja ganz Aquitanien mit Untergang: als Karl mit seinen tapfern Teutschen und Austrasiern sich entgegenwarf, und die Vertilger nun selbst vertilgte.

In der Ebene des alten Tours, nördlich von Poitiers, harrten beide Völker, zum erstenmal in einem Lager und für eine Sache brüderlich wieder vereint, der verhängnißvollen Loosung. Am siebenten Tage, nachdem, gleich zwei ergrimmten Leuen, beide Gegner sich schweigend gemessen, erfaßten sich Araber und Teutsche, durch Glauben und Haß, durch Gegenwart und Zukunft, Rettung und Untergang, Ruhm und Schande, gleich getrieben und gespornt, mit nie erschautem Muthe. „Kühn, in todesverachtender Begeisterung, im Vorgefühl unbeschreiblicher Wonnen des Paradieses, stürmten die Araber; unerschütterlich wie Mauern, wie das ewige Eis des Nordpols aneinander geschlossen, standen die Teutschen. Das Blut von Hunderttausenden strömte, ohne Entscheidung; über dem unendlichen Morden senkte sich die Sonne zum Untergange: da saußte zermalmender in der eisernen Faust das austrasische Schwerdt, durchdrang die weichen Glieder,

die gewaltigen Panzer und Helme, schlug Abderrhaman zu Boden. Die Nacht brach ein. Drohend erhoben die Franken ihre Waffen, denn unübersehbar stand noch im Gefilde das arabische Lager. Am Morgen erblickte man die Zelte in der vorigen Ordnung, und bereitete sich zur Schlacht; da brachten Kundschafter die Nachricht: „375,000 Araber liegen erschlagen in der Ebene, das Lager ist verlassen, der Feind in der Nacht entflohn.“ Karl, vor Hinterhalt besorgt, ließ sie ruhig nach Spanien ziehen, sammelte seine staunenden Leute, vertheilte nach alter Sitte Beute und Waffen, und führte die Frohen ins Vaterland zurück. Und weil er an diesem denkwürdigen Tage mit unermüdeter Faust (zumal mit seinem Streithammer), alles niedergeschlagen, was ihm begegnet war, so ehrte das dankbare Volk seinen Helden und Retter durch den bedeutenden Namen „Karl der Hammer.“

Durch den Sieg bei Tours wurden nicht nur Aquitanien, ganz Gallien, ja Europa und die Kultur der kommenden Jahrhunderte gerettet, sondern es umschlang auch die getrennten Franken ein einiges, von nun an unauflösliches Band. Der verrückte Schwerpunkt in den europäischen Angelegenheiten ward wieder hergestellt. Es giengen Karl Martel und sein Geschlecht nunmehr ganz allein darauf aus, einen germanischen Stamm nach dem andern mit dem fränkischen zu vereinigen. Zwar geschah hiebei mannigfache Gewalt, begangen an der Eigenthümlichkeit der Einzelvölker; aber die Wohlfahrt und der Ruhm des Ganzen mag uns leicht mit Maaßregeln versöhnen, durch welche das Christenthum und die Kultur sieghaft geworden sind.

Bald nach dem großen Maurensiege rückte Karl der Hammer nach dem aufrührischen Burgund, und führte es zur alten Pflicht zurück. Statthalter von erprobter Treue, feste Mauern und unbezwingliche Kastelle bürgten für künftigen Gehorsam. Von Burgund wendete er sich nach dem Lande der Friesen. Sie trugen seinem Hause unversöhnlichen Haß, und hatten die Gelegenheit der Anarchie begierig ergriffen, um zugleich ihre Un-

abhängigkeit von den Franken zu erwerben. Noch im Jahre 733 ward Herzog Poppo zur Unterwerfung gezwungen, und stellte Geisseln an Karl aus. Aber der Vertrag wurde nicht gehalten; der Herzog lehnte abermal sich auf, und erst im folgenden Jahre und nur zur See, und erst nach Ertödtung Poppo's, konnte die Bezwingung der Friesen vollendet werden. Am Lundine ward die Sache entschieden. Die Feinde erlitten eine vollständige Niederlage. Ein anderer Gideon, brach Karl die Tempel der alten Götter, und errichtete die Altäre des Gekreuzigten; darauf kehrte er mit ungeheurer Beute nach seinem Reiche zurück, von welchem nunmehr auch Friesland einen Bestandtheil bildete.

Wenn der Hammer auch die neuerdings, selbst nach Eudo's Tode, unruhigen Aquitanier schnell wiederum zu Paaren trieb, und den Widerstand der Söhne Eudo's ermüdete (735), so hatte er dennoch härtern Stand mit dem störrischen Geist der Burgundischen Großen. Die neue kräftige Ordnung der Dinge, durch die Pippine und durch Karl begründet, widersagte ihrem ungemessenen Stolz und räuberischen Hange. Ihr Mißvergnügen gieng so weit, daß sie selbst die Hülfe des Erbfeindes der Christenheit wider des Hausmeiers Herrschaft nachsuchten. Die Araber, zwar durch die Vertilgungsschlacht bei Tours geschreckt, aber keineswegs für immer abgetrieben, hatten eine neue Heerfahrt nach Gallien beschlossen und ausgeführt. Der Emir von Narbonne, Jussephibin, nahm ganz Septimanien und Arelate, und bezeichnete allenthalben seine Züge mit Mord und Brand. Seine Fahrzeuge wagten sich selbst die Rhone herauf, und die wichtige Bergfeste Avenio fiel in ihre Hände. Aber der Hammer nahete, stürmte und verbrannte die Stadt, damit sie künftig nicht wieder Feinden einen Haltpunkt biete. Darauf umlagerte er Narbonne, die Hauptstadt von Septimanien, und schnitt ihren Befehlshaber von aller Verbindung mit Spanien ab. Amor-Ibn-Ailet ward von dort aus zum Entsatze gesendet; aber es zog Karl blos mit der Hälfte seines Heeres ihm entgegen, und schlug ihn am Birra in einer entscheidenden Schlacht, welche nicht

minder blutig als die von Tours sich endigte. Amor und seine Tapfersten blieben auf der Wahlstatt. Darauf allgemeine Flucht. Die Franken, wie ein Sturmwind hinter ihnen her, erschlugen einen großen Theil noch auf dem Wege, einen andern aber am Meeres-Ufer, und, selbst zu Schiffe sie verfolgend, auch auf dem Meere noch. Da Narbonne jedoch mit dem Muthe der Verzweiflung fortwährend Stand hielt, ein allgemeiner Sturm auf eine Stadt von ungeheurer Ausdehnung und sehr starker Besatzung gefährlich, auch überdies die Belagerungskunde der Franken zu jener Zeit sehr unvollkommen war, so entschloß sich Karl zu einem andern Ausweg. Die Provinz sollte dem Feinde nutzlos gemacht werden; darum riß er selbst die Festungswerke der genommenen Städte nieder, übergab diese den Flammen, und verwandelte das Land in eine Wüste. Ein dritter Feldzug wider die Sachsen (738), und ein dritter wider die Burgunder und ihre Bundesgenossen, die Sarazenen (739), bildeten den Schluß in Karl Martels glorreichem Heldenlauf. Noch wird es Noth thun, ihn nun auch nach dem Geiste seiner Politik, als Menschen und Regent, in den innern Verhältnissen und in jenen zur Kirche, zu betrachten.

Der Charakter seiner Regierung war der eines glücklichen, durch eigene Kraft emporgestiegenen, im Kampfe mit übermächtigen Verhältnissen groß, und durch ihre Bezwingung stolz gewordenen Kriegers; somit ein Charakter der Gewalt, mit allen Eigenschaften, welche aus jener hervorgehen. Aber dieser Charakter war zugleich ein Produkt der Zeit. Bei der allgemeinen Verwilderung der Gemüther, bei dem gewissenlosen Uebermuth der Großen, bei der habsüchtigen Tendenz des Klerus, bei der gänzlichen Ohnmacht des Königthums, bei der über die Maaßen erbärmlichen Feigheit der Unterthanen, konnte nur durch die Wieder-Erweckung kriegerischen Geistes die abgestorbene Monarchie Klodewigs wiedergeboren werden. Die zahlreichen und mörderischen Kriege machten die Anwerbung von fremden Soldtruppen, der Unterhalt derselben man-

nigfache Erpreſſung nothwendig. Sie geſchahen meiſt auf der Seite, wo der größte Theil des Nationalgutes lag, nämlich bei Prieſtern und Mönchen. Von vielen Kirchen und Klöſtern nahm man unbedenklich, was vorgefunden ward; auch wurden glückliche Kriegshäupter nicht ſelten mit fetten Pfründen belohnt, und führten den Abt- und Biſchofsſtab, ohne deshalb das Schwert bei Seite zu legen. Die Noth der Zeit entſchuldigte; aber ein großer Theil der Prieſter ſeufzte über die Verwüſtung des Gartens der Kirche und über die Tyrannei eines Mannes, in welchem ſie dennoch wieder den Retter der Chriſtenheit zu erkennen ſich gezwungen fühlten. Der Hammer war jedoch weit entfernt von irreligiöſem, rohkriegsknechtiſchem Sinne. Er ehrte die Grundwahrheiten des Glaubens, und kannte deſſen Macht auf die Seelen der Menſchen. Bei Tours und an der Birra war ſie in ihrer ganzen Herrlichkeit ihm erſchienen. Darum war er hold jedweglichem Bemühen für Zerſtörung des Götzenthums und Ausbreitung des Chriſtenthums. Mit Ehrfurcht blickte er auf die wahrhaft großen Männer, welche das ferne Britannien zu dieſem Zweck geſendet, auf die Mönche Willibrod, Winfried und ihre Genoſſen. Dieſe ſchienen ihm größer, als alle Kriegsfürſten ſeines Heeres, und er ſchützte und unterſtützte ſie. Darin erwarb er ſich auch neuen Ruhm und neues Anrecht auf Unſterblichkeit. Der Krieger, welcher die Idee höher hält, als das Schwert, iſt erſt ein wahrer Held; alle übrigen ſind gewöhnliche Schwertmänner und Henker und Quäler der Menſchheit.

Derſelbe Großſinn leitete Karls diplomatiſche Verbindungen mit dem Ausland. Er bemühte ſich vor allem um die Freundſchaft der Longobarden, wie unlieb ſolche auch den Päbſten vorkommen mußte. Zwiſchen ihm und Luitprand herrſchte unbegränztes Vertrauen; es bewährte ſich in der Sarazenen-Noth, wo der Longobarde getreuen und kräftigen Beiſtand leiſtete. „Als Pippin (ſein Sohn) das Jünglingsalter erreicht hatte, ſandte ihn Karl nach Pavia zu ſeinem Freunde, daß dieſer das unberührte Haar ſeines Hauptes empfange, und ſein zweiter Vater werde.“

Als der Bischof von Rom, Gregorius III., den Lehensmeineid Longobardischer Großen gegen den rechtmäßigen König unterstützte, und Luitprand rächend dafür das Gebiet jenes Erstern überfiel, widerstand der Hausmeier edelmüthig den lockenden Anträgen, welche die Gesandten des Bischofs im Namen desselben ihm zu übermachen kamen. Karl erhielt durch sie, ausser vielen andern Geschenken, die Schlüssel des heiligen Grabes, ein Amulet aus den Fesseln des Apostelfürsten Petrus, das Versprechen des römischen Konsulates, so wie der völligen Losreissung von Konstantinopel (welches Gregor hülflos gelassen), und des innigen Anschliessens an die Franken. Er nahm einen Theil des Geschenkten an, aber er gieng keineswegs in die Forderungen des Bischofs ein. Auch auf zwei neue Schreiben, voll der dringlichsten Bitten und der empfindlichsten Vorwürfe, blieb Karl dem Gefühl der Freundschaft und dem Gesetz der Ehre treu. Schon beschäftigte ihn das Irdische nicht mehr so ganz; er empfand die Abnahme seiner Kräfte, und widmete sich daher ganz der Betrachtung des Himmlischen und der Fürsorge für die unmittelbare Nothdurft seines Landes. Im vierten Jahre somit, nachdem er die drei Reiche der Franken ohne König, wiewohl immer noch als Hausmeier, regiert, vertheilte er in einer National-Versammlung die gesammte Herrschaft unter seine Söhne Karlmann, Pippin und Grippo, und nachdem er am Grabe des heiligen Dionysius seine Seele gestärkt, wurde er zu Carisiacum, an der Issera, durch ein hitziges Fieber dahingerafft [741].

Pippin der Kurze.*

Zacharias antwortete mit apostolischem Ansehen: Es scheine ihm besser und nützlicher, daß jener König sey und heiße, der alle Gewalt in der Regierung habe, als welcher mit Unrecht König genannt werde.

Eginhard. ad a. 749.

Die durch Karl Martel von neuem begründete Macht der Hausmeier ward durch seinen Sohn Pippin noch weiter befestigt und ausgebildet. Bald darauf kam zu der Macht auch der Name. Die Größe des Hauses aber erhielt durch Karl den Großen ihre Vollendung. Der Letztwille des Vaters, gemäß welchem die fränkische Gesammtmonarchie zwischen Karlmann, Pippin und Grippo als Hausmeier getheilt werden sollte, wurde, zum Frommen des Ganzen, nicht in Vollzug gesetzt. Man fürchtete einerseits die Zersplitterung der physischen und moralischen Kräfte des Landes, und die Wiederkehr der durch den Anherrn Pippin mit Mühe nur beendigten Gräuel. Andererseits erkannten die beiden ältern Brüder Sonichildens Sohn nicht als rechtmäßig an. Ihr besonderes und das Staatsinteresse zerfielen somit in ein einiges, und durch besondere Uebereinkunft mit den

*) Quellen: Fredegar. Contin. Annal. Metens. — Annal. ad gesta Reg. Francor. — Annal. Tiliani. — Annal. Lambeciani. — Annal. Fuldens. (Vergl. Perz. Monim. Germ. hist. I.) Sismondi Histoire des Français, T. II. p. I. Pertz, Gesch. der fränk. Hausmeier.

Großen ward festgesetzt, daß nur Karlomann und Pippin gemeinschaftlich das Hausmeier-Amt über die Franken begleiten sollten. Vergebens flohen Sonichildis nach Laon, Chiltrude, ihre Schnur, nach Baiern: erstere, mit ihrem Sohne mußte sich den Siegern ergeben, und büßte mit ihm einige Zeit ihren Widerstand durch enge Haft.

Beide Brüder wendeten sofort ihre Waffen gegen Hunold, Eudo's von Aquitanien Sohn, welcher den Gehorsam aufgekündigt hatte. Sie zerstäubten mit Blitzesschnelle die Schaaren der Empörer und züchtigten die Aquitanier hart ob ihrer That. Auf der Rückkehr von diesem Zuge, in dem alten Poitiers, kam die Theilung der Staaten des Frankenreichs zwischen beiden Brüdern zu Stande. Pippin begleitete Karlomann über den Rhein nach Teutschland, und half ihm auch dort abgefallene Völker zur Huldigung zurückzuzwingen.

Gleichwohl drohte Beiden ein harter Stand. Aquitanier und Teutsche gehorchten, wiewohl mehr überrascht als bezwungen. Odilo von Baiern, Chiltrudens Oheim und Gemahl, rüstete sich. Die Großen, voll Hoffnung des Gelingens alter Entwürfe zur Schwächung der Monarchie, versagten trotzig die Heeresfolge. Man murrte wider Pippin, welcher teutsche Sprache und Sitten immerdar den römisch-neustrischen vorzog, als wider einen Fremden; man beklagte sich über die Vorenthaltung eines Königs, welchem doch vorzüglich Gehorsam gebührte. Der kluge Hausmeier genügte in diesem letztern Punkte den Wünschen der Mißvergnügten. Es stieg aus der Einsamkeit seiner Mönchszelle, den Geschäften wie den Begierden der Herrschaft völlig entfremdet, der letzte Merowinger auf den Thron, und hieß bei denen, welche nach dem Könige sich zu erkundigen pflegten, Childerich III. Ueber dessen Geburt und Leben schweigen alle Berichte. Er wurde dem Volke nur zweimal, bei seiner Krönung und bei seiner Absetzung vorgeführt. [742].

In Austrasien selbst fand Karlomann nicht einmal für nöthig, das königliche Ansehen, wenn auch nur dem Scheine nach, herzustellen. Für

ihn waren der Papst, der heilige Bonifazius, und der Ruf größerer Verdienste um Herstellung des tiefverfallenen Kirchenwesens in jenem Theil der Monarchie. Wesentliche Reformen, zumal in Betreff der Disziplin, der geistlichen Güter und der Pfründen, überdies die Gründung mehrerer Klöster und eine verschwenderische Großmuth gegen sie, verbürgten ihm den mächtigen Beistand. Ein Konzilium zu Soissons, durch Pippin veranstaltet, und von dreiundzwanzig Bischöfen besendet, drückte auf die meisten dieser Verordnungen das Siegel. Um dieselbe Zeit führte Karlomann mit denjenigen teutschen Völkern den Krieg tapfer fort, welche der fränkischen Herrschaft sich entzogen hatten. Allemannen, Sachsen und Slaven hatten dem furchtbaren Bunde sich angeschlossen, welchen Herzog Odilo von Baiern gegen die beiden Hausmeier gebildet. An den Ufern des Lechs kam es zur Entscheidung. Die verbündeten teutschen Völker verloren die Schlacht, in welcher Pippin und Karlomann ihre Kräfte vereinigt hatten. Zweiundfünfzig Tage lang ward das Land Baiern von den Siegern verwüstet. Hierauf wandte sich Pippin von Neuem wider Hunold, welcher des geschwornen Eides vergessen, insgeheim mit Odilo sich verbündet, die Loire übersetzt und große Verwüstungen angerichtet hatte. Die Flammen von Chartres mahnten zu blutiger Rache. Zwei Jahre lang ward, meist in kleinen Gefechten, bald von den Hausmeiern einzeln, bald in Gemeinschaft gekämpft. Hunold mußte zuletzt der Uebermacht erliegen. Seinem Hang zu grausamen und verrätherischen Thaten entsagte er erst, nachdem über den Meuchelmord des Grafen von Poitiers Gewissensbisse ihn befallen, und er zur Sühne dafür die Herrschaft an seinen Sohn Guaifer übertragen hatte. [743 — 745.]

Gleiches Schicksal hatten seine Verbündeten in Teutschland. Die Sachsen und die Allemannen wurden hintereinander geschlagen. Theobald, Herzog dieser letztern, erlitt für mannigfachen Treubruch harte Züchtigung. Nicht minder zeigte sich gegen verschiedene andere Fürsten Karlomanns unerbittliche Strenge. Nach beendigtem Kampfe sorgte er für die Wohlfahrt

des Staates und der Kirche gemeinsam mit seinem Bruder, durch häufige Reichstage und Synoden, welche unter den langen Kriegsgräueln vernachlässigt worden. Aber nicht lange, so fühlte Pippins Bruder unüberwindlichen Ekel an allem irdischen Thun und Treiben. Er erklärte seinen festen Entschluß, den Rest des Lebens in einem Kloster zuzubringen, und in der That entsagte er im Jahr 747 feierlich der Welt. Zwei Jahre darauf folgte auch der Longobarden-König Rachis diesem frommen Beispiel.

Nach Karlomanns Zurücktreten rathschlagten die Häupter der Austrasier, ob die Herrschaft ihres Volkes auf Dagobert, den Sohn desselben, oder auf Pippin fallen sollte. Der heilige Bonifacius sollte entscheiden. Aber Pippin kam allen Gutachten und Beschlüssen durch schleunige Besitznahme des Landes zuvor, und ließ von Edlen und Gemeinen sich huldigen. Die Söhne Karlomanns selbst wurden zu Mönchen geschoren. Mag immerhin der Mann von Gefühl und Recht über dies gewaltthätige Verfahren gegen die Nachkommen eines ehemals geliebten Bruders entrüstet sich fühlen: für Frankreich und Teutschland stellte es sich bald als segensvolle Wohlthat dar. Abermals waren der Nation die Gefahren der Mehrherrschaft und die Gräuel des Bürgerkriegs erspart worden. Gleichwohl konnte er den Ausbruch innerer Parteiung nicht völlig verhindern. Grippo, sein zurückgesetzter Bruder, war von dem Sieger großmüthig seiner Haft entlassen, und mit Würden und Gütern beschenkt worden. Damit begnügte sich jedoch der stolze Sinn des mittlerweile an Geist und Willenskraft und Selbstvertrauen erstarkten Jünglings nicht. Er trachtete nach Selbstherrlichkeit, sann auf Abfall und stellte sich, der thätigen Mitwirkung teutscher Völker gewiß, an die Spitze der Mißvergnügten in Frankreich. Kaum war demnach Pippin im Jahre 748 nach Düren, im Jülich'schen, gegangen, um daselbst eine Reichsversammlung zu halten, als Grippo von seinem Gefolg sich entfernte, und von einer großen Zahl muthvoller Jünglinge aus bedeutenden Geschlechtern begleitet, über den Rhein setzte, um auf dem jenseitigen Ufer die Fackel des Bürgerkrieges anzuzünden. Pippin,

mit Blitzesschnelle verfolgte die Empörer und trieb sie, Zuflucht bei den Sachsen zu suchen. Daselbst war alles zum Kampfe wider den Hausmeier gerüstet, und die Friesen und Veneder schlossen dem Bunde sich an. Ueber hunderttausend Feinde standen in den Waffen, und bedrohten die fränkische Macht. Aber das Genie Pippins siegte. Er bewältigte schnell eines der mächtigsten Völker, die Nordschwaben, und zwang sie zur Taufe wie zur Huldigung. Burgen wurden gebrochen; Anführer gefangen, darunter Theuderich der Sachsenherzog, zum drittenmal. In der Gegend des heutigen Braunschweig, ohnweit der Oder, schienen Grippo und die Sachsen innerhalb starker Verschanzungen einen entscheidenden Schlag ausführen zu wollen. Aber bei Annäherung des Feindes überzeugten sie sich von der Unzulänglichkeit ihrer Streitkräfte, und ergriffen die Flucht. Der Hausmeier setzte über die Oder, und verwüstete alles Land auf dem rechten Ufer derselben. Vierzig Tage lang sah er nirgend einen Feind. Darauf, nachdem er den Schreck seines Namens hinlänglich verbreitet, führte er sein Heer nach Frankreich zurück. [748.]

Während dieser Zeit war Odilo von Baiern gestorben, und Thassilo, Chiltrudens Sohn, Grippo's Neffe, in der Herrschaft gefolgt. Die Baiern wählten den unglücklichen Flüchtling zum Vormund des minderjährigen Fürsten. Eine neue Bewegung aller teutschen Völker wider Pippin ward sofort nun eingeleitet. Baiern und Allemannen vereinigten sich zuerst. Aber auch diesmal bestanden sie nicht in dem Unwetter, das sie herbeigeführt. Auf den Ebenen zwischen dem Lech und dem Inn stießen sie auf Pippins Heerschaaren. Ihre Zahl und Haltung schlugen den Muth der bisher Begeisterten nieder. Die Baiern zogen sich über den Inn zurück und unterhandelten. Grippo selbst suchte Versöhnung. Sie kam zu Stande. Erstere versprachen Gehorsam und lieferten Geisseln. Letzterer erhielt Verzeihung und Aufnahme im Herzen und am Hofe des Bruders wieder. Selbst Städte und Güter gab ihm dieser zurück, und Grippo zeigte friedliches Wesen, bis der nimmer ruhende Ehrgeiz seiner Seele und Aufhetzungen von Innen und Außen ihn

in der Folge von neuem zu verwegenen Thaten trieben, und er, fern von der Heimath, im Thale Maurienna, an der longobardischen Gränzmark, durch fränkische Grafen seinen Tod fand [749].

Nunmehr zwei Jahre segenvollen Friedens, kraftvoller Anstrengungen für die Ordnung der innern Angelegenheiten, für Herstellung der Kirchenzucht und der Rechtspflege, zugleich auch politischer Maaßregeln zu Vollführung eines längst beschlossenen Staatsstreiches. Dieser bestand darin, den längst verbleichten Glanz der königlichen Krone wieder zu erneuern, und dieselbe sich auf sein eignes Haupt zu setzen. Childerichs Daseyn war seit Jahren vergessen; des Volkes Herz schlug für Pippin; die Armee stand für ihn hochbegeistert und die Eifersucht der Großen selbst hatte der Ruhm seiner Thaten und kluge Großmuth größtentheils verstummen gemacht. Darum durfte er bereits nach Ueberwindung Grippo's, der Sachsen, Allemannen, Baiern und Aquitanier, es wagen, die äussern Zeichen der Herrschaft sich zuzueignen, die Zeit nach den Jahren seiner Regierung zählen zu lassen, Privilegien in eigenem Namen zu ertheilen, Teutschland und Gallien sein Reich, sich selbst Herzog, Fürst und Herrscher von Gottes Gnaden zu nennen. Es bedurfte, nachdem Macht, Reichthum und die öffentliche Meinung in seinen Händen, nur noch der Genehmigung der Kirche. Er fand für diesen Zweck an Klöstern und Kirchen, deren Güter und Gerechtsame er königlich gemehrt, deren Leitung er durch die von ihm wieder hergestellten Synoden so ziemlich behauptete, und vor allem an Winfried-Bonifazius, welchen er mit berechnender Frömmigkeit sehr oft ausgezeichnet hatte, unwiderstehliche Fürsprecher. Der nachdrücklichste jedoch war der römischen Bischöffe kritische Stellung zu dem benachbarten Longobarden-Reich, dessen Fürsten von Zeit zu Zeit den römischen, damals noch lange nicht überall in seinem Primate anerkannten Stuhl von Zeit zu Zeit gewaltig ängstigten. Im einhundert fünfzigsten Jahre demnach, seitdem Pippin von Landen das Steuer hausmeierischer Herrschaft geführt, im zweihundert sechsundsechszigsten, seitdem Klodewig die Monarchie der Franken

gegründet, sendete Pippin den Bischof Burkard von Würzburg und Abt Fulrad von St. Denys an Papst Zacharias, welche im Namen des fränkischen Volkes und des Hausmeiers die Frage stellen mußten: „Ob es besser sey, daß derjenige König sey und heiße, welcher alle Macht und Geschäfte, oder welcher blos den Namen besitze?“ Da erwiederte Zacharias, vor ihm Frankreichs und des heiligen Stuhles verhängnißvolle Zukunft: „Ihm scheine besser und nützlicher, daß jener König heiße und sey, welcher alle Gewalt der Regierung besitze, als der, welcher mit Unrecht König genannt werde.“

Solch gefährliche Lehre, welche alle Soldatengewalt und alle politischen Trugkünste heiligt, und welche kurzsichtiger Fanatismus auch in den neuesten Tagen in zwei Königreichen des europäischen Westen gegen die heiligen Rechte der Legitimität mit gräuelreicher Anmaßung versucht hat, gab der Bischof Zacharias den Gewaltigen jener Zeit. Die Moral wird stets mit Abscheu solche Grundsätze verdammen, durch die die Heiligkeit alles Besitzthums, in Folge willkührlicher Deutungen, wankend gemacht werden könnte. Mehr als des Papstes Genehmigung, welche einen Hochverrath guthieß, mochte vielleicht der allgemeine Wille der Nation, welcher auf entschiedene Weise und bei mehr als einer Gelegenheit sich kund that, für Pippins Unterfangen das Wort sprechen. Die Verfassung der alten Franken erlaubte, einen notorisch untüchtigen und feigen Herrscher zu entfernen, und ein kräftigeres Oberhaupt sich zu erkiesen. Denn auch dann, als Klodewigs Dynastie im Besitz der Herrschaft, wie durch Erbrecht sich behauptet hatte, bedurfte er jedesmal der Anerkennung des Volkes auf den Marsfeldern.

„Vermöge des Rathschlages und der Einwilligung aller Franken, mit der Genehmigung des apostolischen Stuhles, ward also der erlauchte Pippin, mittelst der Wahl von ganz Frankreich, der Weihung der Bischöfe und der Unterwerfung der Fürsten, zur Königswürde erhoben, und gemeinschaftlich

mit der Königin Bertrade, nach den alten Bräuchen gekrönt“ * Zu Soissons gieng die Schilderung vor sich, vermuthlich am 1. März 752, in einer National-Versammlung. Der König Childerich III. aber, welchem der Verlust der Krone kaum fühlbarer als deren Besitz war, starb, zum Mönche geschoren, drei Jahre darauf in dem Kloster zu Sithien zu St. Omer.

Außer diesen wenigen Notizen übrigt gar nichts mehr, was über die wichtige Umwälzung uns Licht verschaffen könnte. Genug, Pippin behauptete sich fest in seiner Würde, und, obgleich von sehr kleiner Körpergestalt, entwickelte er zu seiner großen moralischen Kraft auch eine ungewöhnliche physische Stärke, welche jeden Spott verstummen machte. So ließ er eines Tages — wenn wir der Angabe des Mönchs von St. Gallen Glauben schenken dürfen** — einen Auerochs und einen Löwen herbeischaffen, und gebot seinen Höflingen, die Bestien von einander zu trennen. Als jedoch dessen alle sich weigerten, stieg er selbst in die Arena herunter, stellte sich zwischen die beiden Kämpfer, und hieb jedem mit einem Streiche den Kopf herunter. „Mein Arm ist schwach — pflegte er auch wohl bisweilen zu sagen — aber mein Muth ist stark.“ Die einfache Ernennung und Krönung auf der Versammlung der Großen und der Bischöfe befriedigte jedoch den neuen König noch nicht. Der Apostel der Teutschen, Bonifazius, oder der Papst selbst sollten noch, in Nachahmung der althebräischen Ceremonie mit dem heiligen Oel das Haupt ihm salben. In der That empfieng Pippin drei Jahre darauf aus den Händen des Hohenpriesters (Stephan III.) diese sehnlichst begehrte Weihe.

Noch im ersten Jahre seiner Regierung versammelte der neue Monarch die Stände in seinen Pallast zu Vermerie. Aber die Gegenstände, mit welchen sie sich befaßten, waren weniger politische Rechtsfragen und Maaßregeln der innern Verwaltung, als Angelegenheiten des Kirchenthums und Reformen in den Sitten. Bereits merkte man, wie viel das Königthum an

---

* Clausula Append. Fredegar. C. 117.

** Sismondi bezweifelt ihre Aechtheit.

Rom abgegeben hatte, dadurch, daß es in jenem die Wurzeln seiner Kraft gesucht, und welch überwiegenden Einfluß in die Staatsverwaltung der Priesterstand gewonnen hatte, welchen man unklug zum Bundesgenossen bei Vollbringung einer politischen Sünde anrief. Der stolze Freiheitsgeist der Franken demüthigte sich unter der Ruthe mönchischer Zucht. Aber es kam dennoch, was ihm an Kraft und Energie geraubt worden, der geistigen Bildung zu gut. Der Aberglaube, ein Schatten höhern Lichtes, führte durch Nächte und Irrthümer endlich zu diesem selbst, und die Schrecken der Religion zwangen den Despotismus der Alleinherrschaft nach und nach zu menschlicherer Gestalt. So wenig befriedigend demnach für den Freund bürgerlicher Freiheit und gesetzlicher Ordnung das mönchische Kolorit der nunmehrigen Reichstage der Franken seyn mochte, so muß doch billigerweise eingestanden werden, daß viele Fragen, welche das Staats- und Privatrecht betrafen, und welche in den Kapitularien wie in den Konzilienſammlungen uns aufbewahrt worden sind, auf Bedürfnisse der Zeit und der Nation gegründet waren, und das Verdienst besaßen, der gränzenlosen moralischen Anarchie gesteuert zu haben.

Die gleiche Theilnahme, welche Pipin den Priestern an den innern Angelegenheiten des Reiches zugestand, räumte er ihnen auch in den auswärtigen ein. Er knüpfte sein Interesse gänzlich an dasjenige der Kirche. Die Kriegsknechte des Königs und die Missionäre des Papstes machten, jene über die Länder, diese über die Geister, zu gleicher Zeit und mit inniger Zusammenwirkung, bedeutende Eroberungen.

Die Könige der Longobarden drückten fortwährend schwer auf die weltliche Herrschaft des römischen Bischofs. Der Kaiser, welcher blos noch den Eparchat besaß, schützte durch unwirksame Gesandtschaften nach Pavia, keineswegs aber durch eine hinlängliche Streitmacht. Stephanus III. (II.), nachdem er vergebens wirksamere Hülfe bei Konstantinos Kopronymos gesucht, folgte dessen Gesandten an den Hof Astulphs, und versuchte zuerst den Weg des Friedens und des Vergleichs. Der Fürst der Longobarden,

durch des Papstes Vorstellungen gerührt, verhieß Freundschaft von nun an, aber zu Rückerstattungen war er keineswegs zu bewegen. Stephan beschloß daher, das Aeusserste zu versuchen und trotz aller Hindernisse und Gefahren König Pippin persönlich um Beistand anzugehen. Er überstieg die Alpen, und zwar bei dem St. Bernardsberge. Im wallisischen Kloster St. Moriz traf er zwei fränkische Edle, welche sein Beschützer ihm entgegengesandt. In der Gegend von Vitry fand er den König und dessen Hof. Mit verstellter Zerknirschung und Herzensangst, mit Asche bestreut und in ein härenes Gewand gekleidet, warf er sich zur Erde und klagte den ungeheuern Jammer, mit welchem der Herr nach seinem unerforschlichen Rathschluß ihn und die heilige Kirche heimgesucht. Darauf flehte er um Errettung aus den Händen des neuen Semnacheribs, des übermüthigen Königs der Longobarden, Pippin und seine Gewaltigen an. Man gewährte sie ihm durch feierlichen Eidschwur, und die Seele Stephans, welcher nicht nur wider jenes trotzige Volk, sondern auch gegen die treulosen Römer und die bilderstürmenden Byzantiner selbst, als neue Gegner, zu kämpfen hatte, wurde durch die ausserordentlichen Beweise von Ehrfurcht getröstet, welche er von dem Monarchen und der Nation der Franken bei jeder Gelegenheit empfieng.

Im Heumond 754 erneuerte der Papst die Krönungsfeier, wie bereits früher angedeutet worden ist, und der König, seine Gemahlin Bertrade, und seine beiden Söhne, Karl und Karlomann, wurden von Stephan unmittelbar zu Beherrschern der Franken gesalbt. Unter Androhung schwerer Strafen knüpfte er in einem Aufruf an die Stände das Schicksal der Nation eng und unauflöslich an die Dynastie der Karolinger. Ueberdies erhielt Pippin die Würde eines römischen Patriziers. Des abgesetzten Königs Tod, welcher gerade um diese Zeit erfolgte, machte allen etwa noch vorhandenen Bedenklichkeiten und Rücksichten ein Ende.

Der dem Papst geleistete Schwur sollte nunmehr glänzend gelöset werden. Der zu Anfang des Märzmonats 754 versammelte Reichstag bewilligte alles Nöthige mit großer Einhelligkeit. Astulph kannte seine

Kräfte und diejenigen seines Gegners. Er suchte das ihm drohende Ungewitter zu entfernen, und bewog, durch das Organ des Abtes Optatus, den innerhalb seiner Staaten, im Kloster Monte Cassino verweilenden Karlomann, zwischen seinem Bruder Pippin und ihm die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. In der That reiste Karlomann nach Frankreich, aber ohne etwas in der Hauptsache auszurichten. Vergebens entwickelte er, daß der zwischen Astulph und Stephan obwaltende Zwist als eine rein politische, den Besitz des Eparchat's blos berührende, Angelegenheit betrachtet werden müsse, und den schismatischen Griechen die rechtglaubigen Longobarden doch immerhin vorzuziehen seyen: die Franken träumten bereits von Eroberung, Ruhm und Beute. Des Mönches Karlomann Heiligkeit bewältigte die Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der abendländischen Kirche nicht, und er selbst ward mit Gewalt zurückgehalten, und starb bald darauf zu Vienne in der Dauphine.

Der Feldzug gegen die Longobarden ward aber in Folge dieser Stimmung noch im nämlichen Jahre eröffnet. Astulph hatte die Klausen, welche das italische Land von dem fränkischen scheiden, verlassen, und war rasch in die der Feinde eingebrochen, festen Glaubens, durch den Ungestüm des ersten Angriffs Schrecken in das Heer der Franken zu schleudern. Aber es schlugen dieselben den Angriff siegreich ab, wurden Meister der schützenden Engpässe des Landes, und ergossen sich verheerend in die Ebene von Suza, und weiter in das lombardische Land, bis zur Hauptstadt Pavia, in welche Astulph mit seinen besten Truppen sich geworfen hatte. Seine Bedrängniß war nicht gering, aber die Politik des einen seiner Gegner selbst, wegen dessen der Krieg begonnen worden war, machte ihm wieder Luft. Des Papstes Absicht konnte keineswegs dahingehen, die Macht der Longobarden zu vernichten, um die blühendere, kräftigere der Franken in seiner Nähe zu haben. Sein Zweck war, beiden ungeberdige Völker wechselseitig durcheinander im Zaume zu halten. Schlau bot er deshalb sich zum Vermittler zwischen beiden Königen an. Seine Vorschläge wurden willig angenommen. Astulph

verhieß der Kirche vollkommenen Schadenersatz und für die Zukunft ihr und der römischen Republik alle nur mögliche Sicherheit. Dafür stellte er Geisseln aus, und huldigte zum Schein demüthig dem Vater der Gläubigen. Derselbe kehrte frohen Muthes und getroster Hoffnung nach Rom, Pippin aber, an Ruhm und Beute reich, nach Franzien zurück.

Aber es hatte der lombardische Monarch ein Herz voll Bitterkeit und Haß bewahrt. Kaum waren die Franken heimgekehrt, so erneuerte Astulph (755) seine Angriffe auf das römische Gebiet. Ja er bedrängte den Papst in der Hauptstadt selbst auf das Heftigste. „Nicht einen Fuß breit Landes — schrieb Stephan an Pippin und seine Söhne — hat Astulph dem heiligen Petrus der Kirche Gottes und der römischen Republik mehr gelassen, und von der Zeit an, da ich von Euch Abschied genommen, hörte er nicht auf, sie alle zu betrüben.“ Der Papst machte nun sogar dem König Vorwürfe über das Zutrauen, welches er in die Lügen Astulphs gesetzt, und forderte ihn auf, sein Versprechen wahr zu machen, welches er bei jener Zusammenkunft ihm gegeben, nämlich daß das von Astulph den Griechen abgenommene Land nicht wiederum diesen, den rechtmäßigen Eigenthümern, sondern als Geschenk dem heiligen Petrus zufallen sollte. Er erinnerte Pippin, welch' furchtbarer Gläubiger der heilige Petrus sey, wie derselbe die Schenk-Urkunde bereits zur Hand genommen, und daß der König bei längerem Aufschub die ewige Verdammung am Tage des Gerichtes zu fürchten habe.

Als die Schrecken der Belagerung durch die longobardisch-beneventische Armee täglich zunahmen, richtete sich Stephan in noch dringenderen Zuschriften an den König, seine Söhne und an alle Großen und Priester Frankenlands. Ja er ersuchte sogar den heiligen Petrus selbst, in eigener Person an alle diese zu schreiben, und der Apostelfürst, unterstützt von der Gottesmutter und allen Heiligen, Thronen und Herrschaften, von dem ganzen Heer der himmlischen Schaaren, den Martyrern und Beichtigern, forderte die Beherrscher der Franken feierlich zu Rettung Roms und der

Kirche auf. Auf den Weigerungsfall zeigte er ihnen die Qualen der Hölle im Hintergrund.

Das Mittel wirkte. Pippin versammelte ein furchtbares Heer, und bewegte sich gegen den Mont Cenis, über Chalons, Genf und St. Jean de la Maurienne. Astulph ließ von Rom ab, und eilte zu Vertheidigung seiner Klausen herbei. Aber zum zweitenmal sah er sich genöthigt, vor Pippin zu weichen, und auf die Behauptung von Pavia zu beschränken. Bis gegen Ende des Jahres 755 währete die Belagerung. Da gieng Astulph abermal einen Vergleich ein, jedoch unter viel härtern Bedingungen als das erstemal. Die Städte des Eparchates, von Aemilien, die Pentapolis und das Herzogthum Rom mußten dem römischen Stuhle abgetreten werden. Vergebens verwahrten sich die Gesandten des Griechen-Kaisers feierlich gegen den Gewaltstreich. Das Schreiben des heiligen Petrus wirkte mächtiger als jede andere Rücksicht auf Pippins frommes Gemüth. Seine Boten giengen in all den verschenkten Städten umher, und nahmen die Huldigung ein, und brachten die Schlüssel und die erhaltenen Geisseln demüthig zu des Papstes Füßen.

Um dieselbe Zeit hatte jedoch Pippin auch noch andere schwere Kriege zu bestehen. So z. B. mit den Sachsen, welche das Joch der Franken neuerdings abgeworfen. Er gieng über den Rhein, verbrannte ihre Flecken und ihre Erndten, legte ihnen einen bedeutend härtern Tribut, als früher, auf, und schleppte eine große Zahl Gefangener mit sich [753].

Ein heisserer Kampf drohete im Süden. Alfonso der Katholische hatte in Asturien die gothische Monarchie wieder aufgerichtet und die Araber aus Astorga, Leon und Gallizien vertrieben. In dem Theile von Gallien, welches unter dem Joche der Moslem schmachtete, zeigte sich eine ähnliche Bewegung zur Freiheit. Man befestigte Städte und Schlösser, bewaffnete die eigenen Leute und erhob sich in Masse wider die Dränger. Die Araber flüchteten sich vor der Volksrache in das starke Narbonne, Septimaniens Hauptstadt. Hier glaubten sie allen Anstrengungen der Westgothen trotzen, und

von hier aus hofften sie die Wiedereroberung des Landes erwirken zu können. Die Häupter des gothischen Volks beschlossen zur Sicherstellung der erworbenen Freiheit, sich den Franken in die Arme zu werfen, und huldigten freiwillig König Pippin, als künftigem Oberlehensherrn. Die sächsisch-longobardischen Züge unterbrachen mehrfach den wider die Moslem begonnenen Feldzug, und Narbonne leistete verzweiflungsvollen Widerstand. Endlich öffnete ein Aufstand der christlichen Bewohner, welche, nachdem sie mit ihren westgothischen Brüdern sich in Einverständniß gesetzt, und für ihre Personen und Güter von Pippin die gewünschte Sicherheit erhalten hatten, meuchlerisch über die sorglosen Sarazenen herfielen, und sie vertilgten, die Thore der so lange unbezwungenen Stadt. Es war das siebente Jahr des Kriegs mit den Ungläubigen, daß diese That sich begeben, und das vierzigste, seit Narbonne den Söhnen des Propheten gehorcht hatte. [750—759].

Nachdem auf solche Weise Pippin den größten Theil von Languedok mit seiner Monarchie vereinigt hatte, suchte er durch weise Anordnungrn im Innern, durch Regelung der Lebensverhältnisse, durch Ertheilung wichtiger Freiheiten und durch Privatverträge mit einzelnen Grafen der neu erworbenen Provinz die Gemüther dauernd zu gewinnen, und seine Herrschaft in derselben auch moralisch zu befestigen. Er warf sofort seine Augen auf das mächtige, freiheitstolze, stets vertragbrüchige Aquitanien, dessen Herzoge über Gallien und Spanien so großes Unheil gebracht. Von den Pyrenäen bis zur Loire dehnte sich dieses Herzogthum aus; Toulouse war die Hauptstadt. Seine Beherrscher stammten aus Klodewigs Geschlecht, aber das Volk selbst, bereits zu einer höhern Stufe von Kultur emporgestiegen, verwahrte sich gegen alle Stammverwandtschaft mit den Franken und verachtete derselben Barbarei und Rohheit. Es stellte sich nach der Thron-Revolution der Karolinger, als römisch-gallischer Gegensatz noch schroffer als zuvor, dem mehr und mehr germanisirten Charakter der Frankenmonarchie gegenüber.

Der Beistand, welchen Herzog Guaifer dem flüchtigen Grippo noch im Jahr 753 geleistet, gab Pippin den anständigsten Vorwand, Aquitanien

mit Krieg zu überziehen. Schon war der unglückliche Jüngling auf dem Wege nach Longobardien, woselbst er unter Astulphs Fahne gegen seinen Bruder zu ziehen gedachte; als an der Gränze noch zwei Vasallen Pippins ihn erkannten und niederstießen. Der König fühlte tiefe und unverstellte Trauer über das Geschick Grippo's. Ein höheres Verhängniß hatte jederzeit die Beiden, selbst wenn ihr Herz zur Versöhnung sich gewendet, von einander gerissen.

Nachdem der italische Feldzug zu Ende, erhob Pippin wider Guaifer bittere Klagen, und suchte vor allem die Geistlichkeit dadurch ins Interesse zu ziehen, daß er den Herzog beschuldigte, Kircheneinkünfte in Frankreich und Septimanien an sich gerissen zu haben. Die Rückerstattung dieser Einkünfte, Entschädigung für durch ihn oder seine Leute getödtete Westgothen und Auslieferung aller in Aquitanien aufgenommenen Flüchtlinge und Sklaven begehrte er durch Gesandte von Guaifer. Als alle drei Punkte von diesem verweigert wurden, erklärte der König, mit Zustimmung des Reichstages, an Guaifer den Krieg.

Er währete neun Jahre lang (760—768) mit allen Gräueln, welche nur gedenkbar sind. Abwechselnd wurden von Pippin die Provinzen Berry und Auvergne, und wiederum von Guaifer Burgund, Autun und Chalons verwüstet. Doch gewann im Verlaufe der Zeit Pippin entschieden die Oberhand. Ein wahrer Berserker-Haß trieb ihn zur systematischen Zerstörung des Aquitanischen Landes und zur Verwerfung aller Friedensbedingnisse, welche Guaifer darbot. Dieser, an Streitkräften endlich erschöpft, gab die Vertheidigung der größern Städte auf und zog sich, nachdem er selbst ihre Mauern geschleift, mit dem Reste seiner getreuen Krieger in feste Bergschlösser zurück. Poitiers, Limoges, Saintes, Perigueux und Angouleme, Berry und Auvergne und die Basken huldigten dem Sieger, letztere nur nach hartnäckiger Gegenwehr und blutiger Niederlage. Als Remistan, Guaifers Ohm und Stütze, in einem Hinterhalt gefangen und schmählich hingerichtet, und Guaifer selbst endlich durch

seine eigenen Trabanten ermordet worden, schwur ganz Aquitanien dem Könige der Franken Gehorsam.

Wir kehren nunmehr zu den italienischen Angelegenheiten und zu den Verhältnissen Pippins mit dem heiligen Stuhle zurück. König Astulph, „der Tyrann, der Anhänger des Teufels, der Verschlinger des Christenblutes, der Zerstörer der Kirchen Gottes“ * war an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde gestorben, und der sanfte Desiderius auf dessen Thron gesetzt. Derselbe versprach in einem feierlichen Eid, die noch übrigen Städte, welche St. Petrus anforderte, nemlich Ankona, Osimo, Faenza, Imola, Ferrara, ja selbst Bologna mit seinem Umkreis herauszugeben. Wie wenig es jedoch dem neuen Longobardenkönig mit der Versöhnung Ernst, und wie wenig er zur Herausgabe der, noch in seinem Besitz sich befindlichen Theile des Eparchates geneigt, zeigte die Folgezeit, in der auch von Seite des Papstes die Sprache mächtig sich änderte.

Nicht lange nach Vollendung so großer Thaten starb Pippin der Kleine [768] und ward zu seinen Vätern gelegt. Karl und Karlomann, die beiden Söhne, sollten, seinem Letzwillen zufolge, zu gleichen Theilen über das Reich der Franken herrschen. Aber das Schicksal hatte zur Verherrlichung des Geschlechtes und der Nation nur den Einen bestimmt.

---

* Also nennt ihn der Papst in einem Schreiben an Pippin. Cod. Carol. Ep. VIII.

Karl der Grosse. *

Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo.

Als der Sohn Pippins des Kleinen auf den politischen Schauplatz trat, war die Lage der Dinge in Europa gerade von der Art, daß nur ein so ausserordentlicher Geist, wie er, dem farblosen Leben der Völker neue Frische, dem lockern Verbande der Staaten Festigkeit, den feindseligen Elementen Einheit und Gestaltung zu geben vermochte. Alte und neue Zeit lagen in einem wüsten verworrenen Knäul. Noch hatte das Christenthum keinen allgemein-siegreichen Durchbruch, und die Irrthümer vieler seiner Bekenner und die Gräuel der aus ihm hervorgegangenen Partheien hatten, in Verbindung mit den Ueberresten des nur theilweis ausgerotteten Paganismus, einen grausamen, düstern, fanatischen Volksgeist allenthalben erzeugt. Orient und Occident umfaßten sich fortwährend mit bitterm Hasse. Im Abendlande selbst befehdeten sich die Orthodoxie und der Arianismus mit nicht geringerer Heftigkeit. Dazu kam die politische Feindschaft unter den romanischen und germanischen Völkern; unter diesen letztern selbst offenbarte sich von einer Seite unaufhörliches Ringen nach Herrschaft; von der andern Muth der Verzweiflung gegen das unerträgliche Joch eines einzigen Stammes, der bisher vor der öffentlichen Meinung als der unwürdigste und verhaßteste gegolten, der aber durch

* S. die Quellen in Perz Monim. Hist. Germ. verzeichnet.

die Gunst des Schicksals und das Genie einiger großen Männer weit über alle Völker und Einzelnen sich erhoben hatte. Ein kurzer Ueberblick der verschiedenen Staaten Europas, ihres Zustandes und ihres Charakters, beim Antritt der Regierung Karls M. wird das Gesagte, und die Stellung selbst, welche derselbe einnahm, noch besser beleuchten.

Byzanz, aus Griechen, Römern, Arabern, Avaren und Bulgaren eine ekelhafte und widerliche Mischung, hatte zu der frühern Sittenverderbniß des Stammvolkes die Rohheit und die Thorheiten all derjenigen Nationen in sich aufgenommen, mit denen es im Verlauf der Zeit zusammengeschmolzen war. Eitelkeit und Hochmuth ohne Kraft und Verdienst, fanatischer Glaubenseifer und gänzlicher Mangel an höherer Sittlichkeit, Meineid und Wohllust, Serailsregiment und Statthalterwillkühr bildeten die vorherrschenden Grundzüge des byzantinischen Volkscharakters. Durch die Mangelhaftigkeit ihres Heerwesens und die Erbitterung der Einwohner hatten die griechischen Kaiser nicht nur den größten Theil von Italien durch die Longobarden, sondern zuletzt auch das Eparchat durch den Papst verloren. Sie unterhielten zu den Franken, deren Macht ihnen schon der geographischen Stellung wegen, niemals furchtbar schien, ein freundschaftliches Verhältniß. Die Franken selbst achteten weder, noch verachteten ganz die Griechen.

Durch die Mehrherrschaft seiner Könige hatte das sonst so bedeutende Reich der Angelsachsen auf der britannischen Halbinsel alle Kraft nach Innen und Aussen und allen Zusammenhang mit dem übrigen Europa verloren. Durch Eckbert erst kam wiederum die Einheit, durch Alfred die Kraft, nachdem die Kriegsmänner durch die Kultur veredelt, und die kleinen Tyrannen zu Paaren getrieben waren. Aber am Kampfe mit Dänen und Normannen mußte England vor und nachher lange noch beinahe bis zum Tode verbluten.

Die Normannen, im fernen Skandinavien in eine Menge kleiner Reiche und Jarlschaften zertheilt, aber in kühnen Seezügen wider fremde

Küstenländer und Flotten oft nationell vereinigt, berühmt durch Helden, welche eroberten und plünderten, und durch Skalden, welche die Thaten derselben besangen, hatten bereits allenthalben sich furchtbar gemacht. Zur See bestand keine Macht mehr vor ihnen. Doch suchten sie die Feinde nicht selten am eigenen Heerde auf, und drangen, nachdem bedeutende Ueberfälle an den Küsten ihnen so gut gelungen, wohl selbst in das Innere der Länder ein. England, Italien, Frankreich, Teutschland, Byzanz zitterten. Erst im eilften Jahrhunderte entwaffnete das Christenthum ihren Arm; nicht ihren Muth und Unternehmungsgeist.

Ueber die pyrenäische Halbinsel herrschten fortwährend, mit geringer Ausnahme, die Araber. Nachdem die weitere Ausdehnung ihrer Macht in Europa durch Karl Martels Schwert gewehret worden, versuchten sie's in kühnen Seezügen nach den Inseln des Mittelmeeres, und Italien selbst blieb nicht ganz frei von ihnen. Sizilien zumal war der Gegenstand ihrer Anstrengungen. Das arabische Spanien, ausser allem nähern Zusammenhang mit dem großen Kaliphate, zeigte sich Europa ferner nicht mehr gefährlich. Der Halbinsel, wo sie sich festgesetzt, giengen durch die Araber glänzende Tage des Ruhmes anf. Die Blüthen orientalischer Kultur gediehen wundersam auf europäischer Erde und weckten die westgothische Begeisterung zu rühmlichem Wetteifer. In allem Zauber der Poesie erhob sich nach wenig Jahrhunderten aus der arabisch-gothischen Mischung der durch Glaubenskraft geadelte Rittergeist der Kastilianer und Arragonier, und der besiegte Moslem hatte zum mindesten sehr wohlthätige Spuren seiner ehemaligen Herrschaft zurückgelassen.

Seitdem auf Cumä das Schicksal der ostgothischen Monarchie sich vollendet, war Italien nie mehr ein einiger Staat geworden. Die Longobarden, Byzanz und der Papst, letzterer unter fränkischem Schutz, theilten sich in seinen Besitz. Eine Art Republik bildete die Stadt Rom, in der das Verhältniß zwischen dem Kirchenhaupt, dem Staat und dem Volke nicht ganz genau abgemessen war. Unaufhörlich in Fehde wider einander, und

durch den Widerspruch der theokratischen, aristokratischen und demokratischen Elemente, welche alle dieser künstliche Freistaat in sich aufgenommen, wurden sie dennoch durch die gemeinsame Gefahr von Aussen jederzeit wieder vereinigt.

Kräftiger und mächtiger stellte sich zu diesen Tagen das Reich der Longobarden dar, wenn schon die von Pippin empfangnen Niederlagen und der Verlust des Eparchates sie erinnern mußten, daß die Zeit ihres Glanzes vorüber sey. Ihr allzugroßes Vertrauen auf die alte Kraft, auf die Unbezwinglichkeit ihrer Klausen und auf die Mauern ihrer Städte hatte sie sorglos und säumig in den Vertheidigungsmaaßregeln gemacht. Ihr Haß wider die Päpste, an welchen sie fortwährend ihr durch die Franken erlittenes Unglück zu rächen suchten, konnte nur mit der Verachtung verglichen werden, welche sie ihren Nachbarn, den Römern bezeigten. Unter dem Namen Römer wurde, — nach der eigenen Aeusserung des Bischofs Luitprand von Cremona — dazumal alles bezeichnet, was als niederträchtig, feig, unkeusch, meineidig und lügnerisch galt, kurz, aller Laster Summe und Inbegriff. Noch übrigt uns, auf dasjenige Land selbst einen Blick zu werfen, welches nunmehr der Hauptschauplatz von Karls Thätigkeit und Ruhm ward, und in welchem er nach wenig Jahrzehnten eine gänzliche Umwandlung aller Dinge vornahm. Erst ein Theil von Germanien, und zwar mehr der südliche, hatte die Herrschaft der Franken, die Gewalt der Hausmeier und endlich den Scepter Pippins anerkannt. Im Süden selbst war der Gehorsam der Bojen oder Baiern noch sehr zweifelhaft und unbeständig. Die Nation und die Herzoge fühlten gleichen Stolz, und trugen unversöhnlichen Haß dem mächtigern Ueberwinder. Bisweilen überrascht und zurückgeschlagen, aber niemals überwunden, besaßen die Sachsen immer noch einen andern großen Theil von Teutschland, und zwar von der Ostsee bis Thüringen und von der Elbe bis zum Rhein. Sie theilten sich, nach ihrer Lage, in Ost- und Westphalen. Die in der Mitte hauseten, wurden Engern genannt. Ihre Sitten waren kräftig, aber roh. Ihr Grundcharakter Stolz der Freiheit. Sie widerstritten lange siegreich allen Versuchen christ-

licher Bekehrer, und hielten treu an Odin und den Asen, welche so oft sie zum Siege geführt hatten.

Der übrige Theil von Teutschland war von verschiedenen größern, nicht germanischen Völkern besetzt, als z. B. den Slawen und Awaren. Jene trieb alter Nationalhaß, diese natürliche Wildheit von Zeit zu Zeit gegen die Teutschen zu verwüstenden Zügen an, und es kostete theures Blut, und die Anstrengungen mehrerer Jahrhunderte, bis von dieser Seite her Sieg und Sicherheit gekommen.

So fand Pippins Sohn die Weltlage. In seinen Franken selbst einen kriegerischen Geist, aber auch ein trotziges, durch die wiederholten blutigen Kriege tief verwildertes Gemüth, eine Anarchie in Gesetzgebung und Sitten, einen Mangel an wissenschaftlicher und noch mehr an religiöser Bildung. Er mußte der zweite Klodewig der fränkischen Monarchie und der Schöpfer Teutschlands, der Bildner seiner Zeit werden. Die großen Thaten, welche er als Krieger vollbracht, die strahlenden Verdienste, welche er als Gesetzgeber und Regent erworben, und die noch höhern Vorzüge, welche er als Mensch und Familienvater aufwies, haben in alter und neuer Zeit so gründliche als geistvolle Beschreiber gefunden, ja sie sind durch ununterbrochene, lebendige Ueberlieferung, als Geschichte und Legende, im Munde des teutschen Volkes. Wir begnügen uns daher aus dieser Rücksicht, hier mit gedrängter Aufzählung der Hauptereignisse, und werden dafür die Schilderung seines Charakters, und seiner Einwirkung auf die Nation und ihre Schicksale desto mehr zur Pflicht uns machen.

Es theilte Karl gleich nach des Vaters Tode [768] die Herrschaft über das Reich der Franken mit seinem Bruder Karlomann, aber nicht so, daß dieser völlig zufrieden gestellt worden wäre. Die bittere Stimmung des Letztern zeigte sich bald im Aquitanischen Kriege. Die Aquitanier hatten alsbald auf die Kunde von Pippins Hinscheiden zu den Waffen gegriffen, und den Franken allen Gehorsam aufgekündigt. Karl beschloß gegen sie einen Zug, und forderte seinen Bruder zur Theilnahme auf. Aber derselbe will-

fahrte seinem Wunsche nicht, sondern verhielt sich gänzlich unparteisam. Nichtsdestoweniger besiegte Karl die Rebellen mit seiner alleinigen Macht, und Hunold, der Herzog, ward von einem falschen Freunde ihm sogar ausgeliefert. [769] Die Mutter vermittelte hierauf den Groll zwischen beiden Brüdern. Um den alten Haß, welcher Franken und Longobarden entzweite, ebenfalls zu versöhnen, und letztere eng an das Interesse seines Volkes oder zum mindesten seines Hauses zu fesseln, freite Kael um die Tochter Königs Desiderius, Bertha. Umsonst widerrieth Papst Stephanus II. eine so naturwidrige Heirath und die „Befleckung einer so edlen Familie mittelst Bündnisses mit der treulosen und stinkenden Nation der Longobarden, welche nicht einmal verdiene, unter die Nationen gezählt zu werden, und von der ganz gewiß die Aussätzigen hergekommen"; der König erinnerte sich, daß die Longobarden von gleichem Blute wie die Franken, entsprossen, und gleich Franken und Römern Bekenner der katolischen Kirche seyen, und heirathete die Prinzessin. Allein kaum war ein Jahr verflossen, so verstieß er sie, sey es, daß des Volkes Stimme wider die Heirath war, oder der Geist, welcher beide Völker gegeneinander trieb, zu störend in das Leben des Staates und der Familie einwirkte, oder eine neue Leidenschaft die Grundsätze der Moral überwältigte: das Oberhaupt der abendländischen Christenheit schwieg zu diesem gewaltsamen Schritt, welcher so auffallend die Kirchengesetze beleidigte. Aber nicht schwieg das zartere Mutterherz, welches die Heirath eingeleitet, noch das geängstigte Gewissen fränkischer Großen, welche dem Vater der Unglücklichen sich als Bürgen gestellt, daß ihr König niemals seine Gemahlin verstoßen werde. In demselben Jahre [771] noch wurde Karl auch seines Bruders und Mitregenten ledig, und durch diesen Umstand Alleinherrscher der Franken. Die Umstände von Karlomanns schnellem Tode ruhen in geheimnißvollem Dunkel. Die Feinde Karls sprachen von Vergiftung. Die Flucht der Familie des Gestorbenen nach dem Hofe von Pavia gab dem Argwohn mehr als Bekräftigung.

Als der König im Innern seines Reiches durch keinen fremden Arm mehr

gehemmt sich fühlte, beschloß er die Unterwerfung der stolzen Sachsen, welche seine Missionäre wie seine Grafen beharrlich verschmäht. Das Volk, auf der großen Versammlung zu Worms [772] stimmte jubelnd bei. Rache, Kriegslust, Habsucht und Glaubenshaß machten den Krieg national. Er besiegte im ersten Andrang den Widerstand der Feinde und zerstörte, nachdem die Eresburg gefallen, das geheimnißvolle Heiligthum der Nation, die Irminsul, welche in früherer und neuester Zeit Geschicht- und Alterthumsforschern mehr als reichlichen Stoff zu scharfsinnigen und abentheuerlichen Deutungen gegeben hat. An den Ufern der Weser beschworen die Sachsen den weitern Kriegssturm durch anständigen Vergleich und Stellung von Geiseln. Aber sie suchten nur Frist zu blutiger Rache. Die Verhöhnung ihrer Götter hatte den Volkshaß heftiger, als je zuvor, entflammt.

Inzwischen hatten die Verhältnisse Italiens die Erscheinung Karls in diesem Lande nothwendig gemacht. Desiderius durchsah seine kritische Lage, gegenüber dem Papst und einem Eroberer, wie der König der Franken. Die doppelte Familienschmach, welche er durch ihn, wegen Verstoßung der Tochter und der Familie Karlomans, seines Schwagers, erlitten, spornte ihn überdies zur Genugthuung, wie die übrigen Umstände zur Nothwehr. Er versuchte vorerst den Bischof Roms von der fränkischen Verbindung abzutrennen, und machte ihm mannigfache, schmeichelhafte Anträge. Vor allem wünschte er, daß Hadrian, Stephans Nachfolger, die beiden Neffen, Karlomanns Söhne, zu Königen der Franken salbe. Dessen weigerte sich der Papst, der seinen politischen Standpunkt wohl erkannte, beharrlich. Nur in der engsten Freundschaft mit den Karlowingern war für die Kirche Rettung. Darüber kam es zu offenbarem Kampf. Desiderius fiel in das römische Gebiet, verbreitete Schrecken, eroberte Städte. Schon drohte sein Heer Rom selbst Verderben.

Der geängstigte Papst sendete Boten an den König nach Teutschland und flehte um schleunigen Beistand. Ehe dieser geleistet wurde, erkundigte sich Karl durch Abgeordnete nach dem wahren Verhältniß der Dinge und ließ

seinen ehemaligen Schwäher zur Mässigung und Genugthuung an die Kirche vermahnen. Als dieses Mittel nicht verfieng, trat er ohne Säumen den Heerzug an. Die Klausen wurden geschickt umgangen oder bewältigt. Die Longobarden, in dem Wahne, durch ihr altes Vertheidigungssystem, welches mehrmals wider die Franken mit glücklichem Erfolge gedient, auch diesmal zu siegen, zogen bald hinter die Mauern ihrer Städte sich zurück, und hofften durch die Langwierigkeit von Belagerungen, durch Mangel an Lebensmittel und einbrechende Seuchen die Kraft und den Muth der Feinde zu schwächen. Allein diese Hoffnung schlug diesmal fehl. Die Franken waren mit allem Nöthigen versehen und ihre Heere durchwehte der kräftige Geist des Königs und die Gewißheit des Sieges. Desiderius, welchen eine alte Chronik beim Anblick der furchtbaren Gestalt Karls von seinem Streitthurm herab beinahe in die Erde sinken läßt, war nach sechsmonatlicher Belagerung gezwungen, mit seiner Familie sich und die Stadt zu ergeben. Alles übrige Land huldigte ohne langen Widerstand ebenfalls dem Sieger. Durch einen Theil seines Heeres ließ er Städte und Pässe hinlänglich besetzen. Mit dem Uebrigen trat er rasch den Rückmarsch an, weil ein Aufstand der Sachsen heim nach Teutschland rief. [774]. Schnell waren auch diesmal Ostphalen, Engern und Westphalen hintereinander besiegt; sie schwuren neuerdings Gehorsam und gaben Geiseln; mit der gleichen Gesinnung, wie das erstemal. Die Gelegenheit zur Erneuerung des Kampfes blos wurde abgewartet. [776].

Um dieselbe Zeit hatten mittlerweile neue Bewegungen in Italien statt, welche seine ganze Aufmerksamkeit erforderten. Herzog Rotgaud von Friaul, ein mächtiger Vasall, empörte sich und hoffte auf den Beistand der Griechen. Diese waren bis zu dieser Zeit mit den Franken, wie oben gemeldet worden, in erträglichem, ja beinahe freundschaftlichen Verkehr, gestanden. Die Longobarden dagegen hatten sie als ihre bittersten Feinde für und für gehaßt. Nachdem die politische Vernichtung der Longobarden dem Kaiser gelungen, und Italien in der Gewalt der Franken war, änderte sich das bisherige

Verhältniß. Alle Mittel wurden aufgeboten, die gedemüthigten Feinde neuerdings wider Karl zu waffnen. Die Arglist der Griechen lag klar am Tage. Der König fürchtete eine enge Verbindung zwischen Byzanz, dem Longobardischen Herrscherhaus und den mächtigern Herzögen Italiens. Er eilte aus Sachsenland zu Dämpfung des Aufstandes in Friaul herbei. Rotgaud fiel und sein abgeschlagenes Haupt lehrte die Uebrigen Unterwerfung unter den Willen des Geschickes.

Kaum hatte Karl auf diesem Punkte gesiegt, als die Kunde einer neuen Empörung der Sachsen abermal zu einem neuen Heereszug nach Teutschland ihn nöthigte. Schon war die Ehresburg wiederum in ihren Händen, und zahllose Verhaue, mit unbeschreiblicher Schnelligkeit angelegt, sollten dem Vorrücken des fränkischen Kriegsvolkes wehren. Aber ihr Widerstand ward auch diesmal nicht vom Glücke gesegnet. Am Lippspring zerstreute Karl ihre Schaaren, und versicherte sich durch verstärkte Befestigungen der beiden Hauptpunkte des Landes, der Ehresburg und der Siegeburg. Mehrere Rotten von Gefangenen schwuren dem Odin ab, und empfiengen die Taufe. Diese Maßregel ward von nun an bei jedem Feldzug, durch Gewalt oder Ueberredung, so viel als möglich, durchgesetzt. Die allgemeine Bekehrung der sächsischen Nation zum Christenthum schwebte Karln als Hauptziel seines Lebens vor der Seele. Durch sie erst hoffte er die politische Unterwerfung zu vollenden und die Einheit des aus Franken, Sachsen, Longobarden und den übrigen, bereits zinsbaren, Germanenvölkern zu einem einzigen Staate zu befestigen. Die Geiseln und die Gefangenen erhielten in Klöstern die erforderliche Richtung zu Beförderung dieses großen Zweckes und dienten als Missionäre des Königs, welcher ungewöhnliche Großmuth an ihnen übte, unter ihren Landsleuten. Auf dem Wege des Unterrichtes ward demnach nichts Geringeres erwirkt, als durch Schwert und Streitaxt.

Noch sollte aber zuvor das Blut beider Nationen in Strömen fließen. Die Götter Walhalla's spornten die Sachsen zu heisser Rache nicht minder, als der gekreuzigte Heiland ihre Feinde zum Bekehrer-Ruhm begeisterte.

Alle alten Erinnerungen, alle starken Volksgefühle, alle tiefgewurzelten Vorurtheile wurden geweckt. Schauerliche Gelübde und zahlreiche Menschenopfer brachte man den Asen dar. Noch zeugen hiefür die auf uns gekommenen Eidesformeln in der kernhaften, ob auch noch rohen Sprache jener Zeit. Die Gesänge der Seher, die Verwünschungen der Frauen trieben auch Zaghafte an. Die Wallkyrien verhießen glänzenden Sieg und Untergang den treulosen und götterräuberischen Franken. An der Spitze der großen Volksbeweguug standen die Herzöge Wittekind und Albion; kein anderer Held aber erreichte den Ruhm des Erstgenannten. Durch Uebermacht zum Weichen genöthigt, verschmähte der Held des Siegers Huld und flüchtete, um in gelegenerm Momente wieder zu kehren, zu Siegfried, dem Könige der glaubensbefreundeten Normannen.

Mittlerweile erschien König Karl in allem Glanze seiner Herrschermacht unter den betäubten Sachsen. Ein großer Reichstag wurde nach Paderborn ausgeschrieben, alte Beschwerden zu tilgen, neue zu hören, Gesetze zu geben und die Versicherungen künftigen Gehorsams zu empfangen. Die Sachsen zeigten auch diesmal keine Verlegenheit, sondern giengen in alles willig ein, was man von ihnen begehrte, in der bestimmten Absicht, nichts von Allem zu halten. Gegen den Unterdrücker der Freiheit schien kein Mittel der Täuschung unerlaubt. Die fürchterlichsten Eide ließen demnach keinen Eindruck in ihrer Seele zurück. Sie rüsteten insgeheim, unaufhörlich von Wittekind und seinen Genossen bearbeitet. [777]

Der Ruhm von Karls Thaten und Bestrebungen hatte bereits Europa durchdrungen, und schallte herüber selbst nach Asien. Es war noch mehr die Ueberlegenheit seines Geistes, als bie Bedeutsamkeit seiner Siege, welche allenthalben Ehrfurcht, Vertrauen oder Schrecken ihm erweckten. Noch zu Paderborn erschienen zwei Emirs aus dem arabischen Spanien, Ibn-al Arabi und Jussuf sein Sohn, und flehten den Beistand Karls wider die Tyrannei König Abderahmens an. Derselbe wurde gesichert, und ein Jahr darauf der Zug nach der Halbinsel unternommen. Siegreich drang der

Frankenkönig bis an den Ebro vor. Pampluna, Cäsar-Augusta und einige andere Städte fielen durch Sturm, oder öffneten die Thore. Die Moslems huldigten Karln, als künftigen Oberherrn. Die Emirs wurden mit dem Eroberten belehnt. Aber des Feldzugs Ende entsprach dem Anfang und den Fortschritten keineswegs. Zum erstenmal wurde das Glück dem Könige treulos, und wiederholt fällt das Schicksal die Entscheidung, daß die beiden Länder dies- und jenseits der Pyrenäen nicht einem einzigen Herrn dienen sollten. Eine eigenthümliche, von der fränkischen völlig verschiedene, Entwickelung sollte auf spanischer Erde reifen. Das freiheitstolze, kriegerische Gebirgsvolk der Basken, noch in neuester Zeit seinem Grundcharakter getreu, wiewohl für politisch-religiösen Fanatismus mehr, als für eine richtig verstandene, volksthümliche Freiheit begeistert, überfiel in Buchten und Thälern das beute-beladene, der Oertlichkeit unkundige Frankenheer. Gräßlich war das Gewürge, mannhaft der Widerstand. Die besten Streiter und die Blüthe der Heeresfürsten erlagen in dem ungleichen Kampf. Noch in späten Tagen lebten die sagenreichen Lieder von der Roncevals-Schlacht und Rolands Tapferkeit und Ausgang, in dem Munde vieler Völker. Die trefflichsten Sänger haben durch den Preis des Helden ihren eignen Ruhm unsterblich gemacht. [778]

Nachdem Karl seinem geliebten Freunde, Vetter und Kronfeldherrn die letzten Ehren erzeigt, erhob er sich zum drittenmal in seiner Kraft, die mittlerweile neuerdings empörten Sachsen widerholt zur Erfüllung ihrer Eide zu zwingen. Wie ein Wetterstrahl war in seiner Abwesenheit der tapfere Wittekind erschienen, und hatte den Landsturm in die Waffen gemahnt. Die Sachsen ergoßen sich unter schreckbaren Verwüstungen bis in die Gegend von Kölln. Der König entsendete eine Abtheilung Truppen von Hochteutschland aus, und zerstreute mehrere bedeutende Schaaren an der Edder, ohne lange Gegenwehr. Sie hatten die Kriegsweise der alten Scythen und Parther. An der Spitze einer andern, noch größern Abtheilung setzte Karl über den Niederrhein, drang zur Lippe vor, und erfocht im Buch-

holz einen entscheidenden Sieg. Sofort, wie früher, folgten allgemeine Unterwerfuug, Friedensboten, Geiseln. Karl traute jedoch mehr den festen Burgen, welche er an der Elbe zahlreich nunmehr anlegte, als den Schwüren der Sachsen. In dieselben legte er treues Kriegsvolk und entschiedene Hauptleute. [780] Als dies geschehen, machte er unbedenklich sich auf die Reise gen Rom, um seine Söhne Pippin und Ludewig durch den Pabst zu Königen von Italien und Aquitanien salben zu lassen. [781]

Ehe er jedoch nach Italien zog, hatte er die Demüthigung der Slaven beschlossen, welche von Zeit zu Zeit das Reich durch verwüstende Ueberfälle beeinträchtigt. Zu diesem Feldzug gedachte er vorzüglich die Kraft der Sachsen zu verwenden, und Geil und Adalgis, zwei erprobte Kriegshäupter, erhielten den Oberbefehl über die vereinigten Schaaren. Aber, weit entfernt, die Macht des Unterdrückers mit ihrem eigenen Blute vermehren zu helfen, frohlockten sie vielmehr des willkommenen Anlasses, einen vernichtenden Schlag gegen das Heer des Königs auszuführen. Auf dem Sundel, nahe am Ufer der Weser, umringten sie mit unbeschreiblicher Wuth die fränkischen Streitmassen: Geil und Adalgis, vier Grafen, viele Edle und der größte Theil des gemeinen Volkes blieben auf der Wahlstadt. [782]

Der König, bereits auf dem Marsche, ward durch die Kunde von dieser That zu nie gefühltem Grimme gesteigert. Er beschloß augenblickliche Wiedervergeltung. An der Spitze seiner Gesammtmacht drang er in das Land Sachsen ein, verheerte und überwältigte alles. Ueber 45,000 Menschen wurden, zur Sühne für die auf dem Sundel Erschlagenen, bei Verder an der Aller, hingerichtet. Aber diese Maßregel, welche Karls Ruhm in den Jahrbüchern der Menschheit nicht wenig befleckte, und eine der dunkelsten Parthien in seinem Charaktergemälde bildet, hatte überdies die gewünschte Wirkung nicht. Bis zu diesem Tage war die Nation noch immer nicht in Masse aufgestanden; nur einzelne Gaue und Landwehren, nur einzelne Herzöge und Geleite hatten mit dem Könige den Kampf bestanden. Das Gewürge von Verden aber verpflichtete alle streitbare Männer zur un-

versöhnlichen Nationalrache. Der Krieg wurde deshalb blutig und allgemein. Bei Detmold lieferten sich beide Theile eine große Schlacht, welche nichts entschied. Karl bedurfte Verstärkungen, und erwartete sie zu Paderborn, wohin er den Rückzug angetreten. Wittekind aber harrte an der Hase der Wiederkehr des Feindes. Abermals umfaßten sich die beiderseits ergänzten Heere. Das Glück war damals den Franken hold. Wittekind und seine Freunde, in ihrem Willen unbesiegt, sannen auch nach erlittener Niederlage auf baldige Erneuerung des Kampfes. [783]

Gleich zu Anfang des folgenden Jahres [784], nachdem man kaum sich einige Ruhe gegönnt, lieferte der König, der mit seiner Abtheilung Truppen nach Thüringen aufgebrochen war, den Ostphalen, sein Sohn Karl aber den Westphalen siegreiche Gefechte. Der Winter wurde in der Ehresburg zugebracht. Von da aus führte man eine Art Guerillaskrieg. Der größte Nachtheil für die Sache der Sachsen war der Mangel an Lebensmitteln, ihre Herbeischaffung aus weiter Ferne raubte kostbare Zeit und lähmte die kriegerischen Bewegungen. Nachdem Karl im Maimond zu Paderborn abermals einen Reichstag gehalten, schickte er sich zu vollständiger Verfolgung seines Sieges an.

Trotz der Ueberlegenheit seiner Waffen, fühlte Karl gleichwohl die unübersehbaren Schwierigkeiten des Krieges mit den Sachsen. Er siegte über den Feind, wie einst Tacitus von seinen Imperatoren sprach, ohne ihn überwunden zu haben. Der Geist, welcher die ganze Nation durchwehete, und mächtiger als die Gewalt des Schwertes ihm widerstritt, mußte fortan durch andere Waffen gebändigt werden. Der König versuchte den Weg der Unterhandlung. Es währte längere Zeit, bis der Volkshaß, welcher keine Verträge hielt, noch anderseits bei dem Feinde an geschworene Treue glaubte, dazu sich verstand. Erst als für den schlimmsten Fall Bürgschaft geleistet worden, erklärten Wittekind und Albion ihre Bereitwilligkeit zu einem Vergleich, und ihren Wunsch eines endlichen Friedens. Gewaltboten, mit ausgedehnter Vollmacht, unterhandelten mit beiden Herzögen im Barden-

gau. Der König gab ihnen Geiseln, und nun erschienen sie ohne ferneres Bedenken in Attigni. Bei der persönlichen Zusammenkunft, welche daselbst statt fand, und nachdem die Helden wechselseitig einander bewundert, überzeugte Karl durch höhere Gründe die Kriegsfürsten der Sachsen von der Ohnmacht ihrer Asengötter, welche bereits zuvor im Kampfe sich treulos erwiesen hatten, und von dem Geist der Zeit und der ernsten Nothwendigkeit getrieben, empfiengen Beide die Taufe. Der König und seine Gemahlin vertraten Pathenstelle. Eine Menge Volkes ahmte das Beispiel der Heerführer nach. Die Hauptkraft des Widerstandes war durch dieses unerwartete Ereigniß gebrochen. Die sächsische Nation, in Ansichten und Gefühlen, von dem Tage zu Attigni an, getheilt und im innern Widerspruch mit sich selbst befangen, trat fortan nie wieder in ihrer Gesammtheit auf, obgleich die Gluten des Hasses für und für nur schwach bedeckt, unter der Asche fortloderten. [785]

Die glückliche Wendung des Sachsenkrieges gestattete dem König sein Augenmerk wiederum Italien zuzuwenden. In Person reis'te er nach Rom, um dem Pabste und den Abgeordneten des griechischen Kaisers mehrere politische Angelegenheiten zu ordnen. Hierauf brach er den Starrsinn Herzogs Arrigis von Benevent, welcher die Lehenspflicht weigerte. Auch die Boten Thassilo's von Baiern hörte er an, aber die Unterhandlung hatte keineswegs einen aufrichtigen Charakter. Der Baiern Herzog, schon zu König Pippins Tagen der fränkischen Oberhoheit widerhold und in Erfüllung der Lehenfolge säumig, hatte das Gleiche sich gegen Karl zu Schulden kommen lassen. Als die Sachsen und Herzog Arrigis sich ergeben, fürchtete Thassilo die Züchtigung des Königs für solche Felonie, und beschwor den Bischof von Rom zwischen ihnen als Vermittler aufzutreten. Solches geschah, aber die Abgeordneten hatten so unbestimmte und unbeschränkte Vollmacht, daß das Ganze mehr wie Hohn, als Neigung zum Frieden schien, und der Pabst fortan nicht minder, als der König zürnte.

Kaum war letzterer nach Teutschland zurückgekehrt, als er eine Reichsversammlung nach Worms ausschrieb, und derselben Thassilo's Benehmen mit grellen Farben schilderte. Eine Gesandtschaft gieng in Folge des von den Grossen gefaßten Beschlusses nach Baiern ab, und forderte den Herzog nochmals zum Gehorsam auf. Als aber trotzige Antwort gegeben wurde, brach der König mit Heeresmacht von drei verschiedenen Seiten in das Land. Thassilo, seine Ohnmacht erkennend, bat nun um Frieden, und stellte seinen Sohn Theodo und zwölf Edle als Bürgen künftiger Treue. Diese Unterwerfung war jedoch blos das Werk gebieterischer Umstände. Bald offenbarte sich Thassilo's verrätherisches Streben. Ihn trieb, ausser dem niegestillten eigenen Ehrgeiz, die stolze Seele seiner Gemahlin, Luitberga, welche nimmermehr vergaß, daß sie die Tochter des Königs der Longobarden gewesen. Ein Mann entdeckte die Unterhandlungen mit dem Reichsfeinde, den Avaren; Zeugen sagten aus, daß der Herzog Vasallen des Königs nach dem Leben gestrebt; unbesonnene Aeusserungen voll Haß und Spott gegen Karl wurden nicht minder überbracht. So bildete sich denn eine furchtbare Anklage wider Thassilo, welchen rings die Freunde verließen, indem keiner gegen den Arm des Königs aufzukommen hoffen konnte. Die Versammlung der Großen zu Ingelheim sprach über ihn, welcher persönlich vor ihr erschien und demüthig Karls Gnade anflehte, das Todesurtheil. Es ward in lebenslängliche Haft in einem Kloster verwandelt. Darauf ordnete der König die Angelegenheiten des Landes; doch gab er ihnen keinen Herzog zurück, weil bei der zweideutigen Stimmung der Baiern unmittelbare Verwaltung weit sicherer schien. [788].

Nachdem Thassilo's thörichter Widerstand so harte Strafe gefunden, ließ Karl auch die slavischen Wilzen, jenseits der Elbe, die Stärke seines Armes fühlen. [789]. Nach diesen kam die Reihe an die Avaren. Vieljährige Beleidungen, Einbrüche und Verwüstungen waren zu rächen. Franken, Sachsen und Friesen folgten diesmal seinem siegreichen Banner.

Der König an der Spitze der erstern rückte auf der Ostseite der Donau wider sie an. Ein zweites Heer, gebildet aus Sachsen, Friesen und einer Abtheilung Franken, auf der Nordseite. Ein drittes, auf einer großen Menge von Fahrzeugen, wagte es, die Donau herab, gegen den Feind vorzudringen. Der Uebermuth desselben schwand bei diesem furchtbaren Anblick. Die Avaren flohen in verschiedener Richtuug und gaben ihr Land dem Ueberwinder preis. Von allen Seiten wurde es, in Erinnerung an früher verübte Gräuel, auf das Fürchterlichste verwüstet. Mit diesen Vortheilen begnügte sich jedoch Karl keineswegs. Er beschloß die vollständige Unterwerfung der wilden, räuberischen Nation. Ja es schien seine Seele die kühne Idee gefaßt zu haben, von dem Lande der Avaren aus bis Konstantinopel vorzudringen, und durch die Bezwingung des Byzantiner Reichs die Wiederherstellung der alten römischen Monarchie vielleicht vollständig zu erwirken. Die Hand der Kaiserin Irene, welche freudig die Verbindung Willens war, sollte den Plan bei den Griechen volksthümlich machen. Schon waren Schiffbrücken gebaut und Vorbereitungen aller Art getroffen, um selbst den Rhein mit der Donau, durch den Main, die Altmühl und die Regniz zu verbinden. Aber unaufhörliche Regengüsse, die schlechte Beschaffenheit des Bodens, einbrechende Seuchen, neue Empörungen im Innern von Teutschland und drohende Bewegungen von Seite der Sarazenen nöthigten den König, den fernern Kampf wider die Avaren und das größere Unternehmen selbst für diesmal aufzugeben. Die diplomatischen Unterhandlungen zu Byzanz selbst scheiterten an den Intriguen des Ministers Nizephorus und an dem Widerwillen des Volkes gegen die fränkische Verbindung. [793]

Die Beschwerlichkeiten der Heeresfolge hatten bei den Sachsen Ermüdung und neuen Entschluß des Widerstandes gegen fränkische Oberherrschaft erzeugt. Sie zogen die Friesen, welche ihre Gefühle theilten, mit in die Verschwörung, und sagten dem Könige feierlich ab. Dieser rückte plötzlich mit zwei Heeren gegen ihr Land; er selbst an der Spitze des einen, durch Thüringen, das andere führte von Kölln aus, Karl der ältere Sohn.

Es kam jedoch zu keiner entscheidenden Schlacht, da die Sachsen die Uebermacht des Königs erkannten, und zur Sühne sich willig stellten. Solches geschah jedoch blos für den Augenblick. Sie vergassen alsbald nach der Rückkehr Karls ihrer geleisteten Schwüre, und weigerten nicht nur jeden Gehorsam gegen den König, sondern stellten auch den Altar Odins, welchen sie feierlich und wiederholt mit Christus vertauscht hatten, von Neuem wieder her. Die fürchterlichsten Verwüstungen erst, welche das Heer der Franken in den Elbgegenden angerichtet, brachten sie zur Besinnung zurück. Neue Schwüre und Geiseln. Neue Entschlüsse des Treubruchs und Abfalls. [795] Es bedurfte kaum zwei Jahre darauf einer abermaligen Heerfahrt, um den ewig wiederkehrenden Geist des Widerstandes zu brechen. Mit Franken und mit Obotriten erfocht Karl zwischen der Elbe und Weser blutige Siege. Erst im Jahre 803 kam ein endlicher und dauerhafter Frieden zu Stande. Die Sachsen schwuren in dem Vertrag dem alten Götterdienste für immer ab, und bekannten sich zum Christenthum. Sie blieben frei von aller Zinspflicht, mit Ausnahme des Zehnten, welcher den Priestern von Jedermann entrichtet werden mußte. Den Bischöffen versprachen sie unverbrüchlichen Gehorsam. Grafen und Sendboten des Königs richteten sie fortan nach ihren eigenen Gesetzen. Das politische Verhältniß, in welches sie zu den Franken zu stehen kamen, war demjenigen der Allemannen und Baiern völlig gleichgestellt. Um von dieser Seite völlig sicher zu seyn, entschloß Karl sich zu der fürchterlichen Maßregel, welche in ähnlichen Fällen mehr als einmal an Völkerbeherrschern als eine Handlung von Grausamkeit erster Größe verdammt worden ist. Ueber 10,000 überelbischer Sachsen, genommen aus der Reihe derjenigen, welche man für die Hartnäckigsten gegen die Idee der Vereinigung mit den Franken hielt, führte er aus den Wohnsitzen ihrer Väter hinweg, und sendete sie nach verschiedenen Theilen des Reiches. Daher noch heut zu Tag die vielen Orte, deren Namen jenen der Sachsen trägt. Die Herzen der im Urlande Gebliebenen machte er nach und nach sich durch Großmuth und Freigebigkeit geneigt. Dadurch, daß er die alten Gesetze

und Gebräuche ehrte und ihre Tapferkeit hervorzog, und in fernen Kriegen, welche er geführt, ihr Spielraum zu rühmlichem Wetteifer mit den Franken eröffnete, gewann er endlich auch ihren Stolz. Die überwiegende Größe seines Geistes selbst, sein in der Welt rings gefeierter Heldensinn und der Zauber seiner Persönlichkeit lehrten, nachdem die geschlagenen Wunden nur erst vernarbt, Bewunderung gegen den Mann des Jahrhunderts. Aber wir kehren nunmehr zu andern Begebnissen zurück, welche zum Theil noch vor Beendigung dieses langjährigen verzweiflungsvollen Kampfes auf verschiedenen Seiten stattgefunden haben.

Hadrian, der Bischof von Rom, des Königs warmer und standhafter Freund, war im Jahr 790 gestorben, nachdem er gegen den Wankelmuth des römischen Volkes und gegen den Haß einer Reihe von Feinden durch Karl kräftig geschützt, und wiederum getreuer Hüter des Gehorsams der Italiener und der Unpartheisamkeit der Griechen geblieben war. So eben im Begriffe, den Pabst durch Uebersendung eines Theils der Avarenbeute zu erfreuen, empfieng er die Boten des neugewählten Bischofs, Leo III. Sie überbrachten die Schlüssel zum Grabe des heil. Petrus, die Fahne der Stadt Rom und mehrere andere kostbare Geschenke. Zugleich hatten sie den Auftrag, König Karl feierlich zu ersuchen, daß er durch Abgeordnete den Eid der Treue von Seite des römischen Volkes empfange. Solches geschah. Nicht lange darauf jedoch sah Leo sich genöthigt, des Königs Schutz für seine eigene Person anzurufen. In den Edeln und in den Bürgern Roms war noch eine Spur des alten republikanischen Stolzes, wenn auch minder die Kraft der Freiheit heimisch. Die Gothen, der Griechen und der Longobarden ledig, sahen sie mit Unmuth sich in ein neues gedoppeltes Joch, des Pabstes und des Frankenkönigs zugleich, gezwängt. Es offenbarte sich darum ein Geist des Widerstandes, welcher in den alten Namen der Republik sich gefiel, und unter mannigfach veränderten Umständen und Namen der teutschen Herrschaft im Innersten gehaß und aus dem Wechsel der Dinge zwischen Pabst und Kaiser häufig augenblicklichen Gewinn ziehend, bis in's

fünfzehnte Jahrhundert sich forterhielt. Da aber dieser Geist keineswegs die Masse der Bevölkerung lebenskräftig durchdrungen hatte, und die Entnervung der Sitten und die Angewöhnung der Knechtschaft über die Lust zur Unabhängigkeit siegten, so wurde dies Werk der Grossen jederzeit entweder durch die Politik der Päbste und das Schwert der Teutschen, oder durch Verräther aus der eigenen Mitte und die Verkäuflichkeit der Menge wiederum zerstört. Von dieser Opposition gieng das Benehmen gegen Leo III. aus. Seine Wahl hatte mißfallen: eine Anzahl Edler mißhandelte ihn öffentlich während eines priesterlichen Festzugs auf eine ungemein harte Weise. Kaum wurde der Pabst aus ihren Händen gerettet. Karl nach erhaltener Kunde lud den Flüchtling zu sich nach Teutschland ein, und beschloß, auf den Rath seines Freundes Alkuin, dieser Angelegenheit die möglichste Sorgfalt zu widmen.

In der That erschien Leo zu Paderborn, und wurde, durch das erduldete Unglück und die noch sichtbaren Narben doppelt ehrwürdig, mit ungewöhnlicher Ehrerbietung empfangen. Der König versprach glänzende Rache. Und alsbald folgte er auch dem Zurückkehrenden mit Heeresmacht auf dem Ferse. Er züchtigte die Frevler auf abschreckende Weise. Der Bischof ward in alle Würden und Rechte wieder eingesetzt. Solch schneller Beistand in der Noth stimmte Leo zu glänzender Dankbarkeit. Der Pabst gedachte der alten Zeiten und des neuen Zustandes der Dinge, der Unsicherheit des griechischen Schutzes und der Verwaisung des Abendlandes. Die Kirche sehnte sich nach einem kräftigen Hort. Der kriegerische König der Teutschen bedurfte einer höhern Weihe für seine Eroberungen in den Augen der überwundenen Völker. So stellte sich den die Nothwendigkeit der Wiederherstellung des römischen Reiches, zum mindesten im Abendlande, dar.

Das Fest der glorreichen Geburt des Weltheilandes wurde in der Nacht zwischen dem siebenhundert neun und neunzigsten und dem achthundertsten Jahre, in der Kirche des heiligen Petrus feierlich begangen. Die gläubige Menge in schweigender Andacht lag auf den Knieen. Auch der König betete

vor dem Hochaltar. Da trat, als er aufstehen wollte, der Pabst mit einer kostbaren Krone zu ihm, und krönte ihn mit derselben. Und alles Volk, des Geschehenen hoch aufjubelnd, rief dreimal: „Karln, dem von Gott gekrönten Augustus, dem Großen und friedfertigen Kaiser der Römer, Heil und Sieg!“ — Der König, nach den Behauptungen seiner vertrauten Lebensbeschreiber, ohne die geringste Wissenschaft von dieser vorbereiteten Feierlichkeit, fügte sich dem Geschehenen in Demuth. Er ordnete sofort die Angelegenheiten Roms und Italiens mit Kraft und Einsicht. Und nachdem dies geschehen, reis'te er, begleitet von seinem Sohne, Pippin, nach Teutschland zurück, und schlug in seinem Lieblingsorte Aachen die kaiserliche Pfalz auf.

Sein ferneres Streben gieng nunmehr größten Theils auf Befestigung der erworbenen Macht, auf zweckmäßige Eintheilung des Reiches, auf weise Gesetzgebung, auf kräftige Rechtspflege, auf gründlichen Unterricht und die Sittigung der durch langen Kampf tiefverwilderten teutschen Völker. Ehe wir jedoch in das Einzelne dieses wichtigen Abschnittes eingehen, wird es der Einheit des Ganzen förderlicher seyn, noch den politischen und kriegerischen Theil in Karls Leben bis zu Ende zu verfolgen, und an die Parthie, welche ihn als Regent und Gesetzgeber darstellt, zugleich die Schilderung seines Privat-Charakters und des welthistorischen Werthes seiner Erscheinung zu reihen.

Die erste wichtige Maasregel Karls, nach Ordnung der italienischen Angelegenheiten, war bei seiner Rückkehr, die Festsetzung der Erbfolge in seinen Ländern. Die letztern wurden unter seine Söhne vertheilt, und zwar also, daß auf den Fall des Hinscheidens eines derselben, mit Hinterlassung eines Sohnes, den das Volk zum Herrscher sich begehrte, dieser Erbe der Staaten seines Vaters werden und keiner der Agnaten daran ihn hindern sollte. Bei dieser Anordnung gedachte Karl des Beispiels, welches in seiner eigenen Person von den Franken gegeben wurde, als sie die Kinder seines Bruders Kar-

loman von allem Antheil Pipins des Kleinen Erbe ausschlossen und ihn zum alleinigen Monarchen ausriefen. Den Hauptbestimmungen in der Art der Erbfolge folgten noch mehrere andere erläuternde und durch dieselben bedingte, für zweifelhafte Fälle und gedenkbare Streitigkeiten. [806].

Nachdem einer der wesentlichsten Punkte, welcher mit der Glückseligkeit seiner Länder und der Ruhe seines Hauses so innig zusammenhieng, bedacht worden war, sendete der Kaiser Pippin nach Italien, Ludewig nach Aquitanien und den ältesten Sohn, Karl, nach dem Lande der Sorben, einer slavischen Nation, welche gegen sein Machtgebot sich aufgelehnt. Nach kurzem Widerstand besiegt, huldigten sie und stellten Geiseln. Zwei feste Schlösser, Magdeburg und Halle, von denen im Verlaufe der Zeit sohin die zwei berühmten Städte dieses Namens ihren Ursprung erhielten, hüteten den künftigen Gehorsam der Sorben.

Als auch von dieser Seite dem Waffenruhme Karls neuer Zuwachs gekommen war, beschloß er die Demüthigung von zwei der gefährlichsten Feinde des durch ihn gegründeten römisch-teutschen Reiches, der Sarazenen und der Normannen. Erstere, von Afrika aus unaufhörlich wider die größern Inseln und Küstenorte Italiens thätig, wurden erst im zweiten Jahre, und zwar durch eine Flotte besiegt, welche der Stallmeister des Kaisers, Burkard, nach einem korsikanischen Hafen führte. Die Sarazenen waren jedoch durch diese Niederlage mehr abgeschreckt als gebändigt. Sie kehrten bald, zumal ermuthigt durch die Ohnmacht der meisten Nachfolger aus Karls Geschlechte, wieder. Größere Hindernisse fand man bei Bekämpfung der streitbaren und seekundigen Normannen, den Männern des Nordens, von deren Charakter und Hauptbeschäftigung wir schon in Karl Martels Lebensgeschichte zu reden Anlaß genommen haben. Die Normannen vergaßen des alten Hasses, welcher sie für und für gegen die Sachsen, ihre Nachbarn und größtentheils Religionsverwandten, sonst wohl getrieben hatte. Die täglich steigende Macht der Franken erregte zuerst Eifersucht, hierauf Besorgnisse. Sie warfen sich demnach zuerst auf die obotritischen Slaven. Als die getreuen Bundesgenossen

des Kaisers, zumal in dem Kriege gegen die Sachsen, und als Abtrünnige von dem gemeinsamen Bunde der Slaven wider den Feind ihrer Freiheit, hatten sie sich ihres Hasses doppelt würdig gemacht. Viele andere Völker slavischen Stammes, wie die Linonen, Smeldinger und Wilzen, der Obotriten alte Feinde, gesellten sich den Normannen bei. Aber trotz der angebornen Tapferkeit dieser kriegsbündischen Nationen hielten sie dennoch den Andrang der Waffen des Kaisers nicht aus, als dessen Sohn Karl die Elbe übersetzte und alles Land der Smeldinger und Linonen mit Feuer und Schwert verwüstete. Die Normannen, jeden Gedanken von Eroberungen sich entschlagend, lernten das Verhältniß ihrer Kräfte nunmehr besser schätzen, und erkannten die Nothwendigkeit, ihr eigenes Land fortan in wehrhaften Zustand zu setzen. Ein ungeheurer Wall, mit tiefen Graben und zahlreichen Gehegen, welcher von einem Meeresufer zum andern sich hindehnte und welcher viele Jahrhunderte hindurch das Bollwerk des dänischen Reiches bildete, wurde durch die Sorgfalt König Gottfrieds aufgebaut. So entstand das berühmte Danawirki. Noch jetzt zeugen einzelne Trümmer von ihm und den Kämpfen, welche bald für Odin, bald für Christus, bald für die Tyrannei, und bald für die Freiheit von Völkern des Nordens inner- und außerhalb seiner Mauern gekämpft worden sind.

Obgleich glorreich im Beginne, war der erste normännische Feldzug keineswegs in seinen Folgen noch entscheidend gewesen. Der Kaiser rüstete sich, in Person wider sie anzuziehen. Aber die Landung König Gottfrieds mit 200 Schiffen in Friesland und seine Drohung, selbst nach Aachen, Karls vornehmster Pfalz, ziehen zu wollen, änderte des Letztern Plan und machte das Schicksal des Feldzuges etwas ungewiß. Karl entschloß sich, statt durch einen Einbruch in Skandinavien, wie er früher für zweckmäßig gehalten hatte, seinen Gegner zur Rückkehr zu zwingen, geradezu in Friesland selbst ihn aufzusuchen. Jedoch noch früher, als er ihn traf, kam die Kunde, die Feinde hätten ihren eigenen König, Gottfried, erschlagen, weil er nach tyrannischer Gewalt gestrebt, und seyen aus Friesland nach Dänemark zurückgekehrt. Der Nachfolger des

Dänenkönigs, Hemming, sandte Boten zu Abschluß eines Friedens. In der That kam er gleich darauf zu Stande. Die Eider bildete fortan zwischen dem Lande der Normannen und der Teutschen die Scheidegränze. Karl aber ließ, um vor künftigen Seezügen der Normänner die Küsten zu decken, in der Nordsee eine große Flotte bauen. Unmittelbar nach diesen Ereignissen und nach Karls Rückkehr gen Aachen, wurden auch mit den spanischen Sarazenen und mit dem Kaiser von Byzanz Verträge geschlossen. Venedig und die Küste von Dalmatien kamen an die Griechen zurück. Die Slaven, durch die Entfernung Karls zu neuem Widerstande aufgemuntert, fühlten noch einmal die Stärke seines Armes. Alle Feinde von Aussen waren nunmehr besiegt, mit Ausnahme der Normannen, deren furchtbare Bedeutung Karls politischer Seherblick nur zu deutlich erkannte, so wie die Gefahren, welche durch sie in künftigen Tagen Teutschland und Europa drohten. Daher die unaufhörlichen Anstrengungen, eine achtbare Flotte zu Stande zu bringen. Daher die Seufzer, welche aus einem Fenster der Burg zu Köln den verwegenen Wimpeln folgten, welche bis zu dieser Stadt hinan die Fahrt gewagt hatten. In der letzten Zeit seines Lebens — die verhängnißvolle Stunde rückte dem greisen Monarchen immer näher — beschäftigte ihn ganz besonders das Wohl der Kirche und die Pflege des öffentlichen Unterrichts. Privatsynoden von Bischöfen und Aebten, welche er zusammenrief, und welche sich der Erklärung nicht schämten: „daß sie seiner Hülfe und Lehre bedürftig wären," ordneten zeitgemäße Reformen an. Ein großer Reichs-
813 tag, gehalten im Jahre 713 zu Aachen, sollte, nachdem Karl und Pippin gestorben, dem jüngsten Sohne, Ludewig, die Thronfolge sichern und alle durch jenes Ereigniß etwa veranlaßten Schwierigkeiten beseitigen. Als er von allen Großen deßhalb die beruhigendsten, leider aber, wie die Folge wies, so lügenhafte Zusicherungen erhalten hatte, gieng der Kaiser, mit allen Zeichen seiner Würde, in die Kirche und verrichtete in Andacht sein Gebet. Darauf wendete er sich, in Gegenwart einer zahlreichen Menge Volkes, zu Ludewig, seinem Sohne, und mahnte ihn mit eindringlichen Worten: Gott

zu lieben und zu fürchten, der Kirche in allem Beistand zu leisten, seinen Schwestern und Brüdern (worunter die natürlichen Söhne des Kaisers verstanden waren) mit Wohlwollen zu begegnen, die Priester zu ehren, gleich Vätern, das Volk zu lieben gleich seinen Kindern, Hoffärtige und Herzverstockte durch Güte oder Gewalt auf den Weg des Heils zu führen, Klöstern und Armen Trost zu verleihen, nur Beamte von erprobter Treue und Frömmigkeit zu bestellen, keinen seiner Vassallen oder Unterthanen seines Lehens oder seines Amtes ohne reifliche Untersuchung zu berauben, und für seine eigene Person selbst in Unsträflichkeit vor Gott und den Menschen zu wandeln. Nachdem Ludewig gerührten Herzens all' diesen weisen Räthen des Vaters unverbrüchliche Folge verheissen, befahl dieser ihm, die königliche Krone selbst vom Altare zu nehmen, auf dem sie lag, und auf das Haupt sich zu setzen. Die Scene rührte alle Herzen, und nimmermehr ahnend, welch' schneidender Kontrast nach einer Reihe von Jahren das Verhältniß des jungen Regenten zu seinen eigenen Söhnen bieten werde, empfieng derselbe die Glückwünsche des versammelten Volkes.

Nachdem Karl über die Nachfolge Bernhards, des Sohnes von Pippin, im Lande Italien, noch Anordnungen getroffen und mit wissenschaftlichen Arbeiten mehrfach sich beschäftigt hatte, wurde er, gleich zu Anfang des Jahres 814, von einem Fieber und von heftigem Seitenstechen überfallen. Stets gewöhnt, die langsame Hülfe der Natur, mittels Enthaltung von aller Speise abzuwarten, verschmähete er auch jetzt den Beistand der Aerzte. Aber die Beschaffenheit eines erschlafften, morschen Körpers ertrug das Fasten nicht mehr. Er unterlag am siebenten Tage, im siebzigsten Jahre seines Lebens, im sieben und vierzigsten seines Regentenlaufes. Seine Hülle ward mit aller Pracht jener Tage in der Kirche der heiligen Gottesmutter zu Aachen beigesetzt. Lange noch staunte die Welt dem dahingeschwebten Riesengeiste nach, mit einer Trauer, welche kund gab, wie verwaist sie sich fühlte, seit der gewaltige Lenker ihrer Verhältnisse, der mit solchen Mitteln, als ihm zu Gebote standen, so Großes gewagt und erreicht hat, dessen

Reich vom Ebro in Spanien bis zum Raab in Ungarn, und von der Eider im Norden bis zum italischen Meere im Süden reichte, nicht mehr unter ihr weilte, und wie wenig sie sich ohne denselben zu recht zu finden wisse. Mit Recht gab sie ihm den Namen des Großen und die Kirche den Rang eines Heiligen, da ein Gesetzgeber, welcher sich selbst durch eigene Kraft und verwilderte Völker durch Beharrlichkeit und Umsicht bildete, ein Wohlthäter des Menschengeschlechtes in der edelsten Bedeutung zu nennen ist. „Ihm hatte, so schreibt einer der edelsten Schriftsteller unserer Zeit, *) das Schicksal einen erhabenen Beruf angewiesen, und mit Geist ward er von ihm aufgefaßt und mit seltenem Muthe ausgeführt. Die Weltgeschichte kennt vielleicht mehrere, die ihm an der natürlichen Ausstattung glichen, durch welche große Dinge geschehen; aber nur wenige führt sie auf, deren Wirksamkeit in der Zeit so lange nachgeklungen und für die geistige Kultur der Völker so tief und umfassend gewuchert hätte. Was von seinen Vätern vor ihm geschah, zeigte sich, nachdem er einmal aufgetreten war, nur als Vorbereitung, und erhält seinen Sinn und seine Entwicklung erst in ihm. Es war ihre Aufgabe, dem Manne die Bahn zu brechen, und einen Wirkungskreis zu bilden, der aus den Trümmern durch die nordischen Völkerschwärme zerstörten alten Welt eine neue schaffen, und in sie Licht, Recht, Ordnung und Bestand bringen sollte. Diese Schöpfung war nur dadurch möglich, daß Gallien, Teutschland und Italien von demselben Bande umschlungen, die Völker von germanischem Stamme unter einem Haupte vereinigt, den Hunnen im Osten und den Sarazenen im Westen feste Dämme vorgebaut, Kirche und Staat innig verflochten, alles der Herrschaft eines neuen Gesetzes unterworfen, und dann unter dem Schutze solcher Macht die geistige Erziehung der Völker begonnen wurde. Dieses große Werk hat Karl unternommen: und indem er es dachte, ist sein Geist die Bewunderung, und indem er es ausführte, ist seine Kraft das Erstaunen aller Jahrhunderte geworden.“

---

*) Pabl. Herda. B. I. pag. 97.

Man hat Karl dem Großen mit vielem Unrecht seine blutigen Kriege, und zumal die furchtbaren Maaßregeln gegen die Sachsen bitterer, als manchem Helden der neuern Zeit die aus kalter Kabinetsberechnung und aus irgend einem untergeordneten, nicht selten unlautern Beweggrund unternommenen Kämpfe vorgeworfen, und die oberflächliche Art, mit der von einem großen Theile moderner Schriftsteller das Mittelalter im Allgemeinen gewöhnlich abgeurtheilt wird, hat sich ganz besonders an seinem größten Manne und dem ersten Helden der teutschen und der französischen Nation versucht. Es läßt sich zwar nicht läugnen: Karl der Große hat die alte teutsche Freiheit gänzlich zerstört, er hat häufig der Zeit vorgegriffen; er ist oft wenig schonend zu Werke gegangen; er hat gebieterisch durch das Schwert erzwungen, was nur aus freier Uebereinstimmung der Menschen hervorgehen kann, wenn es zur Reife gedeihen soll; es haben bei weitem nicht alle Einrichtungen ihn überlebt, ja er hat durch seine eigene Unternehmungen seine Gründungen selbst zerstört, oder den Saamen der Zestörung wenigstens ausgestreut. Aber war wohl die Freiheit, welche er bei den Teutschen vorfand, des Erhaltens werth? Und wer will von einem Kriegsfürsten verlangen, daß er langsam und vorsichtig da aufbaue, wo im andern Augenblick Rohheit und Barbarei zerstörend entgegentritt? Und wer mag es endlich dem Manne, durch den Licht und Kraft in die Mitte seiner Staaten kommt, der die Völker gleichsam zu sich empor hebt, und von dessen Wirksamkeit nach Jahrhunderten noch wohlthätige Spuren sich zeigen, zum Vorwurf machen, wenn es seinen Nachfolgern an Geist und Kraft gebricht, die begonnene Blüthe zur Frucht zu zeitigen? Ueberdies muß man bei Beurtheilung Karls des Großen, um ihn gehörig zu würdigen, sehr ihn Betrachtung ziehen, wie das Reich der Franken entstanden ist, nämlich aus Eroberung und Unterjochung.

Der Sachsenkrieg war das Werk gebieterischer Umstände und einer politischen Nothwendigkeit. Ausserdem bestanden vor Karls Thronbesteigung feierlich beschworne Verträge, welche den faktischen Zustand der Dinge, die Unterwerfung unter des fränkischen Reiches Oberhoheit, legitim gemacht

hatten. Der Umstand, daß ein Theil sie brach, und während mehr als dreißig Jahre keinen Eidschwur heilig hielt, gab dem andern das Recht zu gewaltsamen Maaßregeln. Die Moral und die Humanität muß von den Gräueln, welche dieselbe begleiten, das Auge wenden, aber die Nothdurft des Ganzen und eine höhere weltgeschichtliche Idee rechtfertigen sie. Die Longobarden fielen durch dasselbe Recht des Stärkern, welches ihnen selbst über Italiener und Griechen Sieg und Herrschaft gegeben. „Wenn Karl auf solche Weise, das heißt durch die Schärfe des Schwertes, vieles erworben hat, dessen Eroberung nicht in seinen Planen lag, bleibt seinem Verstande doch das Verdienst, das die durch die Erfolge von Bewunderung ergriffenen Historiker ihm bisher zuerkannt haben. Denn selten erwerben die klügsten Köpfe gerade das, was sie sich vorsetzen, oder worauf sie ihre Maschinen anlegen. Sie werden es nur zu oft inne, daß die Macht des Menschen nur im Denken liege, das Lenken aber von einer andern Macht abhänge, die durchaus kein menschliches Gesetz annimmt. Die Vortheile, die diese Macht dem Menschen darbietet, zu verstehen, zu ergreifen und zu benützen, das ist gewöhnlich der Triumph der Klugheit, und diesen Triumph müssen wir dem Eroberer Karl in seinem höchsten Glanze zuerkennen. Das Glück reichte ihm keine seiner Gaben umsonst, und jeder seiner Einladungen kam er gierig entgegen. Es mochte ihm auch nur den Saum eines Gutes darbieten, er ergriff es sogleich in seinem ganzen Umfang, und er verschmähte kein Mittel, was ihn in diesen Besitz setzen konnte, ohne Zweifel in der Erinnerung, daß der Glückliche nie in Verlegenheit kömmt, wenn von einer Rechtfertigung seines Betragens die Rede ist. Dabei konnte sich Karl, nach dem Geiste seiner Zeit und nach dem Charakter seiner von tiefer moralischer Verderbniß befangenen Nation vieles erlauben, was unsern jetzigen Begriffen von Ehre und Recht widerstritte. Der Krieg war nichts anders, als Raub im Großen; der Uebewundene hatte alles verloren, wenn der Sieger wollte, selbst sein Leben; und wenn sein Blut auf Befehl des Ueberwinders floß,

so geschah ihm nichts weiter, als was er selbst anerkannt hatte, als er die Waffen ergriff.“ *)

Am Abende seines Lebens reichte das Gebiet Karls M. vom Raabfluß in Ungarn bis zum Ebro in Spanien, und von der Eider, welche bis zu unsern Tagen die Gränze zwischen Teutschland und Dänemark geblieben ist, bis an die Tiber; und alles Land, was zwischen diesen Punkten mitten inne lag, war ihm unmittelbar unterthan. Es kamen Gesandte von den fernsten Völkern, aus Persien, Mauritanien und Palästina, um seiner Größe zu huldigen, und seine Weisheit, ohne die man solches Glück nicht für möglich hält, zu ehren. Die Nationen trugen schweigend sein Joch, weil er, wenn Gott nicht in ihm war, nicht mit dieser unwiderstehlichen Macht auf sein Zeitalter wirken konnte; und wer ihm auch übel wollte, der mußte vor ihm verstummen, seitdem es aller Welt offenbar geworden, daß der Sieg an seine Fahnen gebannt war. **)

Die alte Verfassung des Frankenreiches erlitt durch Karl wesentliche Aenderungen und empfieng einen bedeutend monarchischen Charakter. Der alte, häufig zerstörende und widerstreitende Freiheitgeist des Volkes ward fortan in die Herrschaft geschriebener Gesetze gezwängt. Der König bildete den Mittelpunkt der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt, wie des Staates überhaupt. Sein Name wurde die Seele der Verwaltung. Es verschwanden die der Einheit einer großen Monarchie gefährlichen Herzogthümer. Die Zahl der Arimannen, die sich zwar noch immer selbst öffentlich richteten, minderte sich und die Aristokratie ward durch die vermehrte Menge der Ministerialen im Zaum gehalten. Das Reich, in viele kleinere Bezirke, unter Aufsicht der Grafen und Bischöfe, eingetheilt, erfreute sich genauerer Rechtspflege. Die königlichen Sendgrafen (Missi regii), in der Regel seine

---

*) Pabl. Herda. B. I. pag. 111.
**) Pahl a. a. O.

vertrautesten Vasallen, eine Art wandernden Ephorates, und dazu eingesetzt, von Zeit zu Zeit den Zustand der Gaue an Ort und Stelle selbst zu untersuchen, wachten über Beide. Der Unterschied der Stände milderte sich durch den Gedanken des einen unbedingten Gehorsams unter das Gebot des Königs. Die Reichsversammlungen, deren Zeit und Dauer er willkührlich bestimmte, und nicht mehr, wie früher, von der Gesammtheit besendet, sondern nur aus seinen Reichsbeamten und Vasallen bestehend, gaben fortan mehr Gutachten, als Verordnungen. Er selbst gab Gesetze, ließ Kapitularien niederschreiben, entschied über Krieg und Frieden, und was er beschlossen, das durften die Arimannen auf dem gewöhnlichen Maifelde nur bestätigen. Mit diesen Reformen hingen auch diejenigen zusammen, welche im Kriegswesen zahlreich vorgenommen wurden. Es kam in dieselbe mehr Einheit und Nachdruck. Uebrigens suchte Karl, bei all diesen Beschränkungen der alten Nationalfreiheit, stets mehr durch die Meinung, als durch Gewalt zu herrschen und blieb bei aller Fülle und Macht in den Schranken der weisesten Mäßigung.

Dem Glauben seiner Väter aus ganzer Seele treu, kannte der Kaiser kein höheres Ziel, als die Ausbreitung des Christenthums und den Ruhm der Kirche. Für sie dachte, stritt und schlachtete er. Aber obgleich der Kirche unterwürfigster Sohn, handelte er dennoch in Kirchensachen nicht minder willkürlich, und bekämpfte die an ihr sichtbaren Gebrechen. Er hielt den Bischof zu Rom, dessen Stuhl er schmückte, und die Priester, denen er Gaben, Ehren und Freiheiten spendete, mit starkem Arm in den gebührenden Schranken. Er betrachtete sich auch in geistlichen Angelegenheiten als Vorstand, nicht nur als Beschützer der Kirchen. Daher leitete er persönlich und ohne Widerstand die meisten Synoden der Bischöfe jener Zeit. Er trennte die Kirchenversammlungen von den Maifeldern und von den Placitis, damit nicht das Volk, sondern nur er allein Einfluß auf sie übte. Solche Kirchenversammlungen hielt er 792 zu Regensburg, 794 zu Frankfurt, 813 zu Mainz.

Hier ordnete er das Innere des Kirchenwesens. Pabst und Klerus gehorchten ihm; Mönche und Weltgeistliche mußten sich der neuen Sittenverbesserung unterwerfen. Er schärfte die Kirchenstrafen, suchte dem Müssiggang und der Lüderlichkeit der Mönche und Pfaffen Schranken zu setzen, und hielt sie zu einer höhern wissenschaftlichen Bildung an.

Die Anstrengung für die Geisteskultur seiner Völker bilden den glänzendsten Edelstein in seiner Krone. Er kämpfte mit der Barbarei und Unwissenheit seines Jahrhunderts den glorreichen Kampf, den je ein Bildner der Sitten vor und nach ihm bestanden. „Die Weisheit der alten Welt, die Geschichten der Vorzeit, was Philosophie und Gesetzgeber erdacht und ausgeführt, der tiefere Blick in die Natur, die Sprachen seiner Völker, das war seine liebste Erholung und sein Studium; und in seinen Lagern und in der Stille seiner Meyerhöfe lag er der Betrachtung dieser Gegenstände ob. Ein schöner Kreis gelehrter Männer, unter denen die Eginharde, Richulfe und Angiberte, die Turpius, Alkuine und Luitprande hervorglänzten, umgab den großen Mann, und bildete eine Art Akademie um ihn her. Selbst seine Hofdamen beschäftigten sich mit den Wissenschaften. Der Kaiser galt für einen der kenntnißreichsten Männer unter den Franken.“

Diesen Sinn nach wissenschaftlicher Ausbildung suchte er, von Alkuin, seinem Vertrauten, kräftig hierin unterstützt, ganz besonders unter den Geistlichen und Edeln rege zu machen. Der öffentliche Unterricht war eine der Hauptsorgen seines Herzens. Reichenau war die Ritterakademie jener Zeit. Sammlungen von alten Sagen und Liedern und von Handschriften, die aus den wilden Zeitströmen sich gerettet, unterstützten sein Bemühen, in den Wäldern Teutschlands das Licht der Erkenntniß zu verbreiten. Er war der Schöpfer einer neuen Epoche für unsere Muttersprache, die keinem Fürsten späterer Jahrhunderte Größeres verdankt. „Die Kultur nahm einen kräftigen und raschen Sprung. Was auch später absichtlich unter-

nommen wurde, oder zufällig erfolgte, um sie zu hemmen, so konnte Karls Werk nicht mehr ganz vertilgt werden. Die ganze folgende Bildungsgeschichte der abendländischen Nationen ist eine ununterbrochene Fortsetzung des von ihm gemachten Anfangs."

"So sehr das Große im Leben und in der Wissenschaft seine Kräfte anzog und beschäftigte, so verschmähte er doch das Einzelne und das Besondere nicht, und mit einer Bewunderung erregenden Emsigkeit ordnete und verwaltete er Angelegenheiten, die oft Menschen, welche unermeßlich unter ihm stehen, ihrer Aufmerksamkeit für unwürdig halten. Seine Gesetzgebung umfaßte alle Gegenstände der menschlichen Thätigkeit mit oft mühsamer Erschöpfung des Details, und sie war, wie wir wissen, selbst bis auf den Buchstaben, sein eigenes Werk. Um den Ackerbau, die Handwerke und den Handel emporbringen zu können, erwarb er sich die genaueste praktische Kenntniß von allen Beschäftigungen des gemeinen Lebens, und drang in die Geheimnisse ein, die nur dem Geübten offenbar werden. Zu den Gebäuden, die er aufführte, entwarf er selbst die Risse, und hielt die Arbeitsleute unter dem eigenen strengen Auge. Es gab für ihn, der alles in seiner Beziehung auf das Große betrachtete, nichts Kleines. In allem blieb er der Sitte seines Volkes treu. Seine Kleidung war einfach und prunklos. Sein Haus glich dem eines fränkischen Gutsbesitzers. Pracht zeigte er nur dann, wenn er in seiner königlichen Würde erschien, zum Beweise, daß nicht sein Herz sie wollte, und daß er seinen Ruhm in andern Dingen suchte, als in der äußern Gestalt."

Seine Pfalzen, namentlich Aachen, Ingelheim, Mainz, Nimwegen, wo er Palläste, Gärten, Aecker, Wiesen, Weinberge, Wälder durch seine Knechte verwalten ließ, dienten dem ganzen Reiche als Muster guter Haushaltung und Feldwirthschaft. Seine Töchter mußten weben und sticken und das Hauswesen besorgen, um auch hierin allen Weibern des Landes zum Vorbild zu dienen.

Dieser große Mann, so glanzvoll in seinem Auftreten als Eroberer, so weise als Regent, so besonnen als Gesetzgeber, so liebenswürdig in seinem Privatleben, war von mächtigen Leidenschaften des Herzens nicht frei, und sie übten über ihn eine Gewalt, welche nicht selten frevelhaft und räthselvoll erscheint. Sie verführten ihn darum auch zu minderer Hut über die Reinigkeit der Sitten seines Hauses, als mit Religion und Anstand verträglich schien. Doch ist dies der Schatten des riesenhaften Lichtes, eine Ausgleichung des unermeßlichen Reichthums an Geist und Kraft mit der Armuth des übrigen Geschlechtes.

Karl war eine kräftig schöne Gestalt. Er soll 7 Fuß hoch gewesen seyn, und der Geübteste in jeder Turn- und Waffenkunst überwand nicht nur sein gebildeter Geist, sondern auch sein starker Arm jeden im Volke. Die schwere Eisenlanze war ihm leichtes Spielwerk, im Schwimmen that es keiner ihm gleich. Bis in sein hohes Alter erhielt er seine Kraft, die er täglich übte. Ehrfurcht erfüllte jeden in seiner Nähe. Weisheit und Majestät thronte auf seiner klaren breiten Stirne; niemand konnte dem Feuerblick seines großen Auges widerstehen. Er war zum Herrscher geboren.

So scheiden wir denn mit dem überwiegenden Gefühl tiefster Bewunderung von ihm, der zwischen alter und neuer Zeit in der Geschichte seines Volkes den Uebergang bildet.

Winfried Bonifacius. *

Bereits im vierten Jahrhundert war der milde Geist des Christenthums im ganzen römischen Reich verbreitet und selbst schon zu einzelnen germanischen Völkerstämmen vorgedrungen; wie ein Phönix gieng es trotz des Hasses der Juden und Heiden, trotz aller Strafgesetze und Verfolgungen mancher römischen Kaiser, durch die göttliche Kraft der Wahrheit, die ihm inwohnte, verjüngt aus Tod und Flammen hervor. Das Licht hatte die Finsterniß verdrängt und die heidnischen Tempel wurden in christliche Kirchen umgewandelt, und die Bekenner dieser neuen geistigen Lehre sittlicher Veredlung näher geführt. — Noch unter römischer Herrschaft entstanden in Helvetien, Süddeutschland und den Rheinlanden prachtvolle Kirchen und ansehnliche Bischofssitze, namentlich in den Städten: Chur, Windisch [später Kostnitz] Basel,

*) Quellen: Bonifacii epistol. ed. N. Serrarius, Mogunt. 1605. ibid. 1629. 4° — ordine chronologico dispos. not. et var. lectt. illustrat. Steph. Alex. Würdtwein ibid. 1789. — Vita Bonifacii auct. S. Wilibaldo (um 760) in Canisii lection. ant. ed. J. Bosnage Tom. II. P. I. pag. 227. — Vergleiche J. F. Chr. Löfflers Bonifacius. Gotha 1812. 8° S. 161 u. ff. Ludens Geschichte d. teutschen Volkes. 4ter Bd. S. 75 u. ff. Gotha 1828. und J. M. Schröckhs Kirchengeschichte 19r Thl. S. 161 u. ff.

Augsburg, Seeben [später Brixen] Lorch [nachher Passau] Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Trier, Andernach, Bonn, Köln und Tongern [nachher Mastricht und dann Lüttich]. — Allein das eigentliche Teutschland zwischen der Donau und dem Rhein blieb noch lange heidnisch, wenn gleich seit den Stürmen der Völkerwanderung und der fränkischen Oberherrschaft das Christenthum in Baiern und Schwaben einigen Eingang fand. Erst seit dem Anfang des siebenten Jahrhunderts ward durch unabläßige Bemühungen angelsächsischer, schottischer und irländischer Priester, die, von frommem Eifer beseelt, dem Pabste treu ergeben und an strenge Zucht gewöhnt, keine Mühe und Gefahren scheuten, die Bekehrung teutscher Völker allgemein, zumal seit die fränkischen Fürsten diese Bekehrung als ein wesentliches Beförderungsmittel ihrer weltlichen Herrschaft erkannten und darum jene heiligen Männer in ihrem hohen Berufe nach Kräften unterstützten. So waren Columban [610 zu Bregenz] Kilian und Emmeran [† 652] zu den Franken und Schwaben, der heil. Gallus [† 646] zu den Helvetiern, zu den Sachsen und Friesen Wilfried, Wigbert, Willibrord, Sudbert und Wulframm gekommen, und hatten durch den Geist der Wahrheit gegen die Anhänglichkeit an das Heidenthum und die alte Freiheit für die Lehre des Christenthums und die fränkische Herrschaft gekämpft. Im achten Jahrhundert aber hat Winfried aus Essex durch seinen Eifer, seinen Muth, seine Beharrlichkeit, wie durch seine Kenntniß und Beredsamkeit das Werk seiner Vorgänger vollendet und um die Kultur unseres Vaterlandes den reinsten Dank der Nachwelt sich erworben. Darum sey auch ihm in der Reihe der Gemälde teutscher Helden eine kleine Stelle geweiht, müssen wir ihn gleich der Geburt nach einen Fremden nennen.

Ums Jahr 670 oder nach andern 683 aus angesehenem angesächsischen Geschlechte zu Kirton in Devonshire geboren, wurde Winfried schon frühe den Mönchen des Klosters Exceter zum Unterricht übergeben. Fleiß und Eifer, Frömmigkeit und reine Sitten zeichneten den Knaben bald vor Allen aus, und von verständigen Aebten geleitet, gewann der Jüngling jene Aus-

bildung des Geistes, jenes gewandte Benehmen, das ihm in allen Ständen Achtung und Ansehen erwarb. Er nahm in dem Kloster Nutchell, dessen Mönche im Rufe großer Gelehrsamkeit standen, das Mönchsgewand des heil. Benedikt, und wurde im Jahre 700 zum Priester geweiht. Bald gewann er unter seinen Kloster-Brüdern, wie unterm Volke den Ruf ausgezeichneter Gelehrsamkeit, so daß ihn der König von England nach einer Kirchenversammlung als Gesandten an den Erzbischof von Kanterbury schickte, um diesem hohen Geistlichen die Beschlüsse jener Versammlung mitzutheilen. Allein die Art seiner Erziehung, der allgemeine Geist unter dem englischen Klerus und das Gefühl der ihm inwohnenden Kraft der Ueberwindung erregten in Winfried das Verlangen nach der Märtyrerkrone. Teutschland bot hiefür noch Arbeit in Menge, und so verließ er das Land seiner Jugend und gelangte im Jahr siebenhundert und sechszehn nach Utrecht, wo sein Landsmann Willibrord, der in gleicher Absicht sein Vaterland verlassen, Erzbischof war. Aber der erste Versuch mißlang. König Ratbod hatte nämlich so eben das westliche Friesland wieder erobert, und sowohl der Krieg, als der Friesen rohe Sinnesart hinderte jede Bemühung dieses eifrigen Priesters, daher er nach einem Jahre in sein Vaterland zurückkehrte. Dort angekommen, bot man ihm die Stelle des Abtes im Kloster Nutchell an, da inzwischen sein Lehrer Wigbert gestorben war. Aber, durchdrungen von seiner Bestimmung, schlug er diese Stelle aus, und eilte, nachdem der fränkische Fürst, Karl der Hammer, über Ratbod gesiegt, in Begleitung mehrerer Ordensbrüder nach dem festen Lande. [718] Durch das Reich der Franken, über die Alpen wandte er sich, von Wilibrord mit Empfehlung und Unterweisungen versehen, an den heil. Vater zu Rom, um sich hier zur Bekehrung der Teutschen bevollmächtigen zu lassen. Sonder Zweifel hatte er auch bereits mit Martell gesprochen, und jener wie dieser erkannten in dem heil. Eifer und der Beredsamkeit dieses Priesters ein Werkzeug in der Hand Gottes, und beeilten sich, den frommen Mann zu unterstützen. Vielleicht hat schon jetzt Winfried von dem heil. Vater den Namen Bonifacius erhalten,

unter dem er eigentlich in Teutschland berühmt geworden ist. Mit einer von Gregor II. im Namen des Fürsten der Apostel ausgefertigten Vollmacht und mit heiligen Reliquien reichlich versehen kam Winfried zuerst durch Baiern nach Thüringen, [719] wo schon im Jahr 685 der Schotte Kilian das Evangelium gepredigt. Heidnischer Aberglauben, arianische Irrthümer, Mangel eines zusammenhängenden Kirchenwesens und besonders das eheliche Leben der Geistlichen waren wichtige Gegenstände der Reformation Winfrieds, der hier überhaupt Heidenthum und Christenthum mit einander vermischt fand. Aber noch schienen die Thüringer für seine Lehre nicht empfänglich, und wenn gleich durch langwierige Kämpfe gegen Slaven auf der einen, und gegen Franken auf der andern Seite erschöpft, wollte es doch Karln dem Hammer jetzt noch nicht gelingen, seine Macht bis hieher auszudehnen, und den päbstlichen Legaten in seinem frommen Werke zu unterstützen. Winfried begab sich deßhalb noch im nämlichen Jahre nach Utrecht zu Wilibrord, da zumal Ratbod indeß gestorben, und Karl Martell das westliche Friesland wieder mit dem Frankenreiche vereinigt hatte.

Nach drei Jahren, in denen er den Erzbischof Wilibrord bei Bekehrung der Friesen treulich unterstützte, kehrte Winfried wieder nach Teutschland und begann sein Bekehrungswerk in Hessen, wo er in Amanaburch [Amöneburg], nachdem er Detdic und Dierolf, die Besitzer dieses Ortes, der christlichen Kirche zugewendet, ein Kloster seines Ordens gründete, und von hier aus mit seinen Gehülfen an den Gränzen der Sachsen predigte, und unter dem Schutze fränkischer Waffen viele tausend Heiden taufte. Pabst Gregor II., dem Winfried durch einen vertrauten Mann, Namens Binna, über den ersten Erfolg seiner Bemühungen berichtete und neue Weisungen begehrte, darüber hocherfreut, berief ihn nach Rom, und weihete ihn nach nochmaliger Prüfung seiner Grundsätze und Lehren, und nach geleistetem Eide der Treue zum Reisebischof. [30. Nov. 723.] Außerdem versah ihn Gregor mit mehreren Schreiben an alle Bischöfe, Presbyter oder Diakonen, an alle Her-

zoge, Burggrafen und Grafen, worin er sie ermahnt, dem ehrwürdigeu Bischof Bonifacius jegliche Unterstützung in dem Werke der Frömmigkeit zu gewähren; der Geistlichkeit sandte er Vorschriften und forderte sie auf, denselben nachzukommen; dem Volke der Thüringer und Alt-Sachsen schrieb er: „er habe ihnen den geweihten Bischof, den lieben Bruder Bonifacius, gesendet, damit er sie in ihrem Glauben leite, von allem Irrthume hinweg zu dem Wege des ewigen Lebens führe und ihre Herzen durch das Wort der Ermahnung erquicke; sie möchten ihn aufnehmen in Jesu Christo unserm Herrn.“ Von größerm Erfolg mußte indeß eine Empfehlung an Karl Martell seyn, der in der Ordnung und Subordination des Kirchenwesens nur seine eigene weltliche Herrschaft befördert sah, und der deßhalb auch gleich an alle Herzoge, Grafen, Vicarien und Beamten des Reiches eine Verordnung erließ, worin er sagt: er habe den Bischof Bonifacius auf dessen Bitte mit freudiger Seele in seinen Schutz genommen, und werde demselben seinen kräftigen Arm verleihen, damit derselbe, wohin er sich begebe, in Karls Liebe und seinem Schutz ruhig und wohlbehalten lebe und wandle.“ Mit diesem Schutzbrief begab sich Bonifacius zunächst nach Hessen, wo er mit fester Entschlossenheit allem Unwesen des Aberglaubens und der Vorurtheile entgegentrat, und voll heiligen Eifers sein Bekehrungswerk fortsetzte. Bei Gaesmere [Geismar] fällte er, umgeben von den Seinigen, in Gegenwart und zur Bekehrung vieler Heiden, mit eigener Hand die Wodanseiche, und bauete aus deren Holze das Bethaus zu Buraburg zu Ehren des heiligen Petrus. Hierauf begab er sich nach Thüringen. Hier war Hetan der jüngere schon um 719 von den Ostfranken aus seinem Herzogthum vertrieben und mit seinem ganzen Stamme ausgerottet worden; viele Grafen, Theobald und Heden an der Spitze, herrschten mit tyrannischer Gewalt über das Volk, und ein Theil des letztern hatte sich sächsischer Herrschaft unterworfen; das Christenthum war fast in Vergessenheit gerathen, und eine Menge Irrlehrer, hauptsächlich Torthnun, Berehthar, Tanbercht und Hunred, bestärkten das Volk in seinem Unglauben. Bonifacius wandte sich an

die Fürsten und Vornehmsten des Volkes, wie er es meistens zu thun pflegte, und bald gelang es auch, den Einfluß dieser Irrlehrer zu schwächen und das Volk im katholischen Glauben zu stärken. Uebrigens scheint Bonifacius nicht selten von seiner, durch den römischen Bischof ihm ertheilten Vollmacht Gebrauch gemacht zu haben, indem die Geschichte erzählt, er habe Priester, die sich seinen strengen Anordnungen nicht unterwerfen wollten, abgesetzt, in Bann gethan und andere an ihre Stelle berufen. Doch ist es wohl sehr unrichtig, wenn manche behaupten, er sey mit einem Kriegsheer nach Thüringen gekommen und habe die Bekehrung durch Waffengewalt erzwungen, während aller Erfolg seiner Bemühungen doch hauptsächlich seinem reinen christlichen Eifer, der Kraft seines lebendigen Glaubens zugeschrieben werden muß.

Die erste Kirche in Thüringen gründete er bei Altenberga [724] und bald darauf [727] das Kloster Ohrdruff in der Grafschaft Gleichen. Gleichzeitig wurde der Grund zu einer Kirche in Erfurt, und ums Jahr 731 zu denen in Greuschen, Gebesee und Tretenburg gelegt; alte Kirchen wurden nach der neuen Weise eingerichtet, und Klöster als eigentliche Pflanzschulen für die neue Lehre damit verbunden, und von diesen aus für die Verbreitung des Christenthums bis zu den Grenzen der Slaven hin gewirkt. Der Ruf dieses heil. Mannes verbreitete sich bald zu entfernten Ländern, und aus England zogen viele Männer her, um ihn in seinem frommen Werke zu unterstützen. So die Brüder Wunibald und Wilibald, Burchard und Lullus, Witta und Gregor, die er, wie noch manche seiner Schüler den neuen kirchlichen Gemeinwesen vorsetzte. Ja selbst das zartere Frauengeschlecht blieb nicht zurück im heil. Eifer. So haben Thekla und Chunitrude, jene in Kitzingen und Ochsenfurt, diese in Baiern, Chunihilt und ihre Tochter, Berathgit in Thüringen und Lioba und Waltpurga in Bischoffsheim als Lehrerinnen, wie durch ihren Wandel, in reiner Menschenliebe das göttliche Wort verkündet.

Zur Belohnung wie zur Aufmunterung wurde Bonifacius von Gregor III. zum Erzbischof und apostolischen Vikar ernannt [732], bauete darauf die

neuen Kirchen zu Fritzlar und Amönenburg, und begann nach einer dritten Reise nach Rom [738] die kirchlichen Verhältnisse Teutschlands zu ordnen. Auf seiner Rückkehr durch Baiern gründete er mit Bewilligung des Herzogs Odilo die Diözesen Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau, für Ostfranken, Hessen und Thüringen die Bisthümer zu Würzburg, Eichstädt und Buraburg [741], und ließ endlich auf dem ersten teutschen Concilium [743] die neue Kirche sich gänzlich dem Pabste unterwerfen. In dieser Zeit wurde Gewilieb von Mainz abgesetzt, Bonifacius vom fränkischen Hofe zum erzbischöflichen Sitze berufen [745] und von Pabst Zacharias [748] bestätigt. Allein schon nach wenigen Jahren überließ er das Erzbisthum seinem treuen Mitarbeiter Lullus [752] und unternahm eine Bekehrungsreise nach Friesland, wo er von einem Haufen heidnischer Friesen [754] bei Docum erschlagen wurde. Seine Gebeine ruhen im Dome zu Fulda, wo durch seinen Schüler Sturm seit 744 ein Kloster gegründet ward.

Nur ein flüchtiger Blick auf das thatenreiche Leben dieses Mannes genügt, um unsere Bewunderung zu erregen. Mit Bonifacius blieb das Christenthum dauerhaft in Teutschland; er führte Wissenschaft und Sinn für dieselbe, Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht, und mit derselben mildere Sitten in unserm Vaterlande ein. Doch darf die Geschichte nicht übersehen, daß dieser Apostel der Teutschen, wenn auch ohne Absicht, den Grund zum päbstlichen Supremat über die teutsche Kirche legte, und vielleicht für alle Zeiten die Freiheit der teutschen Kirche untergrub. Dem Geschlechte Pipins dagegen hat er den Weg zum Throne gebahnt.

W. Weick.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische Staatsbibliothek München

Verzeichniss der Subscribenten

auf das

Pantheon der Geschichte des Teutschen Volkes, ꝛc. ꝛc.

Baden, Würtemberg und einem Theil der Schweiz.

Seine Königl. Hoheit, Ludwig, Großherzog von Baden, ꝛc. ꝛc.
Ihre Majestät die verwittwete Königin von Würtemberg, Charlotte Mathilde.
Ihre Königl. Hoheit, die Frau Großherzogin Stephanie von Baden.
Ihre Hoheit die Frau Markgräfin Friederich von Baden.
Seine Hochfürstl. Durchlaucht, der souveraine Fürst v. Hohenzollern-Sigmaringen.
Seine Hochfürstl. Durchlaucht, Carl Egon, Fürst von Fürstenberg.
Seine Hochfürstl. Durchl. der Erbprinz von Hohenzollern-Hechingen.
Seine Hochfürstl. Durchl., der Prinz Carl v. Hohenlohe-Kirchberg, Kön. Würtemb. General-Major.
Seine Hochfürstl. Durchl. der Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.
Seine Hochfürstl. Durchl. der Fürst von der Layen.
Ihre Hochfürstl. Durchl., die Frau Fürstin zu Isenburg-Birnstein.

Aalen. Bössbier, Ober-Amts-Arzt.
" Bröm, Ober-Amts Gerichts-Actuar.
Aarau. Bäurlin, Reg. Sekretär.
" Bär, Artillerie-Obrist.
" Billot, Friedrich.
" Ehrsam, Bäcker und Kaffeewirth.
" Ernst, Bierbrauer.
" Hemann, Baumeister.
" Landolt, Zuckerbäcker.
" Spieler, Kanzlei-Sekretär.
Aarburg. Bachmann, Hauptmann.
" Bohnebluſt, Stadtschreiber.
" Fröhlich, Pfarrer.
" Grosmann, Vater und Sohn.
" Pfendler, J. U.
Abtsgmünd. Weberling, Hüttenverwalter.
Achern. Armbruster, J., Handelsmann.
" Kern, Amtmann.
Adelberg. Otto, W., Vikarius.
Aesch. Blarer, Carl von.
Alpisbach. Scholder, Commissär.
Altheim. Hug, Pfarrer.
Altshausen. Kapitels Bibliothek.
" Küble, Posthalter.
" Vogel, Hof-Kameral Verwalter.
" Wenz, Braumeister.
Appenweier. Knapp, Kronenwirth.
Augsburg. Ebner, Kunsthandlung.
" Fritsch, J. N.
" Lutz, J. A. Cafetier.
Aulendorf. Gräfl. Königseggsche Bibliothek.
Backnang. Müller, Doktor.
Baden bei Rastadt. Betz, Geheimer Rath.
" Camlossy, Arzt.
" Lorenz, Geistl. Rath u. Dekan.
" Mahler, Ober-Amtmann.
" Mayer, Werkmeister.
" Seither, Caplan.
" Tröndlin, Rechtspraktikant.
" Wagner, Baumeister.
Baden i. der Schw. Dorrer, A., z. Bären.
" Dorren, im Hinterhof.
" Egloff, L., im Stadhoff.

Baden i. der Schw. Jeuch, zur Sonne.
" Keller, J., Stadtpfarrer.
Bahlingen. Fasnacht, Ob. Amts-Aktuar.
" Hour, Buchhalter.
" Seeger, von, Ober-Amtmann.
Bartenstein. Mugler, Amtmann.
" Wünsch, Amts-Aktuar.
Bärenthal. Laurer, Pfarrer.
Basel. Wettstein, Apotheker.
" Wolleb, Pfarrer.
" Uebelin, F., Postofficiant.
Besigheim. Gemmingen, Karl v., Ober-Amts Gerichts-Aktuar.
Biberach. Brumendal, v., Rechts-Consulent.
" Cloos, Stadtrath.
" Eben, Stiftungs-Verwalter.
" Heider, v., Stadpfleger.
" Krieg, Rektor.
" Probst, Ober-Amts-Richter.
" Reus, Ober-Amtmann.
" Stecher, Kron-Apotheker.
" Stecher, J. D.
" Wechsler, Kaufmann.
" Wechsler, Stadschreiber.
" Zwerger, v., Ob. Amts G. Aktuar.
Biengen. Schmid, Pfarrer.
Blaubeuern. Brand, S., Studiosus.
" Griesinger, Stud.
Bleichheim. Kageneck, Franz, Graf, v., Kissling, Förster.
Bonndorf. Graselly, Kaufmann.
" Klaiber, Dom. Verwalter.
" Marquie, Amts-Assessor.
" Weckerle, Amts-Revisor.
Böblingen. Bloss, Pfand-Commissär.
" Theurer, Doktor.
Bönigheim. Krauss, W., Kaufmann.
Brakenheim. Rippman, Kam.-Buchhalter.
Bremen. Heyse, Buchhandlung.
Brombach. Grebner, Oekonom. Inspektor.
Bruchsal. Berg, Theol. Cand.
" Göldner, Jos., Stadt-Apotheker.
" Guggert, Hof-Kaplan.
" Reidel, Professor.
" Sonntag, Forst-Verwalter.
Brugg. Mayer, Samuel.
" Markii, Pfarrer.
" Sandmayer, Notar.
" Schilbly, zum Rößle.
" Sevin, Apotheker.
Bühl. Arneg, Amts-Revisor.
" Lenz, Dekan und Pfarrer.
" Neumann, Rechtspraktikant.
Buchen. Kleinvell, Ober-Gerichts-Advokat.
" Siebert, Amtsphysikus.
Buchen. Schmidt, Beneficiat.
Calw. Bazlen, Buchhalter.
" Schütz, Doktor.
Cannstadt. Hebray, Oberzoller.
Coblenz. Gelehrte Buchhandlung.
Comburg. Seeger, v., Hauptmann.
Constanz. Bannhard, Buchdrucker.
" Corneli, von, Obrist.
" Gässler, Cooperator.
" Kleiser, von, Geh. Rath und Kreisdirektor.
" Nenning, Professor.
Crailsheim. Neuffer, Ob. Amts-Richter.
Däzingen. Hofmann, Pfarrer.
Distelhausen. Abendanz. S. F. Kaufmann.
Donaueschingen. Baur, Postverwalter.
" Brummel, Sekretär.
" Enzenberg, von, Graf.
" Fischer, F. F. Bibliotheksdiener.
" Hasenfratz, Dom. Kanzlei-Sekretär.
" Hägelin, Kaplan.
" Jäger, Seb., Professor.
" Kayser, Studiosus.
" Koller, von, Oberforstrath.
" Krauth, C., Mundkoch.
" Maier, Studiosus.
" Marstrand, Hofgärtner.
" Merlet, Hofrath.
" Rehmann, Hofr. und Leibarzt.
" Reischach, von, Studiosus.
" Rothschild. S., Hof-Faktor.
" Schreckenstein, Freiherr von.
" Seemann, F.
" Sulger, Sekretär.
" Verschuer, von, Oberjäger-Meister.
" Weisharr, Bauinspektor.
" Würthenau, F. von, Bürgermeister.
" Zepf, Hofrath.
Dornstetten. Knapp, Kommissär.
" Schmid, Verwaltungs-Aktuar.
Dörzbach. Burk, Staabs-Schultheiß u. Verwaltungs-Aktuar.
Ebingen. Judler, Stadtschreiber.
Ehingen. Gymnasiums-Bibliothek.
Ellwangen. Bäumlin, Ober-Lieutenant, u. Straßenbau-Inspektor.
" Bechter, Ober-Justiz-Assessor.
" Hüttenschmied, Ob.-Amtmann.
" Sandberger, Ob.-Amts-Aktuar.
" Serer, Regierungs-Kanzlist.
" Wesser, Rektor.
Emmendingen. Rieg, C. F., Ober-Einnehmer- u. Verw. Aktuar.
" Steinman, Ingenieur.

Engen. Federle, Rentmeister.
" Münzer, Kaplan.
" Schlosser, Dekan u. Stadtpfarrer.
" Schuler, F. D., Caplan.
Enneda. Oertly, J. M., auf dem Rain.
Eppingen. Kohler, A., Baumeister.
" Schmied, Assessor.
Esslingen. Deffner, Kaufmann.
" Haag, Vikarius.
" Hübler, Kaufmann.
" Pfaff, M., Conrektor.
Ettenheim. Diez, Amts-Assessor.
Ettenheim. Götz, Stadtpfarrer.
" Mylius, J. L., Apotheker.
Ettlingen. Ebel, F., Amtsrevisor.
" Katzenberger, Stadapotheker.
" Krafft, Caplan.
" Leiber, Controleur.
" Wick, Oberbürgermeister.
Forbach. Müller, J., Vikar.
Freiburg. Andre, Handelsmann.
" Arnold, Kreis-Baumeister.
" Baden, von, Staatsrath.
" Bannwarth, Oberbürgermeister.
" Binz, J. C. L., Theol. Candidat.
" Billharz. Professor.
" Bosch, Med. Doktor.
" Bosch, Rechts-Praktikant.
" Brugger, Professor.
" Buisson, Hofgerichts-Assessor.
" Decker, Lehrer.
" Filling, Magistats-Sekretär.
" Ganther, Rechts-Praktikant.
" Gutekunst, Kaufmann.
" Haberer, Professor.
" Haller, Regimentsarzt.
" Heß, Bäckermeister.
" Hölzlin, Universitäts-Amtmann.
" Hölzlin, Hof- u. Universitäts-Instrumentenmacher.
" Hummel, Stadtrath.
" Jäger, Erzbischöflicher Sekretär.
" Kageneck, Graf, von.
" Laumayer, Prof. Wittwe.
" Lumpp, Bezirks-Baumeister.
" Lumpp, Dom-Caplan.
" Märzweiler, Rechts-Praktikant.
" Müller, Dr. Dom-Caplan.
" Museums-Bibliothek.
" Nino, Kaufmann.
" Phyrr, Stadtrath und Major.
" Reinach Werth, Commandeur, Freiherr, von.
" Reichenbacher, Aktuar.
" Riegert, Physikus.

Freiburg. Riesterer, Theol. Canditat.
" Rösch, Geometer.
" Sartory, Amts-Revisor.
" Sautier, Stadtrath.
" Seldeneck, von, Lieutenant.
" Seng, Oberamtmann.
" Seyb, Handelsmann.
" Scheitle, Apotheker.
" Schwarzweber, Hofger.-Advokat.
" Steinmetz, Theilungs-Commissär.
" Stolz, Gerber.
" Streicher, Lammwirth.
" Stutz, F. M., Handelsmann.
" Vikary, von, General-Vikar.
" Vogt, L., Schwerdtwirth.
" Walchner, Ober-Amtmann.
" Weick, Dr., Docent d. Geschichte.
" Wocher, Arzt.
Freudenberg. Ernsperger, Pfarrer.
Freudenstadt. Moll, Friedrich.
" Rieker, Ober-Amtsrichter.
" Stengel, Ober-Amtsverweser.
" Weimar, Stadt-Schultheiß.
Friesenheim. Rotberg, Revierförster.
Furtwangen. Fehrenbach, J., z. Engel.
Gaggenau. Gutekunst, J., P.
" Häfelin, F. C.
Gaildorf. Traub, Ober-Amtmann.
Geisingen. Martin, Dr. Physikus.
Giengen. Bötz, Pfand-Commissär.
Glarus. Tuneſi, C.
" Tschudy, Alt-Landamann.
Gmünd. Braun, Oberlehrer.
" Jäger, Apotheker.
" Molitor, von, Ober-Lieutenant.
" Münch, Seminar Rektor.
" Visel, Ober-Amts Pfleger.
" Vogel, Ober-Lehrer.
" Weiß, Ober-Präzeptor.
Grenzbach. Hitzig, Pfarrer.
Günzburg. Fleischhut, Professor.
" Heerwagen, W. K., Zolleinnehmer.
" Juilt, Rennt-Amtmann.
" Schilcher, Stadtpfarrer.
Hall. Hubmann, Rathschreiber.
" König, Freiherr, von.
Haslach. Zepf, Amts-Revisor.
Hausen. Volm, Pfarrer.
Hausen vor Wald. Keller, Pfarrer.
Hechingen. Carry, Alb., Kaufmann.
" Frank, von, Fürstl. Rath.
" Gieglin, Fürstl. Rath.
" Koller, C., Arzt,
" Paur, von, Hofrath.
" Stüller, Medicinalrath.

Hedelsheim. Müller, Dekan u. Pfarrer.
Heidelberg. Ackermann, F., Med. Stud.
" Gayer, Theilungs-Commissär.
" Lülsdorf, G., Jur. Stud.
" Metzger, J., Universit. Gärtner.
" Merlet, Ed. Stud.
" Müller, H. G. Stud.
Heidenheim. Mack, Stadtschultheiß.
" Mebold, Fabrikant.
Heilbronn. Bibliothek des 4. Inf. Reg.
" Klett, Rechts-Consulent.
" Wagner, W. J., Kaufmann.
Heiligenberg. Clavel, v., Hofr. u. Ober-Amtmann.
" Mayer, Rath u. Renntmeister.
Heitersheim. Rotberg, v., Domherr.
Herisau. Steiger, im Bad.
Herrenberg. Berg, Substitut.
" Firnhaber, Oberamts-Ger.-Aktuar.
" Traub, Apotheker.
Hilsbach. Weng, Amtmann.
" Unfried, Kameral-Verwalter.
Hornberg. Hönig, Amts-Revisor.
Hüfingen. Bauer, Dr., Physikus.
" Ganther, Amts-Aktuar.
" Gleitz, von, Aktuar.
" Gleichauf, Aktuar.
" Guttenberg, Renntmeister.
" Zamponi.
Hügelsheim. Jäger, N., Pfarrer.
Ichenhausen. Hain, Freih. v., K. B. Kämmer.
Ichenheim. Kürzel, Pfarrer.
Igelswies. Bermann, Stabhalter.
Inzlingen. Düggelin, B., Pfarrer.
" Kern, de Crousag.
Isny. Berle, Physikus.
" Sulzer, Elias.
Kandern. Brodhag, J., Dr.
" Hägelin, Apotheker.
" Zollikofer, Arzt.
Kapfenburg. Gleich, Kameral-Verwalter.
" Schelling, Revier-Förster.
Karlsruhe. Berstett, Freih. von, Staats-Minister.
" Cornelli, Domänen-Verwalter.
" Dietz, Finanz Räthin.
" Flad, Auditor.
" Gervois, Madame.
" Groß, Bürgermeister.
" Hagendorn, Registrator,
" Hruby, Freiherr von, k. k. Oestr. Gesandter.
" Kniestedt, Freiherr von.
" Küsswieder, Minist. Sekretär.
Karlsruhe. Lotowisky v., k. k. Oest. Gesandt. Serketär.
" Märk, Kaufmann.
" Morstadt, Kammerfourir.
" Peter, J.
" Rheinhold, Hof-Uhrenmacher.
" Rheinländer, Amts-Revisor.
" Ruf, Theilungs-Commissär.
" Scheffel, von, Hauptmann.
" Tulla, von, Obrist.
" Vogel, Kaufmann.
" Williard, Assessor.
" Zyllenhardt, Freih. von, Staats-Rath.
Kehl. Kieffer, Oberzoller.
Kenzingen. Nau, Amts-Revisor.
Kirchen. Souvain.
Kirchhofen. Jäck, Dekan u. Pfarrer.
Kirchsbergen. Schweigert, Domänen-Verwalter.
Kleingartach. Martin, Pfarrer.
Klosterwald. Grimm, Sekretär.
" Mock, Renntmeister.
Kölliken. Suttec, J., Bärenwirth.
Königsfelden. Stapfer, Dr.
Kork. Greiner, Diaconus.
" Leme, F.
Krautheim. Eisenhuth, Hirschenwirth,
" Pfeffel, Rent-Amtmann.
" Sickenberger, Rent-Amtmann.
Krotzingen. Lumpp, Pfarrer.
Künzelsau. Goeller, Theol. Canditat.
" Ruoff, Werkmeister.
" Tritschler, Vikar.
Kupferzell. Weiss, Pfarrer.
Kuppenheim. Herr, Camerarius und Pfarr-Rektor.
Lachen. Gangyner, Pfarrer, Dekan und Domherr.
" Schmidt, Joh., Landamann.
Lahr. Matzinger, B.
" Schäfer, Obereinnehmer.
Langenau. Glass, Kameral-Verwalter.
Langenburg. Eversperger, O. A. G. Aktuar.
" Eisenmenger, Justiz-Rath.
" Hardegg, Referendär.
Lauffenburg. Bachmann, Ober-Amtmann.
Leipzig. Hinrichs'sche Buchhandlung.
Lenzburg. Heusler, Dr.
" Hünerwadel, Dekan.
" Kraft, Schuldirektor.
" Lippe, Professor.
Lenzkirch. Faller, Kaufmann.

Leonberg. Hahn, Forst-Assistent.
" Maier, Ob. A. Gericht-Assistent.
" Ofterdinger, Stadtpfleger.
Leutkirch. Seyle, Ober-Amts-Pfleger.
" Weber, Ober-Amtmann.
Liechtenau. Götz, Rath.
Löffingen. Bottliger, Rentmeister.
Lörrach. Sauerbeck, Ingenieur.
" Vogelbach, zu 3 König.
Lorch. Kapf, Ober-Amts-Pfleger.
Ludwigsburg. Biblioth. d. 6. Inf. Reg.
" Burnitz, Kanzlist.
" Dahm, Steuer-Commissär.
" Dünger, v., Ob. Justiz-Rath.
" Flattich, Auditor.
" Haußmann, Hof-Apotheker.
" Hügel, v., Gener. Lieutenant.
" Jooss, Guide b. k. Gen. Staab.
" Knapp, J., Handelsmann.
" Körner, Gotl., Bierbrauer.
" Martins, v., Hauptmann beim kön. General-Staab.
" Museums-Bibliothek.
" Niedhammer, Guide beim königl. Generäl-Staab.
" Ruoff, J., Handelsmann.
" Schongar, Guide b. kön. General-Staab.
" Schultheiss, Auditor.
" Stauss, Staabs-Fourier.
" Uhland, Ob. Amts-Arzt.
" Varnbüler, v., Gen.-Lieutenant.
Luzern. Amrhyn, Staatsschreiber.
" Bösch.
" Corragione v. Orelli, zu Nieder-Wantenflue, Obrist.
" Göldlin, Hauptmann.
" Pfiffer v. Altigshoffen, Obrist.
Mahlberg. Fink, Geistl. Verwalter.
" Kuhn, Commissär.
" Suhany, Amts-Revisor.
" Wagner, Pfarrer.
Mainz. Kussenberg, Buchhändler.
Mannheim. Bayer, Hofgerichts-Assessor.
" Föhrenbach, Ob. Hofger. Rath.
" Gemmingen, Freifrau von.
" Harmonie-Bibliothek.
" Härtling, von, Kreis-Rath.
" Oberndorf, Graf von.
" Reichhardt, Hofgerichts-Rath.
" Steinmetz, Freiherr von.
" Stockhorn, von, General.
" Sturmfeder, Freiherr von.
" Waldersdorf, Gräfin von.
" Wund, Stadt-Direktor.

Mergentheim. Breitenbach, Archiv-Assistent.
Mersburg. Endres, Jos. Ant.
" Litschgi, Hofgerichts-Assessor.
" Wolf, Hofgerichts-Direktor.
Mindelheim. Bauer, Dr., kön. Rent-Beamter.
" Blesen, von, Obrist.
Möckmühl. Speidel, Stadtschultheiß.
Möhringen. Leiber, Kreis-Revisor.
Möskirch. Bermann, Stabhalt. i. Igelsw.
" Consone, A., Kaufmann.
" Ebeke, Theilungs-Commissär.
" Emert, Amts Aktuar.
" Fischer, Konr., Bürgermeister.
" Lauchert, Kaufmann.
" Ott, Pfarrer.
" Schalk, Sonnenwirth.
" Schalk, Braumeister.
" Schwab, v., Ober-Amtmann.
" Walser, Pfarrer.
" Wäggler, Stadtpfarrer.
Mosbach. Hermann, Amts-Revisor.
" Peter, Ober-Amtmann.
" Petri, Assessor.
" Rottberg, von, Forstmeister.
Müllheim. Kammüller, zum Schwanen.
" Väsin, Kaufmann.
" Seitz, Aktuar.
Münsingen. Moller, Dr., Amts-Aktuar.
Munzingen. Armbruster, Apotheker.
" Brotz, Verwalter.
" Riesterer, Pfarrer.
Nagold. Engel, Oberamtmann.
" Stotz, Commissär.
Nekargmünd. Bronner, Apotheker.
" Jung, zur Pfalz.
" Staaden, Domänen-Verwalter.
Nekarsulm. Lützelberger, Faktor.
" Mauch, Verwaltungs-Aktuar.
" Sandberger, Ober-Amtmann.
" Speidel, Gerichts-Notar.
Neuenbürg. Martin, C., Dekan.
" Bellino, Ob.-Amt-Ger.-Aktuar.
" Breunlin, F., Buchhalter.
" Bullinger, Forst-Assistent.
" Hofmann, Amts-Substitut.
" Leemann, L. F.
" Nast, Buchhalter.
" Mebold, C. A.
" Pfleiderer, Ob.-Amts-Aktuar.
" Warth, Forst-Amts-Verweser.
" Wölfel, Oberzoller.
Neuenstein. Wanner, Stadt-Arzt.
" Ziegler, Verwalt.-Aktuar.

Neufreistett. Beisenherz, Ingenieur.
" Delaite, von, Ingenieur.
" Kuhn, Arzt.
" Wagner, Lagerhaus-Verwalt.
Neustadt. Fernbach, Amtmann.
" Würth, W. Assessor.
Neresheim. Weihenmayer, Pfand-Commissär.
Nürtingen. Daser, Forst-Assistent.
" Schiekhart, Stadt-Schultheiß.
Nußbach. Heussler, Pfarrer.
Oberkirch. Gerstner, Dom-Verwalter.
" Klausmann, Kr., Caplan.
" Utilie, J., Amts-Aktuar.
Obermarchthal. Boscher, Rentmeister.
" Niedermüller, Cassier.
" Steinberg, v., Ger.-Aktuar.
" Wiedmann, Amts-Richter.
Oberndorf. Nädelin, Gerichts-Notar.
" Pfeiffer, Ober-Amtmann.
" Rheinwald, Ger.-Aktuar.
" Real-Schule.
" Schettle, Ob.-Amts-Arzt.
Oehringen. Ade, Stadt-Accisor,
" Albrecht, Kanzlist.
" Allich, L., Schul-Insipient.
" Fleiner, Ob. Amts-Aktuar.
" Gaab, Fürstl. Kammerdiener.
" Tafel, Rechts-Consulent.
Offenau. Stübler, J. F.
Offenburg. Binz, Professor.
" Brückner, Finanz-Rath.
" Sensburg, von, Geh. Rath und Kreisdirektor.
" Weber, K. A.
Oftringen. Bryner, Jak., Fabrikant.
" Röschy, Wirth an d. Kreuzstraße.
Opfingen. Kreuzer, Prakt. Arzt.
Oppenau. Seither, Assistenz-Arzt.
Oppenweiler. Niedhammer, Forst-Assist.
Osterburken. Seeber, Amts-Aktuar.
Ottenheim. König, Pfarrer.
Pfedelbach. Herle, von, Major.
" Mendlin, Aktuar.
" Pistorius, Amts-Richter.
Pforzheim. Becker, Post-Verwalter.
" Dittler, Th. H., Kaufmann.
" Dittler, P., Kaufmann.
" Dörflinger, G.
" Finkenstein, Tuch-Fabrikant.
" Ladenburger, K. F.
" Weisse, Theilungs-Commissär.
" Zeh, Mechanikus.
Pfullendorf. Kolb, Amtmann.
Raisenburg. Adam, Patrim. Richter.
Rappenau. Rosentritt, Salin-Inspektor.
Rapperswyl. Hürlimann, Major.
" Müchler, zum Sternen.
" Werner Heussy, z. Pfauen.
Rastadt. Guggert, Jg., Caplan.
" Meinhard, Amts-Assessor.
" Museums-Bibliothek.
Ravensburg. Deblinger, Magister.
" Dorn, J., Papierfabrikant.
" Gradmann, Kunsthandlung.
" Sauter, Rechts-Consulent.
" Zwerger, v., Stadt-Schultheiß.
Reutlingen. Haug, Finanz-Kammer-Ref.
" Hefele, Finanz-Kammer-Assef.
" Hofacker, Finanz-Rath.
" Linden, v., Reg.-Präsident.
" Nast, Ober-Zoller.
" Weysser, Reg.-Referendär.
Rheineck. Küster, A. K.
Rheinfelden. Dietschy, Stadt-Amtm.
Riedern bei Stülingen. Haag, Pfarrer.
Riedheim. Castell, Pfarrer.
Riedlingen. Deutelmoser, Salz-Faktor.
" Grüzmann, Gerichts-Notar.
" Kapitels-Bibliothek.
" Kuen, Gerichts-Assessor.
Rimsingen. Baumann, Pfarrer.
Rossenfeld. Rockenstein, Apotheker.
" Walzer, Lehrer.
Rothenburg. Se. Bischösl. Gnaden.
" Göhringer, Vicar.
" Messmer, Domherr.
Rothenfels. Gläss, Pfarr-Rektor.
Rothrist. Landolt, zum Roß.
Rothweil. Bleyer, Kameral-Verwalter.
" Gebhardt, Forst-Assistent.
" Gymnasiums-Bibliothek.
" Glückherr, Apotheker.
" Göbel, von, Lieutenant.
" Kapitels Bibliothek.
" Ruffer, Ob. Amts-Pfleger.
" Steinhauser, Ober-Amtmann.
Rust. Rümmelin, Pfarrer.
Saulgau. Aich, Ober-Amts-Richter.
" Jegglin, Pfand-Commissär.
" Josse, Gerichts-Notar.
" Wirth, Apotheker.
Schänis. Hafner, G., Pfarrer.
Scherr. Buzerine, Amts-Gerichts-Aktuar.
" Oehler, Amts-Aktuar.
" Rom, von, Amts-Richter.
Schinznach. Rauschenbach, Badbesitzer.
Schlatt. Kayser, Pfarrer.
Schliengen. Ott, Commissär.

Schopfheim. Bürkle, Amtmann.
" Huber, Scribent.
" Lembke, Amts-Revisor.
Schorndorf. Preu, Ober-Amts-Verweser.
" Schmidt, Kameral-Buchhalter.
" Zeppelin, v., Forst-Assistent.
Schuttern. Kohler, Dekan.
Schutterwald. Geck, Pfarrer.
Schwetzingen. Hartwig, Scribent.
" Kugel, Amts-Revisor.
Seelbach. Vögele, Pfarrer.
Seckingen. Thum, Verwalter.
Sigmaringen. Arnaud, zu Kronen.
" Bannwarth, J. N.
" Barraty, Regg. Sekretär.
" Engel, Geistl. Regg. Rath.
" Horn, Steuer-Commissär.
" Mock, Hof-Kam.-Verwalt.
" Sallwürk v., Amts-Aktuar.
" Widmann, Felix.
Sinsheim. Greiff, Apotheker.
Solothurn. Kaiser, Professor.
" Weissenbach, Professor.
Spaihingen. Biedermann, Dekan.
Härlin, Stadt-Schreiber.
" Hirzel, Ober-Amtmann.
" Merkt, Ober-Amts-Pfleger.
" Wenz, Ober-Amts-Arzt.
Staufen. Lederle, Apotheker.
St. Blasien. Bahr, Gastgeber.
" Ernst, Ober-Amtmann.
" Stark.
" Wassmer, Ober-Förster.
Steisslingen. Stosingen, Freiherr v. Kammerh.
Steinestadt. Schmidtle, Pfarrer.
Stetten am kalten Markt. Krieg, Physikus.
St. Gallen. Kunckler, Pfareer.
" Fels, zur Melone, Präsident.
Stockach. Häussler, S., Hauptzoller.
" Sugg, Dom.-Verwalt.-Aktuar.
" Thumb, Dom.-Verwalt.-Scribent.
Stotzingen, Nieder. Fleischlen, M., Pfr.
" Keller, Rent-Amtmann.
" Mahldeghem, Graf, von.
" Zipperlin, Dr.
Stotzingen, Ober-. Ungelter, von, Baron.
St. Peter. Kolb, Pfarrer.
St. Trutpert. Ortlieb, Pfarrer.
Stühlingen. Feederle, Amts-Revisor.
Stuttgardt. Dieterich, Maler.
" Dürrich, Lieutn. i. Gen. Staab.
" Fribolin, v., Obrist-Lieutenant.
Stuttgardt. Hoffmann, Friedr. von.
" Kölle, K.
" Löwenstein, Bar.v., Obrist-Lieutenani.
" Müller, Forstraths-Sekretär.
" Rost, Professor.
" Scharrer, Geograph.
" Schott, Dr., Ob. Justiz-Procurator.
" Staiger, Professor.
Sulz. Binder, Dekan.
" Pfäfflin, Rechts-Consulent.
Sulzbach. Pitsch, von, Apotheker.
" Ungerer, Staabs-Schultheiß.
Sursee. Hauckeler, Ant., Rechts-Anwald.
" Schnyder, Amts-Schreiber.
" Schnyder, de W,, Schaffner.
Tauber-Bischofsheim. Saur, Stud.
" Schmidt, Bez.-Amts-Schreiber.
Thanheim. Seitz, Pfarrer.
Thiengen. Velten, Forst-Inspektor.
Tieffurth. Ackermann, Müller.
Todtmoos, Liber, Pfarrer.
Trogen. Honerlaz, Obrist.
" Tobler, M.
Tuttlingen. Gross, Kaufmann.
" Gross, Ober-Amts-Arzt.
Tübingen. Birmann, Theol. Stud.
" Dangel, Repedent.
" Evangel.-Seminar-Bibliothek.
" Fleischhauer, D. J
" Geist, Theol. Stud.
" Hartmann, Hein.
" Hugger, Phil. Stud.
" Laub, Buchhändler.
" Leulee, Robert, Theol. Stud.
" Mayer, Theol. Stud.
" Nagel, Chr.
" Richter, Philos. Stud.
" Wehrle, Gerichts-Notar.
" Wocher, Repetent.
" Zepf, Theol. Stud.
" Zimmer, Agst.
Ueberlingen. Chrismar, v., Amtmann.
" Felder, Apotheker,
" Realschule.
Ueberlingen am Ried. Ill, Pfarrer.
Ulm. Bibliothek des 8. Inf. Regiments.
" Dietrich, Conrad, Vikarius.
" Frank, Ober-Justiz-Procurator.
" Husswadel, von, Hauptmann.
" Kapf, von, Rittmeister.
" König, Freih. von, Ober-Justiz-Rath.
" Nörbel, Rechts-Canditat.
" Nußer, Professor.

Ulm. Rabel, Lehrer.
" Schad, J. U. von.
Utznach. Röthlin, Dekan und Pfarrer.
Vayhingen. Hartmann, Buchhalter
Villingen. Wittmann, Dom.-Verwalter.
" Künzler, J. M., Weinhändler.
" Müller, Apotheker.
" Teufel, Ober-Amtmann.
" Würth, Rechts-Praktikant.
Voburg. Mayer, M. H., Forst-Assistent.
Wädenschwyl. Hauser, Arnold u. Albert, in der Gerbe.
" Lesegesellschaft.
" Tobler-Baumann, Prokurator.
Waldenburg. Krauss, Assessor, OberRent-Beamter.
Waldsee. Die Kapitels Bibliothek.
Waldüren. Straus, Amtmann.
" Schwarz, Decan u, Pfarrverw.
Walldorf. Raisberger, Revierförster.
Wangen. Lindauer, Pfarrer.
Wassenweiler. Sauter, Pfarrer.
Weikersheim. Krauser, Pfand-Commiss.
Weil. Vogelbach, Adlerwirth.
Weimar. Hofmann, Buchhändler.
Weinheim. Grim, A. L., Professor.
" Külp, Aktuar.
Weinsberg. Hildt, Werkmeister.
Weilderstadt. Beyerle, Dr.
" Eble, Stadtschultheiß.
Welzheim. Günzler, Ober-Amtmann.
" Hauff, Dr.
" Lemppenau, Rechts-Consul.
Welzheim. Preiss, Amtmann.
Werthheim. Kaidel, Reggs.-Justiz-Assess.
Wiblingen. Schäfer, O.-Amts-Gerichts-Aktuar.
Wien. Beck, Buchhändler.
" Wallishausen, Buchhändler.
Wiesloch. Böhler, Amts-Assessor.
" Feldmann, Land-Chirurg.
Wildband. Fromm. v., Revierförster.
Wilisau. Wechsler, Kaufmann.
Winnenden. Fäser, Commissär.
Wohlen. Michel, Ands., Wirth.
Wolfach. Hirschbauer, Revierförster.
Wyl. Wirz a Rudenz, Baron von.
Zell am Hammersbach. Beck, Caplan.
" Flaig, Arzt.
" Holtz, Revierförster.
" Lenz, Fabrikant.
Zimmern. Rainer, Benefiziat.
Zofingen. Imhoff, J. R.
" Sutter, Obrist.
" Senn-Hess.
Zürich. Gessner auf der Schuhmacher.
" Hottinger, Professor.
" Vogel, zum Schwanen.
Zug. Hediger, Sohn.
" Kayser, J. M., Landschreiber.
" Suter, zum Hirschen, Posthalter.
" Uttinger, Apotheker.
Zwiefalten. Fischer-Weikersthal, v., Forst-Assistent.
" Heiler, Substitut.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Münch, Ernst Hermann Joseph, 1798-1841

Pantheon der Geschichte des Teutschen Volkes

Bd.: 1. [1825]

[Freiburg] 1825
39.649-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701585-2